

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Feministische Außenpolitik

Rassismuserfahrungen von Wissenschaftler*innen of Color an Hochschulen. Eine machtkritische Analyse von Wissens- und Organisationsstrukturen

Stadtraum, Macht und Geschlecht

„Ich sehe was, was du nicht siehst“ – weibliche (Un-)Sichtbarkeit in Innovationskontexten

Das Geschlecht der Datafizierung. Macht\Wissen im digitalen Zeitalter

„We have begun to define ourselves“: das Ich und Wir des consciousness raising

KILL ME, I AM A SOPRANO! Macht und Gewalt im Musiktheater und seiner Vermittlung

Geschlechterstereotype in Stellenanzeigen erkennen und vermeiden: Eine sprachwissenschaftliche Analyse und Handlungsempfehlungen

Weiblich – muslimisch – sportengagiert. Eine intersektionale Analyse sportbezogener Biografien türkeistämmiger Frauen in Deutschland

Studierende mit Kind(ern) – Herausforderungen, Bedürfnisse und Perspektiven



Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 51

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6134
journal@netzwerk-fgf.nrw.de

Redaktion
Dr. Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek, Dr. Uta C. Schmidt

Essen, Januar 2023

ISSN 1617-2493
<https://doi.org/10.17185/dupublico/77262>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

Inhalt

Editorial	5
Neue Netzwerkprofessor_innen stellen sich vor	
Prof. Dr. Patricia Olivera Stošić	6
Prof. Dr. Alexandra Flügel	9
Prof. Dr. Barbara Thiessen	11
Prof. Dr. Christina Möller	15
Prof. Dr. Jennifer Eickelmann	18
Prof. Dr. Karim Fereidooni	20
Forschung, Vernetzung und Aktivitäten	
Neuer Beirat bestätigt Netzwerksprecherinnen	23
Gender-Report 2022 erschienen	23
Netzwerk Geschlechtersensible Medizin NRW gegründet	24
Zeitschrift GENDER ab 2023 im Open Access	24
Veränderungen im Projekt „Genderkompetenz in Studium und Lehre“ an der TH Köln	24
Personalien	
Prof. Dr. Carmen Leicht-Scholten für herausragendes Lehrkonzept ausgezeichnet	25
Dr. Uta C. Schmidt ist Preisträgerin 2022 der Stiftung „Aufmüpfige Frauen“	26
Dr. Stefanie Aunkofer erhält Auszeichnung für ihre Dissertation im Feld der Qualitativen Familienforschung	26
Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel verabschiedet sich als Herausgeberin der Zeitschrift GENDER	27
Prof. Dr. Sigrid Nieberle hält Laudatio auf Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel	27
Projekte stellen sich vor	
Ralitsa Petrova-Stoyanov, Daniela Wilmes, Christine Steffens, Ramona Liedtke, Barbara Teschner Kompetenz- und Strukturentwicklung zur gendersensiblen MINT-Forschung	30
Lea Quaing, Mara Klein, Marianne Heimbach-Steins Prekäre Anerkennung: Das „dritte Geschlecht“ in sozioethischer Perspektive	31
Lena Haarmann Online-Studie zu intersektionalen Diskriminierungserfahrungen und Gesundheit bei sexuellen Minderheiten	32
Florence Hervé, Melanie Stitz Seit 40 Jahren <i>Wir Frauen</i> – ein Blick zurück nach vorne	32
Jahrestagung 2022	
Hayley Basler, Büşra Kahraman, Malina Klueß Macht und Geschlecht. Verflechtungen, Verwerfungen, Verhältnisse – transdisziplinäre Analysen	35
Kristina Lunz Feministische Außenpolitik	42

Vildan Aytekin, Malika Mansouri Rassismuserfahrungen von Wissenschaftler*innen of Color an Hochschulen. Eine machtkritische Analyse von Wissens- und Organisationsstrukturen	46
Nina Schuster Stadtraum, Macht und Geschlecht	52
Julia Voß, Clara Meyer zu Altenschildesche, Kerstin Ettl „Ich sehe was, was du nicht siehst“ – weibliche (Un-)Sichtbarkeit in Innovationskontexten	58
Bianca Prietl Das Geschlecht der Datafizierung. Macht\Wissen im digitalen Zeitalter	67
Janna Hilger „We have begun to define <i>ourselves</i> “: das Ich und Wir des <i>consciousness raising</i>	73
Priska Seidl KILL ME, I AM A SOPRANO! Macht und Gewalt im Musiktheater und seiner Vermittlung	76

Beiträge

Bettina Franzke, Ina Weirich Geschlechterstereotype in Stellenanzeigen erkennen und vermeiden: Eine sprachwissenschaftliche Analyse und Handlungsempfehlungen	82
Natalia Fast Weiblich – muslimisch – sportengagiert. Eine intersektionale Analyse sportbezogener Biografien türkeistämmiger Frauen in Deutschland	94
Zeynep Demir, Alexandra Lüüs, Katharina Groening-Lienker Studierende mit Kind(ern) – Herausforderungen, Bedürfnisse und Perspektiven	104

Tagungsberichte

Maximiliane Brand Dr. gen. stud.? Beruf(ung)swege in den Gender Studies	120
Lara Carina Schlömer Große und feine Unterschiede. Populäre Genres in Literatur, Musik und Film von der Gründerzeit bis in die Weimarer Republik	122
Sandra Beaufaÿs Für das Recht auf Selbstbestimmung und für historische Sichtbarkeit von Frauen	122
Petra Merenheimo Gender & Sozialwirtschaft	124

Veröffentlichungen

Buchbesprechungen

Gerda Breuer rezensiert MMS (Hrsg.), (2020): <i>Natural Enemies of Books. A Messy History of Women in Printing and Typography</i>	125
Uta C. Schmidt rezensiert Elisabeth Heinrich (Hrsg.), (2022). <i>Beharrlichkeit, Geduld – und ein langer Atem. 50 Jahre Frauen – Frauenförderung – Gleichstellung an der Universität Siegen</i>	127

Neuerscheinungen

129

Editorial

Liebe Leser_innen,

gut bestückt präsentiert sich das Winterjournal – ein gewichtiges Zeichen für die Innovationskraft der Frauen- und Geschlechterforschung in NRW.

So zeigen Bettina Franzke und Ina Weirich in ihrem Beitrag, wie bei der Formulierung von Stellenanzeigen subtil Geschlechterstereotype projiziert. Natalia Fast nimmt in ihren intersektionalen sportsociologischen Forschungen Frauen und Mädchen mit türkischer Migrationsgeschichte in den Blick. Zeynep Demir, Alexandra Lüüs und Katharina Groening-Lienker erforschten die Herausforderungen, die Studierende mit Kind(ern) zu bewältigen haben.

Im November fand die Jahrestagung des Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung als Hybridveranstaltung im Glaspavillon der Universität Duisburg-Essen statt. Das Thema lautete: „Macht und Geschlecht. Verflechtungen, Verwerfungen, Verhältnisse – transdisziplinäre Analysen“. Seit ihren Anfängen interessiert sich die Frauen- und Geschlechterforschung für die Verflechtungen von Macht und Geschlecht als Grundlage sozialer Ordnungen. Wir freuen uns, mit dem Abdruck fast aller Tagungsbeiträge zeigen zu können, wie dieses Thema im Jahre 2022 von unterschiedlichen disziplinären Standpunkten bearbeitet wird. Der Tagungstag begann mit zwei Keynotes unter dem Titel „Power und Politik“. Prof. Dr. Zethu Matebeni, Fellow am Marie Jahoda Center for International Gender Studies der Ruhr Universität Bochum, zeigte, wie die Sprache der Kolonialmacht Sinn- und Deutungspraxen afrikanischer Sprachfamilien und Gemeinschaften vergeschlechtlichte und zum Verschwinden brachte. Deutlich wurde, dass die Konzepte westlichen, europäischen Denkens und Sprechens keineswegs Allgemeingültigkeit beanspruchen können. Die zweite Keynote sprach Kristina Lunz – vor dem Hintergrund aktueller Weltpolitik und dem Bekenntnis der Bundesregierung zu einem Paradigmenwechsel in der Außen- und Sicherheitspolitik – zu feministischer Außenpolitik. Ihr transkribierter Beitrag hilft, das „feministisch“ dieser Strategie einzuordnen. Unter dem Titel „Raum und Erfahrung“ stellten Vildan Aytekin und Max Karrasch Erfahrungen von Lehrenden of Colour mit Rassismus vor und verdeutlichten in ihrer machtkritischen Analyse, dass Hochschulen wahrlich keine rassismusfreien Räume darstellen. Nina Schuster resümierte die feministische Kritik an Architektur und Raumplanung. Julia Voß und Clara Meyer zu Altenschildesche fragten nach der Sichtbarkeit von Frauen in Innovationskontexten. Im dritten, mit „Wissen und Praxen“ überschriebenen Programmteil vergewärtigte uns Bianca Prietl in ihrem machtkritischen wie wissenssoziologischen Vortrag das Geschlecht der Datafizierung. Unter philosophischen Fragestellungen präsentierte Janna Hilger die Methode des Consciousness Raising als machtkritische Praxis und setzte damit im Publikum eine generationenübergreifende Diskussion in Gang zwischen jenen, die diese Methode in der Zeit der Frauenbewegung um 1968 als Bewusstwerdungs- und Ermächtigungsstrategie selber erprobt hatten, und Jüngeren, die sich dem Consciousness Raising als historische Praxis und unter Begriffen der Sorge und Subjektivität näherten. Am Ende der Tagung stand Priska Seidl aus Wien, die unter dem Titel „KILL ME, I AM A SOPRANO!“ die Rape Culture des Musiktheaters vorstellte und in ihrer linguistischen Analyse zeigte, wie sich diese in Vermittlungs- und Popularisierungsmedien zum Musiktheater noch perpetuiert.

Wir freuen uns, in diesem Journal das „Netzwerk geschlechtersensible Medizin NRW“ ankündigen zu können, das sich auf Einladung der Medizinischen Fakultät OWL an der Universität Bielefeld gründete. Vertreter_innen von acht medizinischen Fakultäten des Landes haben sich darin zusammengeschlossen, um geschlechtersensibler Medizin stärkere Aufmerksamkeit in der Fachöffentlichkeit zu verschaffen und in Forschung und Lehre zu verankern.

Wie in jedem Journal informieren Personalien, Projektvorstellungen, Tagungsberichte, Literaturhinweise über Entwicklungen in der Frauen- und Geschlechterforschung in NRW.

Wir bedanken uns bei allen, die das Netzwerk mit Leben füllen, es weiterknüpfen und dichter weben. Ein herzlicher Dank geht auch an die Kolleg_innen, die zum Gelingen dieses Heftes beigetragen haben.

Wir wünschen allen eine spannende Lektüre und ein glückliches, gesundes 2023.

Ihre

Katja Sabisch und Beate Kortendiek

Jahreswechsel 2022/2023

Neue Netzwerkprofessor_innen stellen sich vor

Prof. Dr. Patricia Olivera Stošić

Professur für „Erziehungswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung von migrations- und geschlechtsspezifischen Bildungsprozessen“ an der Universität Duisburg-Essen



Foto: Bettina Engel-Albustin.

Zur Professur

Die Professur für „Erziehungswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung von migrations- und geschlechtsspezifischen Bildungsprozessen“ ist angesiedelt an der Fakultät für Bildungswissenschaften und hier wiederum am Institut für Erziehungswissenschaft. Bevor ich zum 1. April 2022 auf diese Professur berufen wurde, hatte Prof'in. Dr'in. Renate Nestvogel die Netzwerkprofessur inne. Angetreten hatte sie diese im Jahre 1990 mit der Denomination „Sozialisationsforschung unter besonderer Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Sozialisation mit dem Schwerpunkt ausländischer Mädchen und Frauen“ an der Universität Duisburg-Essen an der Fakultät für Bildungswissenschaften. Seit ihrer Verabschiedung in den Ruhestand im Jahr 2012 war diese Netzwerkprofessur vakant und wurde über lange Jahre von unterschiedlichen Personen vertreten, bis sie schließlich mit modifizierter Genderdenomination und einer Fokussierung auf Bildung(sprozesse) ausgeschrieben und wieder besetzt wurde. Die angesprochenen Veränderungen der Denomination sind für mich sehr zentral: Sie öffnen einerseits den Blick für Bildungsinstitutionen und die Organisation bzw. die institutionelle Hervorbringung von Bildungsprozessen und von Bildungssubjekten vor dem Hintergrund migrations- und geschlechtsbezo-

gener Perspektivierungen. Damit einher gehen dann mitunter auch Fragen nach gesellschaftlichen oder etwa organisationalen, pädagogischen Ordnungen im Horizont von Migration und Geschlecht in ihrer Bedeutung für z. B. Zugehörigkeit, Bildungsbeteiligung, Bildungserfahrungen etc. Andererseits können weiterhin auch individuelle Perspektiven, (Bildungs-)Biographien, Bildungsprozesse usw. im Hinblick auf migrations- und geschlechterbezogene Differenz und auch Ungleichheit mitgedacht und beforscht werden. Die Bearbeitung der in diesen Perspektivierungen angelegten Spannungsverhältnisse und Verschränkungen macht für mich den sehr besonderen Reiz dieser Netzwerkprofessur aus.

Zur Person

Studiert habe ich Diplom-Pädagogik an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main (1998–2005). Bereits im Studium habe ich mich sehr für die Themen interessiert, die mich auch heute noch beschäftigen. Nach dem Studium war ich dann zunächst wissenschaftliche Hilfskraft, ab 2007 bis 2020 dann wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Goethe-Universität Frankfurt, wobei ich von 2016 bis 2018 die Professur für Allgemeine Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Erziehung und Migration vertreten habe. Ab 2020 bis 2022 habe ich zudem eine Professur für Erziehungswissenschaft an der Universität zu Köln mit ähnlicher inhaltlicher Ausrichtung vertreten. Seit 2017 bin ich im Vorstand der Kommission Interkulturelle Bildung (KIB) der Sektion Interkulturelle und International Vergleichende Erziehungswissenschaft (SIIVE) der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE). In diesem Kontext war ich an der Vorbereitung und Durchführung verschiedener Tagungen beteiligt und intensiv mit dem Themenkontext Erziehung und Migration beschäftigt. Aus diesem Arbeitszusammenhang heraus ist dann auch unsere neu gegründete „Zeitschrift für erziehungswissenschaftliche Migrationsforschung“ (ZeM; erscheint zwei Mal jährlich im Verlag Barbara Budrich) entstanden.

Inhaltlich bin ich breit aufgestellt, wobei der Themenkomplex Erziehung und Migration bislang eher im Fokus stand. Ich setze mich wiederkehrend mit dem Verhältnis von Individuum und Organisation im Kontext von Differenz und Ungleichheit auseinander, auch meine Beschäftigung mit der Systemtheorie sensu Niklas Luhmann und den hier verankerten konstruktivistischen Perspektiven haben mich in der Zeit meiner Promotion sehr geprägt. Unter der Leitung von Prof. Dr. Frank-Olaf Radtke habe ich etwa im Rahmen meiner Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Goethe-Universität u. a. an der Begleitforschung des Programms Soziale Stadt bzw. der Hessischen Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt (HEGISS) mitgewirkt und mich mit Fragen lokaler Bildungssysteme im Kontext von Migration, Segregation und Ungleichheit auseinandergesetzt. Meine Dissertation (2007–2013) habe ich dann allerdings einem ganz anderen Thema gewidmet: Hier ging es mir um die Frage, wie Publikumsmedien (untersucht habe ich die Zeitschriften DIE ZEIT und DER SPIEGEL) das seit der Veröffentlichung der ersten PISA-Studie so populäre Thema migrationsbezogener Bildungsungleichheiten bearbeiten und sich hierbei auf (Erziehungs-/Bildungs-)Wissenschaft beziehen. Theoretisch war hierbei eine systemtheoretische Perspektive auf die Medialisierung von Wissenschaft leitend für mich. Während der sogenannten Postdoc-Phase war ich dann als Projektleitung in drei verschiedene Forschungskontexte involviert, die in organisationstheoretischer, dann auch bildungsbiographischer Perspektive Themenzusammenhänge im Bereich Bildungsungleichheit und Differenz bearbeitet haben: Zu nennen wäre erstens das BMBF-Projekt „Lokale Konstellationen inklusiver Bildung“ (LoKoBi; Laufzeit 2018 bis 2020, gemeinsam mit Prof'in. Anja Hackbarth), zweitens ein Teilprojekt im LOEWE Schwerpunkt „Religiöse Positionierungen“ (RelPos; Laufzeit 2017–2020, gemeinsam mit Prof'in. Isabell Diehm) und drittens das BMBF-Projekt „Schulischer Wandel in der Migrationsgesellschaft“ (SchuWaMi; Laufzeit 2018 bis 2022, gemeinsam mit Prof'in. Dominique Rauch, Prof'in. Birgit Becker und Prof'in. Svenja Vieluf). Vor allem die beiden zuletzt genannten Projekte sind inhaltlich anschlussfähig an das Profil der Netzwerkprofessur. Während das Projekt zu den religiösen Positionierungen sich aus bildungsbiographischer Perspektive insbesondere migrations- und geschlechterbezogenen Verschränkungen im Kontext Hochschule angenähert hat, fokussierte das Projekt zum schulischen Wandel, das erst vor Kurzem abgeschlossen wurde, aus schulkulturtheoretischer Perspektive die Frage, wie Schulen den Seiteneinstieg geflüchteter

Schüler*innen organisieren und schulpädagogisch begleiten. Perspektivisch möchte ich im Rahmen der Netzwerkprofessur den angedeuteten Verschränkungen von Bildungsorganisation und Individuum im Kontext von Migration und Geschlecht und hier den Adressierungen sowie der wechselseitigen Hervorbringung von Bildungsprozessen und Bildungsbiographien nachgehen und hier insbesondere die Perspektive auf Geschlechterverhältnisse stärken.

Veröffentlichungen (Auswahl)

Monographien

- Stošić, Patricia (2017): Kinder mit Migrationshintergrund – Zur Medialisierung eines Bildungsproblems. Wiesbaden: Springer VS.

Herausgeberinnenschaften

- Gründungsmitglied und Mitherausgeberin der neu gegründeten sowie peer-reviewten Zeitschrift ‚Zeitschrift für erziehungswissenschaftliche Migrationsforschung (ZeM)‘ (Verlag: Barbara Budrich; Herausgeberinnenschaft gemeinsam mit Donja Amirpur, Claudia Machold und Ulrike Hormel; erste Ausgabe 01/2022) <https://www.budrich-journals.de/index.php/zem>
- Mitherausgeberin der Buchreihe ‚Inklusion und Bildung in Migrationsgesellschaften‘ (Verlag: Springer VS; Herausgeber*innenschaft gemeinsam mit Isabell Diehm und Argyro Panagiotopoulou)
- Mitherausgeberin eines Themenhefts in der Zeitschrift für Pädagogik (ZfPäd) (2/2022) zum Thema: Religion und Religiosität: Positionierungen in pädagogischen und erziehungswissenschaftlichen Kontexten. (Herausgeber*innenschaft gemeinsam mit Isabell Diehm und Thomas Geier)

Aufsätze

- Diehm, Isabell/Rensch, Benjamin/Stošić, Patricia (2022): Bildungsbiografische Positionierungen angehender Pädagoginnen – Empirisch-intersektionelle Perspektiven auf religiöse Zugehörigkeit als interdependente Kategorie. In: Zeitschrift für Pädagogik (H2/2022), S. 182–198.
- Stošić, Patricia/Vieluf, Svenja/Böse, Susanne (2021): Schulkulturen im Kontext von Fluchtmigration – Empirische Perspektiven auf den schulischen Umgang mit migrationsbezogener Differenz und Ungleichheit. In: Tertium Com-

- parationis, *Journal für International und Interkulturell Vergleichende Erziehungswissenschaft*, Vol. 27, Nr. 1, S. 44–64.
- Stošić, Patricia/Rensch, Benjamin (2020): „Ja, (...) wären Sie denn nicht bereit, den Lehrerberuf aufzugeben?“ Bildungsbiographische Positionierungen angehender muslimischer Lehrerinnen im Horizont von Pluralisierungsdiskurs und Diskriminierung. In: van Ackeren, Isabell et al.: *Bewegungen. Beiträge zum 26. DGfE-Kongress*. Opladen u. a.: Verlag Barbara Budrich, S. 147–159.
 - Stošić, Patricia/Diehm, Isabell (2019): *Integration oder Inklusion? Ein Systematisierungsversuch der Debatte um die Beschulung von Schüler*innen mit ‚Migrationshintergrund‘*. In: Donlic, Jasmin/Jaksche-Hoffman, Elisabeth/Peterlini, Hans Karl (Hrsg.): *Ist inklusive Schule möglich? Nationale und internationale Perspektiven*. Bielefeld: transcript, S. 21–40.
 - Stošić, Patricia/Hackbarth, Anja/Diehm, Isabell (2019): *Inklusion versus Integration im Kontext von Migration und Behinderung: Zur Herstellung ableistisch codierter Differenz in der Schule*. In: Budde, Jürgen/Dlugosch, Andrea/Herzmann, Petra/Panagiotopoulou, Argyro/Rosen, Lisa/Sturm, Tanja/Wagner-Willi, Monika (Hrsg.): *Inklusionsforschung im Spannungsfeld von Erziehungswissenschaft und Bildungspolitik*. Schriftenreihe der AG Inklusion der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 49–70.
 - Stošić, Patricia (2018): *Das Wunder von Neukölln. Erziehungswissenschaftliche Schlaglichter auf die visuelle Konstruktion von Jugendlichen ‚mit Migrationshintergrund‘ in Publikumsmedien*. In: Ulz, Melanie/Rass, Christoph (Hrsg.): *Migration ein Bild geben. Visuelle Aushandlungen von Diversität*. Reihe: *Migrationsgesellschaften*, hrsg. vom Vorstand des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osna-brück. Wiesbaden: Springer VS, S. 101–128.
 - Stošić, Patricia (2017): *Kinder mit ‚Migrationshintergrund‘ – Reflexionen einer (erziehungs-)wissenschaftlichen Differenzkategorie*. In: Diehm, Isabell/Kuhn, Melanie/Machold, Claudia (Hrsg.): *Differenz – Ungleichheit – Erziehungswissenschaft. Verhältnisbestimmungen im (Inter-)Disziplinären*. Wiesbaden. Springer VS, S. 81–99.
 - Stošić, Patricia (2016): *Die Medialisierung erziehungswissenschaftlichen Wissens am Beispiel migrationsbezogener Bildungungleichheit – Gegenstandstheoretische Überlegungen und empirische Befunde im Anschluss an die Wissensverwendungsforschung*. In: Meseth, Wolfgang et al. (Hrsg.): *Empirie des Pädagogischen und Empirie der Erziehungswissenschaft. Beobachtungen erziehungswissenschaftlicher Forschung*. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, S. 215–228.
 - Stošić, Patricia (2015): *Horizontale Segregation im deutschen Schulsystem*. In: Fölker, Laura/Hertel, Thorsten/Pfaff, Nicolle (Hrsg.): *Brennpunkt (-) Schule – Analysen, Probleme und Perspektiven zur schulischen Arbeit in segregierten Quartieren*. Opladen u. a.: Verlag Barbara Budrich, S. 29–48.
 - Stošić, Patricia (2011): *„MachtRäume“ und „RaumMächte“*. Ein theoretisches Modell zur Analyse lokaler Bildungsräume. In: Amos, Sigrid Karin/Meseth, Wolfgang/Proske, Matthias (Hrsg.): *Öffentliche Erziehung revisited. Erziehung, Politik und Gesellschaft im Diskurs*. Wiesbaden: Springer VS, S. 275–300.
 - Radtke, Frank-Olaf/Stošić, Patricia (2008): *›Netzwerke‹ und ›Sozialraumbezug‹ als Instrumente der Integrationspolitik*. In: Bommes, Michael/Krüger-Potratz, Marianne (Hrsg.): *Migrationsreport 2008*. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 77–112.

Handbuchartikel

- Stošić, Patricia/Diehm, Isabell (2021): *Kindheit, Jugend und Transnationalität*. In: Krüger, Heinz-Hermann/Grunert, Cathleen/Ludwig, Katja (Hrsg.): *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–22.
- Diehm, Isabell/Stošić, Patricia (2020): *Ethnie und Migration*. In: Coelen, Thomas/Otto, Hans-Uwe/Bollweg, Petra/Buchna, Jennifer (Hrsg.): *Handbuch Ganztagsbildung*. 2. vollständig aktualisierte und überarbeitete Auflage (Titel der ersten Auflage (2008): *Grundbegriffe Ganztagsbildung. Das Handbuch*. Hg. v. Thomas Coelen & Hans-Uwe Otto). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 113–126.
- Diehm, Isabell/Stošić, Patricia (2016): *Migration und informelles Lernen*. In: Burger, Timo/Harring, Markus/Witte, Matthias D. (Hrsg.): *Handbuch informelles Lernen. Interdisziplinäre und internationale Perspektiven*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 631–643.

Kontakt und Information

Prof'in. Dr'in. Patricia Olivera
Stošić
Universität Duisburg-Essen
Fakultät für Bildungswissenschaften
Institut für Erziehungswissenschaft
Universitätsstraße 2
45141 Essen
Tel.: (0201) 183-5327
patricia.stosic@uni-due.de

Prof. Dr. Alexandra Flügel

Professur für „Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Schul- und Unterrichtsentwicklung in der Grundschule und Gender Studies“ an der Universität Siegen

Zur Professur

Seit Dezember 2018 bin ich Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Schul- und Unterrichtsentwicklung in der Grundschule an der Universität Siegen im Department Erziehungswissenschaft. Die Professur widmet sich der Beforschung und Weiterentwicklung der inklusiven Grundschule und des inklusiven Grundschulunterrichts sowie der Professionalisierung künftiger Lehrer*innen in einem inklusiven Schulsystem. Dabei wird Inklusion in einem weiten Verständnis auf unterschiedliche Differenzlinien wie soziale oder ethnisch-kodierte Herkunft, Gender, Alter oder Behinderung bezogen. Bei der Beforschung der Prozesse und Rahmenbedingungen des Lehrens und Lernens in der inklusiven Grundschule gehört die Auseinandersetzung mit Gender als Differenzlinie, die im Kontext von Schule und Unterricht mit Relevanz belegt wird, zu einem integralen Bestandteil der Lehre und Forschung. Im Rahmen der Förderung durch das Professorinnenprogramm III wurde die Denomination um den Passus ‚und Gender Studies‘ im Juli 2022 erweitert.

Zentral für meinen Arbeitsbereich ist die Erforschung der schulischen und außerschulischen Lebenswelt von Grundschulkindern aus einer erziehungswissenschaftlichen und kindheitssoziologischen Perspektive.

Zur Person

Nach meinem Studium der Diplom-Pädagogik und des Lehramts (Pädagogik und Germanistik) an der Gesamthochschule Essen und der Universität zu Köln habe ich von 1999 bis 2001 im Bereich Personal- und Organisationsentwicklung sowie Public Relation gearbeitet, bevor ich 2001 eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Allgemeine Didaktik und Pädagogik der Grundschule an der Universität zu Köln angenommen habe. Dort promovierte ich 2007 mit einer Dissertation zum Thema „Nationalsozialismus und Holocaust im Spiegel kindlicher Reflexions- und Kommunikationsprozesse. Zu Möglichkeiten und Grenzen der Thematisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Grundschule“. Bis 2016 war ich – unterbrochen von einer Vertretungsprofessur für Grundschulpädagogik an der PH Ludwigsburg – als Studien-



Foto: privat.

rätin im Hochschuldienst im Arbeitsbereich Allgemeine Didaktik und Pädagogik der Grundschule an der Universität zu Köln tätig. Zum Wintersemester 2016/2017 habe ich den Ruf auf die Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Didaktik des Sachunterrichts und 2018 den Ruf auf die Professur Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Schul- und Unterrichtsentwicklung an der Universität Siegen angenommen.

Forschungsschwerpunkte

In meinem Forschungsprojekt „Zur Differenzherstellung unter Peers im Grundschulunterricht“ widme ich mich der Frage, wie Differenzen in Schule und Unterricht (re-)produziert werden. Im Anschluss an das praxeologische Konzept des ‚doing differences‘ untersuche ich, wie soziale Differenzierungen im alltäglichen Tun hervorgebracht werden. Dabei werden die Differenzierungen hinsichtlich ihrer Macht- und Ungleichheitsdimensionen beleuchtet.

Das DFG-geförderte Forschungsprojekt „Gedenkstättenpädagogische Angebote für (Grundschul-) Kinder als soziomaterielle Arrangements“ greift die Diskussion um das Lernen am außerschulischen Lernort auf. Hier untersuche ich ethnografisch gedenkstättenpädagogische Angebote für Grundschulkindern mit dem Ziel, die Spezifik dieser Angebote zu rekonstruieren. Die Studie knüpft sowohl an das historisch-politische Lernen als auch an eine Unterrichtsforschung, die sich der Soziomaterialität von Unterricht widmet, an.

Aktuell konzipiere ich ein Forschungsprojekt mit dem Arbeitstitel „Gender und Kindheit im Film“, in dem, aus einer kindheits- und geschlechtersoziologischen Perspektive, die Fragestellung in den Blick genommen wird, wie Geschlecht und Kindheit und deren Zusammenspiel im Film konstruiert werden.

Publikationen (Auswahl)

Monographien und Herausgaben

- Wiesemann, J./Flügel, A./Brill, S./Landrock, I. (Hrsg.) (2020): Orte und Räume der Generationenvermittlung. Zur Praxis außerschulischen Lernens von Kindern. Bad Heilbrunn. Klinkhardt.
- Gröger, M./Prust, Chr./Flügel, A. (Ed.) (2020): Cultural Appropriation of Spaces and Things. Siegen. Universi.
- Flügel, A./Gröger, M./Schneider, D./Wiesemann, J. (Hrsg.) (2018): Außerschulische Lernorte von Kindern. Reflexionen – Konzeptionen – Perspektiven. Siegen. Universi.
- Flügel, A./Klaas, M./Hoffmann, R./Bernasconi, B. (2011): Kinderkultur(en). Wiesbaden. VS-Verlag.
- Flügel, A. (2009): „Kinder können das auch schon mal wissen ...“. Nationalsozialismus und Holocaust im Spiegel kindlicher Reflexions- und Kommunikationsprozesse. Opladen. Verlag Barbara Budrich.

Aufsätze

- Flügel, A. (2022): Digitale Angebote am außerschulischen Lernort NS-Gedenkstätte. In: www.widerstreit-sachunterricht.de, Nr. 26, Juni 2022 (11 Seiten).
- Brill, S./Flügel, A. (2022): Digital unterwegs – außerschulische Lernorte im Kontext digitaler Praktiken. In: Becher, A. u. a. (Hrsg.): Sachunterricht in der Informationsgesellschaft. Bad Heilbrunn. Klinkhardt, S. 73–80.
- Brill, S./Erlenkötter, T./Flügel, A. (2021): Beobachtungen von Kindern in pädagogischen Handlungsfeldern – Standortgebundenheit und spezifische (Un-)Sichtbarkeiten. In: Beck, G./Deckert-Peaceman, H./Scholz, G. (Hrsg.): Zur Frage nach der Perspektive des Kindes. Opladen. Verlag Barbara Budrich, S. 103–120.
- Brill, S./Flügel, A. (2022): Außerschulische Lernorte. In: Lange, D./Baumgarten, I. (Hrsg.): Young Citizens. Handbuch für politische Bildung in der Grundschule. Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn, S. 419–426.

- Landrock, I./Flügel, A. (2021): Demokratielernten an NS-Gedenkstätten? Perspektiven auf einen außerschulischen Lernort. In: Simon, T. (Hrsg.): Demokratie im Sachunterricht – Sachunterricht in der Demokratie. Wiesbaden. Springer VS, S. 117–130.
- Flügel, A. (2020): Außerschulischer Lernort NS-Gedenkstätte – Vielfache Bedeutung. In: Wiesemann, J./Flügel, A./Brill, S./Landrock, I. (Hrsg.): Orte und Räume der Generationenvermittlung. Zur Praxis außerschulischen Lernens von Kindern. Bad Heilbrunn. Klinkhardt, S. 108–127.
- Flügel, A./Pech, D./Wiesemann, J. (2020): woanders. Kinder am außerschulischen Lernort. In: Wiesemann, J./Flügel, A./Brill, S./Landrock, I. (Hrsg.): Orte und Räume der Generationenvermittlung. Zur Praxis außerschulischen Lernens von Kindern. Bad Heilbrunn. Klinkhardt, S. 54–69.
- Flügel, A./Landrock, I. (2020): Zwischen Teilnehmerorientierung und Sache – Kinder am außerschulischen Lernort NS-Gedenkstätte. In: Zeitschrift für interpretative Schul- und Unterrichtsforschung (ZISU). Unterrichts- und Schulpraxis – Deutungsmuster und Habitusentwicklung – Inszenierungen des Lehrerberufs 9/2020, S. 65–79.
- Flügel, A. (2020): Im Klassenrat – Handlungsmacht zwischen Passung und Verletzbarkeit. In: Müller, F./Munsch, Ch. (Hrsg.): Jenseits der Intention – Ethnografische Einblicke in Praktiken der Partizipation. Weinheim. Beltz Juventa, S. 52–62.
- Flügel, A./Landrock, I. (2019): Kinder am außerschulischen Lernort NS-Gedenkstätte – Zur Verhältnisbestimmung zwischen außerschulischem Lernort und Schule. In: Hartinger, A./Franz, U./Knoerzer, M./Förster, L. (Hrsg.): GDSU-Journal Juni 2019, Heft 9, S. 58–70.
- Flügel, A. (2017): „einfach mal sammeln, was ihr alles schon so wisst“ – Differenz und Sachunterricht. In: www.widerstreit-sachunterricht.de, Nr. 23, Oktober 2017 (12 Seiten).
- Flügel, A. (2017): Die Organisation der Arbeit am Gruppentisch – Subjektpositionen im Spannungsfeld zwischen Aufgabenstellung und Peers. In: Zeitschrift für interpretative Schul- und Unterrichtsforschung (ZISU). Performativität und Medialität im Unterricht 16/2017, S. 83–96.
- Flügel, A./Seifert, A. (2017): Zur (De-)Konstruktion von Differenz unter Grundschüler*innen. In: Miller, S. u. a. (Hrsg.): Profession und Disziplin – Grundschulpädagogik im Diskurs. Jahrbuch Grundschulforschung, 22. Wiesbaden. Springer VS, S. 107–112.

- Flügel, A. (2016): Schülerinnen und Schüler zwischen Schule und Peers – Peerkulturelle Differenzkonstruktion im Unterricht. In: Schulpädagogik heute. 13/2016. Was sind gute Schulen? (www.schulpaedagogikheute.de/conimg/Archiv/SHHeft13/06_Ausserthematischeforschungsbeitraege/06_02.pdf).
- Flügel, A. (2016): Heterogenität und die (Re-)Produktion von Differenz. In: Liebers, K./Landwehr, B./Marquardt, A./Schlotter, K. (Hrsg.): Lernprozessbegleitung und adaptive Lerngelegenheiten. Wiesbaden.
- Flügel, A. (2013): Individuelle Förderung und die Konstruktion von Differenzen. In: Engagement. Zeitschrift für Erziehung und Schule. Münster. 4/2013, S. 290–298.
- Flügel, A. (2012): Konstruktion des generationalen Verhältnisses – Kindheit und das Thema Nationalsozialismus im Grundschulunterricht. In: Enzenbach, I./Pech, D./Klätte, Chr. (Hrsg.): Kinder und Zeitgeschichte. Jüdische Geschichte und Gegenwart, Nationalsozialismus und Antisemitismus. Berlin. URL: www.widerstreitsachunterricht.de/beihefte/beiheft8/beiheft8.pdf [09.07.2014].
- Flügel, A./Klaas, M./Hoffmann, R./Bernasconi, B. (2011): Kinderkultur oder der Versuch einer Annäherung. In: Klaas, M./Flügel, A./Hoffmann, R./Bernasconi, B. (Hrsg.): Kinderkultur(en). Wiesbaden. VS Verlag, S. 9–26.
- Flügel, A. (2011): Kind- oder Wissenschaftsorientierung – Ein Gegensatz? In: Klaas, M./Flügel, A./Hoffmann, R./Bernasconi, B. (Hrsg.): Kinderkultur(en). Wiesbaden. VS Verlag, S. 231–257.
- Flügel, A. (2011): Geschlechtsspezifische Formen der Erinnerung an die nationalsozialistische Vergangenheit. Nationalsozialismus und Holocaust als Thema in der Schule. In: Kleinau, E./Maurer, S./Messerschmidt, A. (Hrsg.): Ambivalente Erfahrungen – (Re-)Politisierung der Geschlechter. Opladen. Verlag Barbara Budrich, S. 131–143.

Kontakt und Information

Prof'in Dr. Alexandra Flügel
 Universität Siegen
 Fakultät II: Bildung – Architektur – Künste
 Adolf-Reichwein-Straße 2
 57068 Siegen
alexandra.fluegel@uni-siegen.de

Prof. Dr. Barbara Thiessen

Professur für „Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Beratung unter Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse“ an der Universität Bielefeld

Zur Professur

Die Professur ist eine von sechs Netzwerkprofessuren an der Universität Bielefeld und wurde 1990 eingerichtet. Bislang haben Juliane Jacobi 1990–1995, Elke Kleinau 1995–1997, Christa Kersting 1997–1999 und Katharina Gröning-Lienker 1999–2022 die Stelle geprägt. Ich freue mich, diese Reihe mit meinen Schwerpunkten fortsetzen zu können. Die Professur fokussiert erziehungswissenschaftliche Grundlagen im Kontext von Beratung. Hier sind Geschlechterverhältnisse auf struktureller Ebene sowie geschlechterbezogene Dynamiken auf individueller Ebene einzubeziehen und im Hinblick auf pädagogische Professionen und Professionalisierungsprozessen, zu reflektieren. Wesentlich sind im Selbstverständnis der AG 7 – „Pädagogische Beratung“ verstehende Zugänge, eine umfassende Feldorientierung in den heterogenen Bereichen Sozialer Arbeit und unterschiedlicher Bildungseinrichtungen sowie reflexives Fallverstehen. Da Beratung schon immer eine zentrale Bedeutung in Sozialer Arbeit zukommt und zunehmend auch für Bildungsprozesse in



Foto: privat.

heterogenen institutionellen Settings relevant wird, ist neben theoretischen Reflexionen und empirischen Untersuchungen auch Kompetenzerwerb für Studierende vorzusehen. Aktuelle methodische Ansätze von Beratung sind dabei vor dem Hintergrund diverser Gesellschaften macht- und normalisierungskritisch zu reflektieren. Dabei zeigen sich in den Praxiskontexten von Jugendhilfe, Erziehungsberatung, Armutsfür-

sorge, Gesundheits- und Pflegediensten ebenso wie in schulischen und außerschulischen Bildungssettings Herausforderungen intersektional verschränkter Privilegierungs- und De-Privilegierungsdynamiken. In der AG 7 wird den Dimensionen Geschlechtergerechtigkeit, Teilhabe und Inklusion hohe Bedeutung zugemessen. Beratende Tätigkeiten werden im Kontext der Förderung individueller Teilhabe sowie sozialer Kohäsion in Institutionen, Sozialräumen sowie Kooperation in multiprofessionellen Netzwerken zunehmend relevant.

Zur Person

Mein erstes Studium habe ich 1986 an der Evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen in Reutlingen absolviert. Dort habe ich mich hochschulpolitisch engagiert und mit vielen anderen Studentinnen die erste Professur mit einer Volldomination in der Geschlechterforschung in Baden-Württemberg erkämpft. Wie so häufig waren die Fakultäten Soziale Arbeit an den Fachhochschulen Vorreiter bei der Implementierung von genderbezogenen Professuren. Meine Studienschwerpunkte Familienberatung, Gewalt im Geschlechterverhältnis und Geschichte Sozialer Arbeit im Kontext der Ersten Frauenbewegung konnte ich an der Universität Bremen ab 1990 fortsetzen und theoretisch vertiefen. Ich kam in Kontakt mit Biographieforschung und befasste mich mit Care-Theorien. In der Dissertation fokussierte ich prekäre Beschäftigung in privaten Haushalten, den Umgang mit Schmutz und neue Ungleichheiten zwischen Frauen als Re-Formulierung des Privaten. Daneben engagierte ich mich als Wissenschaftliche Geschäftsführung im Wissenschaftsmanagement und für die Verankerung von Gender Studies als interdisziplinärem Zentrum. Zudem war ich in Forschungsprojekte zur beruflichen Bildung sozial benachteiligter Jugendlicher und junger Mütter eingebunden. Aus meinen Erfahrungen in der Praxisevaluation und -beratung folgte eine tiefenpsychologisch ausgerichtete Ausbildung in Supervision, die ich berufsbegleitend am Evangelischen Zentrum für Familienberatung in Berlin absolvierte. Diese Themen führten mich dann nach München ans Deutsche Jugendinstitut, wo ich von 2006 bis 2010 als Grundsatzreferentin und stellvertretende Abteilungsleitung im Feld Familie und Familienpolitik viele Forschungsprojekte von Kinderschutz, Partnerschaftsgewalt bis geschlechtliche Arbeitsteilung in Familien vor dem Hintergrund der theoretischen Konzeption des Doing Family initiieren, begleiten und beraten konnte. Mit meinem Wechsel auf die Professur

Gendersensible Soziale Arbeit an der Hochschule Landshut konnte ich neben der Lehre auch einige Drittmittelforschungsprojekte zu Vaterschaft und Paardynamiken oder jungen Frauen im ländlichen Raum durchführen. Förderlich war dafür die Vernetzung Gender Studies in Bayern, die ich gemeinsam mit Paula-Irene Villa Braslavsky vorantreiben konnte. Neben Forschung und Lehre sind mir immer auch Praxisberatung und Professionsentwicklung wichtig gewesen, was mir einige Beirats- und Vorstandsarbeit einbrachte, wie im Kuratorium der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung, der Evangelischen Kirche Deutschland, dem Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge oder der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit, der ich acht Jahre als Co-Vorsitzende vorstand.

Nun werde ich mich nach Baden-Württemberg, Bremen und Bayern in ein viertes Bundesland einarbeiten und freue mich auf die einzigartige Struktur der interdisziplinär angelegten und stabil vernetzten Geschlechterforschung in NRW. Mit meinen Lehr- und Forschungsschwerpunkten Beratung in Sozialer Arbeit und in Bildungskontexten, Geschlechterstudien im Kontext von Care und Familie, Theorien und Methoden gendersensibler Beratung, Organisationsdynamiken insbesondere im Hinblick auf Geschlechtergleichstellung und Diversität sowie Professionalisierung in Care-Berufen hoffe ich auf Kooperationen und Anschlussmöglichkeiten im Netzwerk.

Veröffentlichungen (Auswahl)

Monografien und Sammelbände

- Oldemeier, Kerstin; Mittertrainer, Mina; Thiessen, Barbara (Hg.) (2022): Diversität und Diskriminierung. Reihe Sozialer Wandel und Kohäsionsforschung, Wiesbaden: VS-Verlag (i. E.)
- Baier, Florian; Borrmann, Stefan; Hefel, Johanna; Thiessen, Barbara (2022): Europäische Gesellschaften zwischen Kohäsion und Spaltung. Rolle, Herausforderungen und Perspektiven Sozialer Arbeit, Opladen: Budrich, Open Access: <https://library.oapen.org/handle/20.500.12657/57290>
- Steckelberg, Claudia; Thiessen, Barbara (Hg.) (2020): Wandel der Arbeitsgesellschaft. Soziale Arbeit in Zeiten von Globalisierung, Digitalisierung und Prekarisierung, Opladen: Budrich
- Borrmann, Stefan; Fedke, Christian; Thiessen, Barbara (Hg.) (2019): Soziale Kohäsion und gesellschaftliche Wandlungsprozesse. Herausforderungen für die Profession Soziale Arbeit; Reihe Sozialer Wandel und Kohäsionsforschung, Wiesbaden: VS-Verlag

- Thiessen, Barbara; Dannenbeck, Clemens; Wolff, Mechthild (2019): Sozialer Wandel und Kohäsion. Ambivalente Veränderungsdynamiken, Reihe Sozialer Wandel und Kohäsionsforschung, Wiesbaden: VS-Verlag
- Spatscheck, Christian; Thiessen, Barbara (Hg.) (2017): „Inklusion ist ...“. Perspektiven und Positionen der Sozialen Arbeit; Band 13, Reihe Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit, Opladen: Budrich
- Rerrich, Maria S.; Thiessen, Barbara (2015): Warum sollte Soziale Arbeit sich um die Care-Debatte kümmern? Schwerpunktheft Care und Soziale Arbeit, Sozial Extra, 39. Jg, H.1, 24–43
- Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hg.) (2014): Doing family – Familienalltag heute: Warum Familienleben nicht mehr selbstverständlich ist, Weinheim und München: Juventa
- Villa, Paula-Irene; Moebius, Stephan; Thiessen, Barbara (Hg.) (2011): Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven. Frankfurt a. M.: Campus
- Villa, Paula-Irene; Thiessen, Barbara (Hg.) (2009): Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen, Reihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Münster: Westfälisches Dampfboot
- Kahlert, Heike; Thiessen, Barbara; Weller, Ines (Hg.) (2005): Quer denken – Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen, Wiesbaden: VS-Studienverlag
- Thiessen, Barbara (2004): Re-Formulierung des Privaten. Professionalisierung personenbezogener, haushaltsnaher Dienstleistung, Wiesbaden: VS-Verlag
- Heinz, Kathrin; Thiessen, Barbara (Hg.) (2003): Feministische Forschung. Nachhaltige Einsprüche, Opladen: Leske und Budrich
- Thiessen, Barbara (2022): Familie. In: Gudrun Ehlert, Heide Funk, Gerd Stecklina (Hg.), Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht, Wiesbaden: Beltz Juventa, 166–169
- Thiessen, Barbara (2020): Integration, Familie und Gender. In: Gert Pickel, Oliver Decker, Steffen Kailitz, Antje Röder, Julia Schulze Wessel (Hg.), Handbuch Integration, 1–11, open access: https://link.springer.com/referenceworkentry/10.1007%2F978-3-658-21570-5_78-1, 15.11.2020
- Peltz, Kathrin; Thiessen, Barbara (2019): Elternschaft und Familiengründung. In: Gerd Stecklina, Jan Wienforth (Hg.), Handbuch Lebensbewältigung und Soziale Arbeit, Weinheim, Beltz Juventa, 198–206
- Thiessen, Barbara (2019): Mutterschaft. Zwischen Re-Naturalisierung und Diskursivierung von Gender und Care. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, 2 Bde., Wiesbaden: Springer VS, 1141–1149
- Thiessen, Barbara (2016): Geschlechteraspekte in der familialen Gesundheitsversorgung. In: Petra Kolip, Klaus Hurrelmann (Hg.), Handbuch Geschlecht und Gesundheit. Männer und Frauen im Vergleich, Bern: Hogrefe, 349–359
- Thiessen, Barbara (2014): Geschlechterdimensionen zwischen Generation – Gender – Gemeinwesen. In: Irmgard Teske, Annemarie Gerzer-Sass, Andreas Lange, Jörn Dummann, Heike Binne (Hg.), Handbuch Intergeneratives Arbeiten. Neue Herausforderungen in einer Gesellschaft des lebenslangen Lernens, Opladen: Barbara Budrich, 57–66
- Thiessen, Barbara (2008): Feminismus: Differenzen und Kontroversen. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS-Studienverlag, 2., erweiterte Auflage, 37–44

Handbuchartikel, Lexikabeiträge

- Thiessen, Barbara (2022): Doing Family – Doing Motherhood: Wie Familie und Mutterschaft alltäglich hergestellt werden. In: Michael Matzner, Andreas Eickhorst (Hg.), Handbuch Soziale Arbeit mit Müttern (i. E.)
- Sommer, Elisabeth; Thiessen, Barbara (2022): Beteiligung im Netzwerk. Am Beispiel Frühe Hilfen. In: Jörg Fischer, Theresa Hilde-Carstensen, Stefan Huber (Hg.), Handbuch Steuerung, Planung, Gestaltung, Beteiligung, Weinheim: Beltz Juventa, 543–552
- Thiessen, Barbara (2022): Mutterschaft. In: Gudrun Ehlert, Heide Funk, Gerd Stecklina (Hg.), Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht, Wiesbaden: Beltz Juventa, 413–417

Aufsätze

- Jurczyk, Karin; Rerrich, Maria S., Thiessen, Barbara (2023): Doing Family at the Crossroads of Organizations and Private Lives. In: Sabine Bollig; Lisa Groß (eds.), Doing and Making Family in, with, and through Education and Social Work, Bielefeld: transcript (i. E.)
- Jurczyk, Karin; Thiessen, Barbara (2022): Großputz! Care nach Corona neu gestalten, in: WSI-Mitteilungen 75 (5), S. 415–417
- Thiessen, Barbara (2022): Geschlechtergerechtigkeit oder die alte Frage „ob die Weiber Menschen seyn“. In: Karin E. Müller (Hg.), Gerechtigkeit, IKON-Reihe, Wiesbaden: Springer VS, 47–65

- Mittertrainer, Mina; Thiessen, Barbara (2021): „Grundsätzlich dieselben Rechte und Pflichten“. Ausstehende Gleichberechtigung bei politischer Partizipation in Bayern. In: Einsichten und Perspektiven. Bayerische Zeitschrift für Politik und Gesellschaft, H. 3, 24–31
- Rerrich, Maria S.; Thiessen, Barbara (2021): Von Care zur Sozialen Arbeit und wieder zurück? Theoretische Überlegungen und Impulse für die Praxis. In: Bomert, Christiane, Sandra Landhäuser, Eva-Maria Lohner und Barbara Stauber (Hg.), Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit, Wiesbaden: VS Springer, 47–62
- Köttig, Michaela; Thiessen, Barbara; Kubisch, Sonja; Borrmann, Stefan; Röh, Dieter; Spatscheck, Christian; Steckelberg, Claudia (2021): Entwicklung und Implementation forschungsethischer Prinzipien und Verfahren in der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) – ein diskursiver Prozess. In: Julia Franz, Ursula Unterkofler (Hg.), Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. Prinzipien und Erfahrungen, Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit, Bd. 23, 25–39
- Thiessen, Barbara (2021): Ein Schritt vor und drei zurück? Auswirkungen von Rechtspopulismus auf Diversität und Gleichstellung in kirchlichen und sozialen Diensten. In: Ilona Nord, Thomas Schlag (Hg.), Die Kirchen und der Populismus. Interdisziplinäre Recherchen in Gesellschaft, Religion, Medien und Politik, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 131–141
- Jurczyk, Karin; Thiessen, Barbara (2020): Familie als Care – die Entzauberung der ‚Normalfamilie‘. In: Karin Jurczyk (Hg.), Un/Doing Family. Konzeptionelle und empirische Weiterentwicklungen, Weinheim: Beltz Juventa, 116–141
- Thiessen, Barbara (2020): Impulse der Care-Theorien für die sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zum Zusammenhang von Lebenswelt, Care und Geschlecht. In: Lotte Rose, Elke Schimpf (Hg.), Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung, Opladen: Budrich, 57–74
- Ehlert, Gudrun; Radvan, Heike, Schäuble, Barbara; Thiessen, Barbara (2020): Verunsicherungen und Herausforderungen. Strategien im Umgang mit Rechtsextremismus und Antifeminismus in Hochschule und Profession. In: Sozial extra, Jg. 44, H. 2, 102–106, <https://link.springer.com/article/10.1007/s12054-020-00266-7>
- Mittertrainer, Mina; Thiessen, Barbara (2019): „ich würd' glaub ich voll untergehen ...“ – Befunde zu politischer Selbstwirksamkeit junger Frauen im ländlichen Raum. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, 166. Jg., H. 6, 210–212
- Thiessen, Barbara (2019): Soziale Arbeit in neoreaktionären Zeiten – oder: Demokratie braucht Soziale Arbeit braucht Demokratie. In: Michaela Köttig, Dieter Röh (Hg.), Soziale Arbeit in der Demokratie – Demokratieförderung in der Sozialen Arbeit. Theoretische Analysen, gesellschaftliche Herausforderungen und Reflexionen zur Demokratieförderung und Partizipation, Opladen: Budrich, 22–26
- Thiessen, Barbara (2019): Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel. Die Bedeutung von Care-Theorien für Soziale Arbeit. In: Barbara Thiessen, Clemens Dannenbeck, Mechthild Wolff (Hg.), Sozialer Wandel und Kohäsion. Ambivalente Veränderungsdynamiken, Reihe Sozialer Wandel und Kohäsionsforschung, Wiesbaden: VS-Verlag, 79–97
- Sommer, Elisabeth; Thiessen, Barbara (2018): Forschungsaktivitäten in der Sozialen Arbeit. Mauerblümchen oder Graswurzelbewegung? In: Soziale Arbeit, 67. Jg., H. 12, 438–444
- Sauer, Karin; Schramkowski, Barbara, Thiessen, Barbara (2018): Migrationsforschung, Disability und Gender Studies als Bezugspunkte einer diversitätsbewussten und menschenrechtsbasierten Sozialen Arbeit. In: Christian Spatscheck, Claudia Steckelberg, Menschenrechte und Soziale Arbeit, Opladen: Budrich, 97–108
- Thiessen, Barbara (2017): „Entlastet von häuslichen Pflichten“ – ein trügerisches Emanzipationsideal. In: Kursbuch 192 Frauen II, 62–78
- Thiessen, Barbara (2017): Gender als vielfältige Kategorie in der Inklusionsforschung. In: Jürgen Budde, Andrea Dlugosch, Tanja Sturm (Hg.), (Re-)Konstruktive Inklusionsforschung. Differenzlinien – Handlungsfelder – Empirische Zugänge, Opladen: Budrich, 83–98
- Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (2017): Eltern als Bildungscoaches? Kritische Anmerkungen aus intersektionalen Perspektiven. In: Kerstin Jergus, Jens-Oliver Krüger, Anna Roch (Hg.): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle sozialwissenschaftliche Perspektiven auf Eltern, Wiesbaden: VS Springer, 273–294
- Peltz, Kathrin; Streckenbach, Luisa; Müller, Dagmar; Possinger, Johanna; Thiessen, Barbara (2017): „Die Zeit kommt nicht wieder“: Elterngeldnutzung erwerbstätiger Väter in Bayern. In: Zeitschrift für Familienforschung, 29. Jg., H. 1, 114–135
- Thiessen, Barbara (2015): ‚Gender Trouble‘ evangelisch: Analyse und Standortbestimmung. In: Paula-Irene Villa, Sabine Hark (Hg.), Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen, Bielefeld: transcript, 149–166

- Thiessen, Barbara; Tremel, Inken (2015): „Aber im normalen Unterricht ist das für mich als normaler Lehrer eigentlich in meinen Fächern sehr schwierig“. Herstellung von Gender-„Normalität“ im berufsorientierenden Unterricht. In: Annette Bartsch, Juliette Wedl (Hg.), Teaching Gender? Geschlecht in der Schule und im Fachunterricht, Bielefeld: transkript, 67–82
- Gerhard, Ute; Thiessen, Barbara (2014): Wer hat Angst? Kritische Nachlese zur Rezeption der

EKD-Orientierungshilfe zu familiären Lebensformen. In: Zeitzeichen. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft, 15. Jg., H.10, 43–45

- Thiessen, Barbara (2014): Die Männerfrage in der Sozialen Arbeit. Ein Kommentar. In: Lotte Rose, Michael May (Hg.), Mehr Männer in die Soziale Arbeit?!, Opladen: Barbara Budrich, 91–100

Kontakt und Information

Prof. Dr. Barbara Thiessen
Universität Bielefeld
Universitätsstraße 25
33615 Bielefeld
Tel.: (0521) 106-86916
barbara.thiessen@uni-
bielefeld.de

Prof. Dr. Christina Möller

Professur für „Soziologie mit dem Schwerpunkt Sozialstruktur und sozialer Wandel“
an der Fachhochschule Dortmund

Zur Professur

Die Soziologie-Professur „Sozialstruktur und sozialer Wandel“, auf die ich zum 1.10.2022 berufen wurde, ist eine neu eingerichtete Professur am Fachbereich Angewandte Sozialwissenschaften der Fachhochschule Dortmund. Bereits seit September 2017 habe ich an diesem Fachbereich als Vertretungsprofessorin mit hohem Lehrdeputat zu Thematiken Sozialer Ungleichheiten, Sozialstruktur, sozialer Mobilität, Intersektionalität, Sozialisierung und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit gelehrt. In der Forschung habe ich mich in den letzten Jahren vorrangig mit sozialer Ungleichheit, Bildungssoziologie und sozialer Mobilität in der Hochschule und in Wissenschaftskarrieren beschäftigt, ferner mit Themen der Emotionssoziologie und des Mensch-Tier-Verhältnisses. Künftig möchte ich mich weiterhin Thematiken des Klassismus, der Sozialstruktur und sozialer Mobilität, der Intersektionalität, verschiedener Dimensionen sozialer Ungleichheitsphänomene in Feldern der Sozialen Arbeit und insbesondere vor dem Hintergrund des Klimawandels der sozial-ökologischen Transformation widmen.

Zur Person und zum Werdegang

Mit meinem zunächst einfachen Bildungsweg an der Hauptschule und nach zwei Berufsausbildungen (Bürogehilfin und Fernmeldesekretärin) gehöre ich zu jenen wenigen Wissenschaftler*innen, die erst sehr spät den Weg zur Hochschulreife und zum Studium gefunden haben. So begann ich erst mit Beginn meines



Foto: © EYE AM CHRIS.

30. Lebensjahres im Jahr 2000 ein Studium der Erziehungswissenschaften mit den Nebenfächern Psychologie und Soziologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und an der TU Dortmund. Bereits früh habe ich an der TU Dortmund als studentische Hilfskraft und später als wissenschaftliche Mitarbeiterin Einblicke in soziologische Forschungskontexte im Bereich der Frauen- und Geschlechter-, der Karriere- sowie der Hochschulforschung gewonnen. Im Jahr 2015 promovierte ich im Fach Soziologie an der TU Darmstadt zu einem klassischen Ungleichheitsthema, in dem ich die soziale Herkunft von Wissenschaftler*innen (im intersektionalen Zusammenhang mit Geschlecht und Migration) untersuchte (veröffentlicht unter dem Titel: „Herkunft zählt fast immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren“). Ein Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung unterstützte mich finanziell und ideell. Meine kumulative Habilitationsschrift an

der Universität zu Köln 2021 („Sozialer Aufstieg als Irritation der sozialen Ordnung. Analysen im Feld der Bildung und Wissenschaft zwischen Individuum und Struktur“) umfasste Thematiken subjekttheoretischer Perspektiven auf sozialen Aufstieg, soziale Schließungstheorien und die Aktualität der Illusion der Chancengleichheit, strukturelle Rahmenbedingungen und Transformationen in Hochschule und Wissenschaft sowie intersektionale Perspektiven auf soziale Ordnungen. Neben bzw. parallel zu den Qualifikationsstandorten lehrte und forschte ich drei Jahre an der Universität Paderborn und habe dort u. a. die Professur für Bildungssoziologie vertreten. Seit 2017 war ich anschließend an der Fachhochschule Dortmund als Vertretungsprofessorin für Soziologie tätig. Nun freue ich mich, meine über die Jahre gesammelten Expertisen langfristig an der Fachhochschule Dortmund einzubringen und mir weitere Themenfelder zu erschließen. Mit der Hans-Böckler-Stiftung bin ich nach wie vor in meiner Funktion als Vertrauensdozentin verbunden. Seit 2018 gestalte ich als Vorstandsmitglied in der Sektion „Bildung und Erziehung“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie bildungs- und erziehungssoziologische Fragestellungen und Veranstaltungen und bin Mitherausgeberin der „Bildungssoziologische Reihe“ im Beltz-Juventa Verlag.

Publikationen (Auswahl)

Monographien

- Möller, Christina (2015): Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren. Bildungssoziologische Beiträge. BELTZ-Juventa, Weinheim und Basel (gleichzeitig Dissertation an der TU Darmstadt 2014).
- Metz-Göckel, Sigrid/Heusgen, Kirsten/Möller, Christina/Schürmann, Ramona/Selent, Petra (2014): Karrierefaktor Kind? Zur generativen Diskriminierung im Hochschulsystem. Verlag Barbara Budrich, Opladen.
- Metz-Göckel, Sigrid/Möller, Christina/Auferkorte-Michaelis, Nicole (2009): Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals an allen nordrhein-westfälischen Universitäten. Verlag Barbara Budrich, Opladen.

Herausgeberschaften

- Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk (Hrsg.) (2020): Vom Arbeiterkind

zur Professur. Soziale Aufstiege in der Wissenschaft. Autobiografische Notizen und sozibiographische Analysen. Reihe Gesellschaft der Unterschiede. transcript, Bielefeld.

- Graf, Angela/Möller, Christina (Hrsg.) (2015): Bildung – Macht – Eliten. Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit. Campus-Verlag, Frankfurt/M.

Beiträge in Zeitschriften

- Böning, Anja/Blome, Frerk/Möller, Christina (2021): Vom kollektiven zum individualisierten Aufstieg? Biografische Narrative von Juraprofessoren aus statusniedrigen Herkunftsfamilien im Wandel. In: Zeitschrift für Rechtssoziologie 40 (1–2), S. 179–208.
- Blome, Frerk/Möller, Christina/Böning, Anja (2019): Open House? Class-Specific Career Opportunities at German Universities. Social Inclusion, Volume 6, Issue 4.
- Möller, Christina/Böning, Anja (2018): Ambivalente Prozesse in den Statuspassagen vom Studium bis zur Professur: Zur Parallelität von sozialer Öffnung und Schließung an der Universität. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE) (38) 3, S. 234–249.
- Reitz, Tilman/Graf, Angela/Möller, Christina (2016): Nicht förderungswürdig. Weshalb die Evaluation der Exzellenzinitiative gegen deren Fortsetzung spricht. In: sub/urban. zeitschrift für kritische stadtsoziologie (4) 2, S. 9–20.
- Möller, Christina (2017): Internationalität und soziale Ungleichheit. Professor/innen mit Migrationsbiografie an der Universität. In: Internationalisierung, Vielfalt und Inklusion in der Wissenschaft (IVI) 3/2017, Universitäts-VerlagWebler (UVW), Bielefeld, S.75–85.
- Möller, Christina (2013): Wie offen ist die Universitätsprofessur für soziale Aufsteigerinnen und Aufsteiger? Explorative Analysen zur sozialen Herkunft der Professorinnen und Professoren an den nordrhein-westfälischen Universitäten. In: Soziale Welt 4, 64. Jg., S. 341–359.

Beiträge in Sammelbänden und Handbüchern

- Möller, Christina/Holtkamp, Max (2023, i.E.): Klassismus und Wohnungslosigkeit. Über Chancen und Risiken eines neuen Begriffs in einer alten Debatte. In: Borstel, Dierk/Brückmann, Jennifer/Nübold, Laura/Pütter, Bastian/Sonnenberg, Tim (Hrsg.): Handbuch Wohnungs- und Obdachlosigkeit. VS-Verlag, Wiesbaden.
- Möller, Christina/Gamper, Markus/Reuter, Julia/Blome, Frerk (2020): Vom Arbeiterkind zur

Professur. Gesellschaftliche Relevanz, empirische Befunde und die Bedeutung biographischer Reflexionen. In: Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk (Hg.): Vom Arbeiterkind zur Professur. Autobiographische Notizen und soziobiographische Analysen. Transcript, Bielefeld, S. 9–63.

- Böning, Anja/Möller, Christina (2019): „Also, ich bin eigentlich in alles mehr oder weniger reingestolpert“ – Soziale Mobilität zur Universitätsprofessur am Beispiel von Rechts-, Sozial- und ErziehungswissenschaftlerInnen. In: Stamm, Margrit (Hrsg.) (2019): Bildungsaufstieg und Aufstiegsangst. Verlag Barbara Budrich, Opladen, S. 61–87.
- Möller, Christina (2017): Internationalität und soziale Ungleichheit. Professor/-innen mit Migrationsbiografie an der Universität. In: Neusel, Aylâ/Wolter, André (Hg.): Von der Internationalisierung der Hochschule zur transnationalen Wissenschaft. Reihe Hochschule und Gesellschaft. Campus-Verlag, Frankfurt/M., S. 311–332.
- Möller, Christina (2017): Prekäre Karrieren und die Illusion der Chancengleichheit. In: Laufenberg, Mike/Erlemann, Martina/Norkus, Maria/Petschick, Grit (Hg.): Prekäre Gleichstellung. Geschlechtergerechtigkeit, soziale Ungleichheit und unsichere Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft. Springer VS, Wiesbaden, S. 257–278.
- Möller, Christina (2017): Der Einfluss der sozialen Herkunft in der Professorenschaft: Entwicklungen – Differenzierungen – intersektionale Perspektiven. In: Gengnagel, Vincent/Hamann, Julian/Hirschfeld, Alexander/Maeße, Jens (Hg.): Macht in Wissenschaft und Gesellschaft. Diskurs- und feldanalytische Perspektiven. Springer VS, Wiesbaden, S. 113–137.
- Möller, Christina (2017): Begrenzte Ermöglungen. Von der Illusion der Chancengleichheit auf dem Weg zur Universitätsprofessur. In: Rieger-Ladich, Markus/Grabau, Christian (Hg.): Pierre Bourdieu. Pädagogische Lektüren. Springer VS, Wiesbaden, S. 63–81.
- Möller, Christina (2016): Soziale Selektionen vom Studium zur Professur. Zur Bedeutung der sozialen Herkunft in universitären Wissen-

schaftskarrieren. In: Lange-Vester, Andrea/Sander, Tobias (Hg.): Soziale Ungleichheit, Milieus und Habitus im Hochschulstudium. Beltz-Juventa, Weinheim und Basel, S. 287–302.

Sonstige Veröffentlichungen

- Möller, Christina/Graf, Angela (2021): Sozialer Aufstieg unter erschwerten Bedingungen. Zum Verhältnis von sozialer Herkunft und Wissenschaftskarriere. In: #IchbinHanna – Per Hashtag gegen das Wissenschaftszeitvertragsgesetz. Dokumentation der GEW-Fachtagung und Aktiven-Vernetzung am 1. Juli 2021. Hrsg. und verlegt von der GEW, S. 33–36.
- Möller, Christina (2018): Diverse Professoren-schaft? Intersektionale Erkenntnisse am Beispiel der Universitäten in Nordrhein-Westfalen. In: CEWSJournal Nr. 114, S. 67–70 [Journal des Kompetenzzentrums Frauen in Wissenschaft und Forschung des gesis – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, Köln].
- Möller, Christina (2017): Gleichgestellte Klassenlosigkeit? Plädoyer für einen integrativen Chancengleichheitsbegriff in wissenschaftlichen Karrieren. In: humboldt chancengleich. Vielfalt als Verantwortung (Dezember 2017) 9. Jahrgang, S. 26–28.
- Möller, Christina (2016): Passungsverhältnisse im Bildungssystem – Beiträge zur theoretischen und empirischen Systematisierung einer Forschungsheuristik. Bericht zur Frühjahrstagung der Sektion „Bildung und Erziehung“ am 08./09.05.2015 in Marburg. In: Soziologie. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 44. Jg., Heft 1/2016.
- van Dyk, Silke/Möller, Christina/Reitz, Tilman (2016): Vertikale Differenzierung. Wissen-sentwertung durch Statuswettbewerb. In: Forschung & Lehre 5, S. 302–303.
- Graf, Angela/Möller, Christina (2015): Wissenschaft und Politik – Interview mit Michael Hartmann, Waldbronn bei Karlsruhe am 16.03.2015. In: Graf, Angela/Möller, Christina (Hrsg.). Bildung – Macht – Eliten. Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit. Campus-Verlag, Frankfurt/M., S. 287–322.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Christina Möller
 Fachhochschule Dortmund
 Fachbereich Angewandte
 Sozialwissenschaften
 Emil-Figge-Straße 44
 44227 Dortmund
 christina.moeller@fh-
 dortmund.de

Prof. Dr. Jennifer Eickelmann

Juniorprofessur für „Digitale Transformation in Kultur und Gesellschaft“ an der FernUniversität in Hagen



Foto: privat.

Zur Professur

Die neu eingerichtete Juniorprofessur für Digitale Transformation in Kultur und Gesellschaft (mit Tenure Track nach W3) ist an der Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften sowie am fakultätsübergreifenden Forschungsschwerpunkt digitale_kultur an der FernUniversität in Hagen angesiedelt. Sie widmet sich den Überlagerungen kultureller, medialer und sozialer Aspekte digitaler Transformation. Eine Besonderheit ist, dass die Professur keinem

Institut an der Fakultät zugeordnet ist und somit auch institutionell den transdisziplinären Austausch zwischen den Disziplinen befördert. Mit dem fakultätsübergreifenden Forschungsschwerpunkt digitale_kultur, der die Arbeitsfelder Digitalisierung – Subjektivierung – Verkörperung mit dem Feld der Digital Humanities verbindet und damit auch einen Bogen von Geistes- und Gesellschaftswissenschaften bis hin zur Informatik spannt, hat die FernUniversität eine Forschungsstruktur geschaffen, welche die Entwicklung von Perspektiven für Forschung und Lehre jenseits starrer disziplinärer Grenzen ermöglicht.

Zur Person

Bevor ich im April 2022 die Juniorprofessur für Digitale Transformation in Kultur und Gesellschaft an der FernUniversität in Hagen angetreten habe, forschte und lehrte ich parallel in unterschiedlichen Disziplinen. Dies hängt gewiss auch mit dem Master-Studium der Gender Studies an der Ruhr-Universität in Bochum zusammen, das dezidiert interdisziplinär ausgerichtet ist und lehrt, dass sich komplexe Fragen nach historisch gewachsenen Machtverhältnissen nicht in einer wissenschaftlichen Disziplin erschöpfen. Zudem waren und sind Irritationen mit Blick auf fachliche

Selbstverständlichkeiten als überaus produktiv einzuschätzen. Letztlich kam ich über die Gender Studies zur Medienwissenschaft, studierte aber auch Erziehungswissenschaft, Sozialpsychologie und -anthropologie. Mein weiterer Werdegang war entsprechend durch Vielfalt geprägt: Als ich den Ruf erhielt, war ich wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrgebiet Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziale Ungleichheiten an der Fakultät Sozialwissenschaften der TU Dortmund. Hier arbeitete ich insbesondere zu Fragen der (Re-)Produktion von Differenz und Ungleichheit im Museumsfeld, wobei die Ökonomisierung und Erlebnisorientierung von Museen ebenso im Fokus stand wie die Position der Museumsaufsichten als eine spezifische Scharnierfunktion in der Vermittlung zwischen Kunst bzw. Kultur und Publikum bzw. Öffentlichkeit. Zudem engagierte ich mich dort über viele Jahre in der Gleichstellungsarbeit. Gleichzeitig beschäftigte ich mich aus medien- und gendertheoretischer Perspektive mit digitalen Formen der Diffamierung und Herabsetzung im Netz, sog. ‚Hassrede‘, und der Frage, inwiefern digitale Zeichen verletzen können und auch, wie über diese Frage öffentlich verhandelt wird. Hierzu promovierte ich 2017 im Fach Medienwissenschaft an der Fakultät für Philologie der Ruhr-Universität Bochum.

Aktuelle Arbeits- und Forschungsschwerpunkte

In Kooperation mit dem Forschungsschwerpunkt digitale_kultur beschäftige ich mich aktuell mit affektiven Öffentlichkeiten und digitaler Gewalt, der digitalen Transformation des Kuratorischen im Kontext von Museen sowie der Weiterentwicklung theoretischer und methodologischer Ansätze zur Erforschung digitaler Bedingtheit. Hierbei geht es nicht zuletzt auch um die kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung von ‚Social Media‘-Plattformen. Fragen nach der Materialität bzw. Körperlichkeit des Digitalen, der (Re-)Produktion von Differenz sowie Fragen des Politischen spielen eine besondere Rolle. Damit vertritt das Lehrgebiet eine prozessorientierte Medien-/Kultur-/Sozialforschung des Digitalen, die Ansätze aus den Gender/Queer Media Studies und Feminist STS mit kultur- und ungleichheitssoziologischen Aspekten verbindet. Diese Perspektive wird auch in der (Weiter-)Entwick-

lung digitaler Lehr-/Lernszenarien im Fernstudium eingesetzt.

Veröffentlichungen (Auswahl)

Monografien

2022: Machtverhältnisse und Interaktionen im Museum. Frankfurt a. M./New York: Campus (gemeinsam mit Nicole Burzan).

2017: „Hate Speech“ und Verletzbarkeit im digitalen Zeitalter. Phänomene mediatisierter Missachtung aus Perspektive der Gender Media Studies. Bielefeld: transcript.

Zeitschriftenartikel und Beiträge in Sammelbänden

2022: Agentieller Realismus und die Performativität digitaler Apparate. Potenziale und Fallstricke auf dem Weg von Subjekten und Dingen zu vermittelten Subjektivationen und Materialisierungen. In: BEHEMOTH – A Journal on Civilisation. Special Issue Neomaterialistische Techniksoziologien: Potenziale, Spannungen und Desiderata, hgg. v. Josef Barla und Ronja Trischler, 44–57.

2022: Zur Scharnierfunktion von Museumsaufsichten. Das Museum im Spannungsfeld von musealer Deutungsmacht und Publikumsorientierung. In: Zeitschrift für Kulturmanagement und Kulturpolitik 8 (1), 175–207 (gemeinsam mit Nicole Burzan).

2022: Sozialität als Symbiogenese. Eine Reformulierung von Handlungsfähigkeit in Anlehnung an Judith Butler, Karen Barad und Donna J. Haraway. In: Sociologia Internationalis, Themenheft Postpoietisches Paradigma 57 (1–2, 2019), hgg. v. Christian Dries und Takemitsu Morikawa, 63–87.

2021: Gewaltprävention in Lehr- und Lernkontexten online. Eine Handreichung und weiterführende Fragen. In: Medienimpulse. Beiträge zur Medienpädagogik 59 (2), 1–23 (gemeinsam mit Sophie G. Einwächter und Felix T. Gregor).

2020: Rape Day im Spannungsfeld von Realität und Fiktion. Affektive Öffentlichkeiten und die Skandalisierung sexualisierter Gewalt im digitalen Spiel. In: Berliner Debatte Initial 31, #Schwerpunktausgabe 2/20, hgg. v. Marc Dietrich, Martin Seeliger und Günter Mey, 22–34.

2021: Zur Justierung von Lebbarkeiten. Normative Bewertungsgefüge in digitalen Teilöffentlichkeiten. In: Berli, O.; Nicolae, S.; Schäfer, H. (Hg.): Bewertungskulturen. Wiesbaden: VS, 23–45.

2020: Diffraktion – Individuation – Spekulation. In: Zeitschrift für Medienwissenschaft (zfm) 12 (22): Medium | Format, 179–188 (gemeinsam mit Julia Bee und Katrin Köppert).

2020: Der Kampf um die Materialität digitaler Zeichen. Dissensorientierung und Verletzbarkeit miteinander – nicht gegeneinander – denken. In: Jahrbuch für Pädagogik, 2018 (1) ‚Political Correctness und pädagogische Kritik‘, hgg. v. Carsten Büniger und Agnieszka Czejkowska, 197–211.

2019: The Digital Image as Threat. How Mediatized Disrespect Matters. In: Grabbe, Lars C.; Rupert-Kruse, Patrick; Schmitz, Norbert M. (Hg.): Technobilder. Medialität, Multimodalität und Materialität als medien- und bildtheoretische Konzepte der Technosphäre. Marburg: Büchner-Verlag, 179–201.

2018: Mediatisierte Missachtung. Anerkennungsordnungen in digitalen Öffentlichkeiten. In: Thomas, Tanja; Brink, Lina; Grittmann, Elke; de Wolff, Kaya (Hg.): Anerkennung und Sichtbarkeit. Perspektiven für eine kritische Medienkulturforschung. Bielefeld: transcript, 155–171 – ausgezeichnet mit dem Best Publication Award Gender und Medien 2018 der AG Gender/Queer Studies der Gesellschaft für Medienwissenschaft.

Kontakt und Information

Jun.-Prof. Dr. Jennifer Eickelmann
FernUniversität in Hagen
Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften
Universitätsstraße 47
58097 Hagen
jennifer.eickelmann@fernuni-hagen.de
<https://www.fernuni-hagen.de/digitale-transformation/index.shtml>

Prof. Dr. Karim Fereidooni

Juniorprofessur für „Didaktik der sozialwissenschaftlichen Bildung“ an der Ruhr-Universität Bochum



Foto: Nils vom Lande.

Zur Person

Prof. Dr. Karim Fereidooni, Jahrgang 1983, studierte Germanistik, Politikwissenschaft, Geschichte, Deutsch als Zweitsprache und Europäische Studien an der Universität Trier und an der Mid Sweden University. Von 2010 bis 2016 war er Lehrer für die Fächer Deutsch, Politik/Wirtschaft und Sozialwissenschaften am St. Ursula Gymnasium Dorsten/NRW und darüber hinaus Lehrbeauftragter an der FH Magdeburg-Stendal, am Zentrum für Lehrer_innenbildung der Universität zu Köln, an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln sowie an der Ruhr-Universität Bochum. Er hat mithilfe eines Stipendiums der Stiftung der Deutschen Wirtschaft an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg zu „Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen von Referendar*innen und Lehrer*innen ‚mit Migrationshintergrund‘ im deutschen Schulwesen“ promoviert und ist seit April 2016 Juniorprofessor für Didaktik der sozialwissenschaftlichen Bildung an der Ruhr-Universität Bochum. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Rassismuskritik in pädagogischen Institutionen, Schulforschung und Politische Bildung in der Migrationsgesellschaft und diversitätssensible Lehrer*innenbildung.

Darüber hinaus berät Prof. Dr. Karim Fereidooni die Bundesregierung in dem Kabinettsausschuss der Bundesregierung zur Bekämpfung von Rechtsextremismus und Rassismus sowie im Un-

abhängigen Expert*innenkreis Muslimfeindlichkeit des Bundesministeriums des Innern, für Bau und Heimat. Ferner berät Professor Fereidooni das Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen des Nationalen Aktionsplans Integration zum Thema Integration durch Bildung. Auf Einladung von Bundeskanzlerin Merkel hat Professor Fereidooni den 13. Integrationsgipfel der Bundesregierung am 09.03.2021 mit einer Keynote zum Themenfeld „Diversität gestalten, Teilhabe und Partizipation fördern: Erfolgsfaktoren für Zusammenwachsen und Zusammenhalt“ eröffnet.

Am 26.11.2021 hat Prof. Dr. Karim Fereidooni den Walter-Jacobsen-Preis in der Kategorie „Innovation“ von der Deutschen Vereinigung für Politische Bildung erhalten. Der Preis wurde Herrn Fereidooni für innovative Forschung und die Verankerung der Rassismuskritik in den Diskurs der politischen Bildung verliehen.

Veröffentlichungen (Auswahl)

Monographien

- Unabhängiger Expertenkreis Muslimfeindlichkeit (in Bearbeitung): Muslimfeindlichkeit in der BRD. Im Auftrag des BMI. Erscheint 2023.
- Pösl, Nora/Fereidooni, Karim (in Bearbeitung): Demokratie- und Partizipationsvorstellungen von geflüchteten und nicht geflüchteten Schüler*innen am Berufskolleg. Wochenschau Verlag. Erscheinungstermin: Mitte 2022. ca. 180 Seiten.
- Fereidooni, Karim (2016): Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen im Schulwesen. Eine Studie zu Ungleichheitspraktiken im Berufskontext. Wiesbaden: Springer VS, 400 Seiten.
- Fereidooni, Karim (2013): Anti Bullying für Weiterführende Schulen. Ein Interventions- und Präventionskonzept. Beltz Juventa, 88 Seiten.

Themenhefte

- Fereidooni, Karim/Allerborn, Irene/Derin, Benjamin (2021): Unterrichtsheft „Wir im Rechtsstaat“. Ein Rechtsbildungsprogramm, welches Geflüchteten hilft, das deutsche Rechtssystem kennenzulernen. Im Auftrag der Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung des Landes Berlin und

der Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung. 34 Seiten.

- Fereidooni, Karim (2020): DIVERSITÄTSENSIBILITÄT: Haltung und Kompetenz in der pädagogischen und sozialen Arbeit. In: *Beyond a Single Story? Impulse für diversitätssensible Medienkompetenz*, S. 10–16.
- Fereidooni, Karim (2020): Rassismuskritik in der Schule. Praxisbeispiele aus dem Unterricht. In: Schwarzkopf Stiftung (Hrsg.), *Europa verstehen. Handlungsansätze für eine diversitätsorientierte Peer-Bildung*, S. 20–23.
- Fereidooni, Karim (2020): Racism critique in school. Practical Examples from Classroom. In: *UNDERSTANDING EUROPE Approaches to diversity-oriented peer education*, p. 20–23.

Reihenherausgeberschaft

- Band 10: Aylin Karabulut (2022): *Schulische Rassismuskritik. Zur Überwindung des Artikulationstabus in schulischen Organisationsmilieus*. Springer VS. 354 Seiten.
- Band 11: Doris Pokitsch (2022): *Wer spricht? Sprachbezogene Subjektivierungsprozesse in der Schule der Migrationsgesellschaft*. Springer VS. 440 Seiten.
- Band 12: Akbaba, Yalız/Wagner, Constantin (Hrsg.) (2022): *Die Schule der Migrationsgesellschaft im Blick. Diskriminierungskritische Lehr-Forschung von Lehramtsstudierenden*. Springer VS. 224 Seiten.
- Band 13: Akbaba, Yalız/Buchner, Tobias/Heinemann, Alisha M. B./Pokitsch, Doris/Thoma, Nadja (2022): *Lehren und Lernen in Differenzverhältnissen. Interdisziplinäre und Intersektionale Betrachtungen*. Springer VS. 403 Seiten.

Herausgeberschaften

- Fereidooni, Karim/Simon, Nina (2022): *Rassismuskritische Fachdidaktiken. Theoretische Reflexionen und fachdidaktische Entwürfe rassismuskritischer Unterrichtsplanung*, 2. überarbeitete Auflage. Springer VS. 530 Seiten.
- Akbaba, Yalız/Bello, Bettina/Fereidooni, Karim (2022): *Pädagogische Professionalität und Migrationsdiskurse*. Springer VS. 235 Seiten.
- Fereidooni, Karim/Höbl, Stefan E. (2021): *Rassismuskritische Bildungsarbeit. Reflexionen zu Theorie und Praxis*. Wochenschau Verlag. 192 Seiten.
- Lizenzausgaben zum Druck des Buches wurden an die Landeszentralen für politische Bildung der folgenden Länder vergeben: Berlin, Schleswig-Holstein und Saarland.
- Special Issue einer Zeitschrift

- Fereidooni, Karim/Massumi, Mona (2017): *SEMINAR – Lehrerbildung und Schule*. Jg. 22. Ausgabe 4/2016. Thema: Lehren und Lernen mit Migrationshintergrund. 191 Seiten.

Zeitschriftenaufsätze

- Castro Varela, Maria do Mar/Fereidooni, Karim (in Bearbeitung): *Dekoloniale rassismuskritische politische Bildung*. In: *BER – Berliner Entwicklungspolitischer Ratschlag – Schwerpunkt Dekolonialisierung*.
- Fereidooni, Karim (in Bearbeitung): *Bildungs(miss)erfolg: What's ‚Migrationshintergrund‘ got to do with it?* In: *Zeitbild – Bundeszentrale für politische Bildung*.
- Funda, Leonie/Rothstein, Björn/Thiersch, Sven/Drackert, Anastasia/Fereidooni, Karim/Visser, Judith (in Druck): *Digitale Demokratiebildung im Fachunterricht. Resonanzpädagogische Konzepte*. In: *Wirkendes Wort. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre*.
- Fereidooni, Karim (2022): *Antimuslimischer Rassismus im Lehrer*innenzimmer*. In: *Sozialmagazin. Die Zeitschrift für die Soziale Arbeit*. Ausgabe 6. S. 82–90.

Wörterbucheintrag

- Fereidooni, Karim (2020): *„Rassismuskritik/rassismuskritische Bildung“*. In: Sabine Achour, Matthias Busch, Christian Meyer-Heidemann und Peter Massing (Hrsg.), *Wörterbuch Politikunterricht*. Wochenschau Verlag. S. 206–208.

Sonstige Schriften

- Fereidooni, Karim (2020): *Rassismuskritik*. In: *Netzwerk Lehrkräfte mit Zuwanderungsgeschichte NRW* (Stand: 08.09.2020).
- Becker, Helle/Fereidooni, Karim/Krüger, Thomas/Nordbruck, Götz/Oberle, Monika (2020): *Politische Bildung und Primärprävention*. Auszug aus einer Fachdebatte. In: Stefan E. Höbl, Lobna Jamal, Frank Schellenberg (Hrsg.), *Politische Bildung im Kontext von Islam und Islamismus*. Bonn: BpB, S. 165–185.
- Fereidooni, Karim/Tellisch, Christin (2019): *Wir brauchen Gestalter*innen und Vorbilder*. In: *Chancen. Das Zukunftsmagazin der Stiftung der Deutschen Wirtschaft zum 25. Jubiläum*. S. 82–85.
- Fereidooni, Karim (2019): *Rassismuskritische Bildung*. In: *Schüler*innenzeitung der Ingeborg-Drewitz Gesamtschule zum 100-jährigen Bestehen mit dem Titel „Integration und Vielfalt in Gladbeck – früher und heute*. S. 124–128.

Rezensionen

- 2018: Brüning, Christina/Deile, Lars/Lücke, Martin (Hrsg.): Historisches Lernen als Rassismuskritik. In: Sehepunkte. Rezensionjournal für die Geschichtswissenschaften. Ausgabe 18 (2018), Nr. 4. Abrufbar unter: www.sehepunkte.de/2018/04/29612.html (Stand: 15.04.2018).
- 2017: Artamonova, Olga (2016): „Ausländersein“ an der Hauptschule: Interaktionale Verhandlungen von Zugehörigkeiten im Unterricht. In: Erziehungswissenschaftliche Revue (EWR). Abrufbar unter: www.klinkhardt.de/ewr/978383763461.html (Stand: 01.06.2017).
- 2016: Scharathow, Wiebke (2014): Risiken des Widerstandes. Jugendliche und ihre Rassismuserfahrungen. In: Erziehungswissenschaftliche Revue (EWR) 15, Nr. 3, 30.05.2016. Abrufbar unter: www.klinkhardt.de/ewr/978383762795.html (Stand: 30.05.2016).
- 2013: Gomolla, Mechthild/Fürstenau, Sara (Hrsg.) (2012): Migration und schulischer Wandel: Leistungsbeurteilung. In: Erziehungswissenschaftliche Revue (EWR) 12, Nr. 4, 24.07.2013. Abrufbar unter: www.klinkhardt.de/ewr/978353115380-1.html (Stand: 13.02.2014).

Kontakt und Information

Prof. Dr. Karim Fereidooni
Juniorprofessor
Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Sozialwissenschaft
Didaktik der sozialwissenschaftlichen Bildung
Universitätsstraße 150
44780 Bochum
Tel.: (0234) 32-28808
karim.fereidooni@ruhr-uni-bochum.de
www.karim-fereidooni.de/
www.sowi2.rub.de/sowifd/index.html

Tagungsdokumentationen

- 25.04.2018: „Bildungs(integration) – Integrations(bildung)?! Bist du nur gebildet oder schon integriert? Im Rahmen der Tagung „Zusammen denken. Integration und Bildung in der Städteregion Aachen“. Aachen. S. 17–40. Abrufbar unter: https://www.karim-fereidooni.de/wp-content/uploads/2018/08/20180731_Bildungskonferenz-2018.pdf.
- 01.05.2016: Anforderungen an die Lehrer_innenbildung. Im Rahmen der Tagung „Bildung in der Migrationsgesellschaft. Institutionelle und professionelle Herausforderungen – GEWERKSCHAFTLICHE Handlungsperspektiven“. Leipzig. GEW und BMBF, S. 46–50. Abrufbar unter: https://www.gew.de/fileadmin/media/publikationen/hv/Bildung_und_Politik/Migration/201606_Doku_Bildung_Migrationsgesellschaft_2015-web.pdf.
- 22.01.2015: Rassismuserfahrungen von Lehrkräften mit ‚Migrationshintergrund‘ im deutschen Schulwesen. Im Rahmen der Tagung: Verstrickungen erkennen und begegnen: Struktureller und individueller Rassismus in Jugendarbeit, Schule und Sport. Köln. Landesjugendring NRW/Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismuserbeit NRW/Arbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz Landesstelle NRW. In: Überblick. Zeitschrift des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismuserbeit NRW, 21. Jg., Nr. 1, März 2015, S. 12–14.
12. und 13.09.2012: „Herausforderungen im Schulalltag am Beispiel von Lehrkräften mit Zuwanderungsgeschichte und Einführung in die kollegiale Fallberatung“. Gemeinsam mit Shahriar Parvizi. Veranstalter: Lehrkräfte mit Zuwanderungsgeschichte NRW. S. 22–23. Abrufbar unter: www.raa.de/fileadmin/dateien/pdf/projekte/lehrkraefte-mit-zuwanderungsgeschichte/2012/Dokumentation-Jahrestagung.pdf.

Forschung, Vernetzung und Aktivitäten

Neuer Beirat bestätigt Netzwerksprecherinnen



Prof. Dr. Diana Lengersdorf (links) und Prof. Dr. Katja Sabisch (Foto: Bettina Steinacker).

Auf seiner konstituierenden Sitzung am 28.10.2022 wählte der von den Mitgliedern des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW gewählte Beirat seine neuen Sprecherinnen. Prof. Dr. Katja Sabisch (Ruhr-Universität Bochum) als Sprecherin und Prof. Dr. Diana Lengersdorf (Universität Bielefeld) als stellvertretende Sprecherin des Netzwerks wurden in ihrem Amt bestätigt. Die Sprecherinnen repräsentieren das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, sie sind Vorsitzende des Beirats und beraten die Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks.

Kontakt und Information

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen

Gender-Report 2022 erschienen

Der fünfte Gender-Report zur Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen ist im Dezember 2022 erschienen. Die Teilstudie zu Geschlechterungleichheiten im akademischen Mittelbau bildet den Schwerpunkt des Gender-Reports 2022. Sie untersucht die Situation der wissenschaftlichen und künstlerischen Beschäftigten ohne Professur an den nordrhein-westfälischen Hochschulen und versteht den akademischen Mittelbau dabei nicht nur als Station hin zu einer Professur, sondern ebenso als Arbeits- und Tätigkeitsfeld von Beschäftigten. Häufig sind die Stellen durch Befristung und Teilzeitbeschäftigung gekennzeichnet. Gibt es Unterschiede bei den Beschäftigungsverhältnissen (Befristungen), der vertraglichen Arbeitszeit oder auch hinsichtlich des Gehalts zwischen Frauen und Männern? Welche Einflüsse zeigen sich hierbei nach Hochschulart, Personalgruppe oder Fach? Mittels einer sekundärstatistischen Analyse amtlicher Daten wird diesen Fragen detailliert nachgegangen. Darüber hinaus ermöglicht eine teilstandardisierte Online-Befragung, die persönlichen Erfahrungen, die hauptberufliche Mittelbauangehörige in ihrem Arbeitsalltag an den Hochschulen in NRW machen, zu erfassen. Inwiefern sich hinsichtlich der Erfahrungen Geschlechterungleichheiten zeigen, kann zudem aus einer multidimensionalen Geschlechterperspektive ermittelt werden, indem Geschlecht anhand von Selbstauskünften nichtbinär und in Verbindung mit weiteren Kategorien sozialer Ungleichheit untersucht wird.

Der Report enthält außerdem die Fortschreibung geschlechterbezogener Daten für die Hochschulen in NRW (Teil I). Wie sind Frauen und Männer auf die Qualifizierungsstufen und Statusgruppen verteilt? Wie entwickelt sich der Gender Pay Gap bei den Professuren und welche Entgeltgruppen zeigen sich im MTV-Bereich? Der Schwerpunkt der Auswertungen bezieht sich auf die 37 Hochschulen in Trägerschaft des Landes. Ein Gender-Datenprofil für jede Hochschule ermöglicht einen raschen Überblick über den Stand der Gleichstellung – auch im Vergleich zu den anderen Hochschulen. Die Gleichstellungsmaßnahmen und -politiken an den Hochschulen in NRW werden in Teil II des Gender-Reports dokumentiert und fortgeschrieben. Dabei wird auch untersucht, wie die Hochschulen die gesetzlichen Gleichstellungsvorgaben, wie etwa die Fortschreibung von Gleichstellungsplänen, Festlegung von Gleichstellungsquoten bzw. -zielen, die Bestellung von dezentralen Gleichstellungsbeauftragten oder auch Angebote zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie mit Studium/Beruf, umsetzen. Darüber hinaus wurden Themen wie der Gender Pay Gap, Anerkennung von Geschlechtervielfalt und der Umgang mit Mehrfachdiskriminierung sowie die Folgen der Corona-Pandemie für die Gleichstellungs- und Gremienarbeit in die Studie einbezogen.

Die Druckfassung des Gender-Reports 2022 kann kostenlos bestellt werden unter: info@netzwerk-fgf.nrw.de. Ein kostenfreier Download des Gender-Reports und seiner Kurzfassung steht auf der Webseite der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW zur Verfügung:

🌐 <https://www.genderreport-hochschulen.nrw.de/start-genderreport>.



Kontakt und Information

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen

Dr. Beate Kortendiek
beate.kortendiek@netzwerk-fgf.nrw.de

Dr. Lisa Mense
lisa.mense@netzwerk-fgf.nrw.de

Netzwerk Geschlechtersensible Medizin NRW gegründet

Foto: Adobe Stock Fotos/wladimir1804.



Auf Einladung der Medizinischen Fakultät OWL und Prof'in Dr. med. Sabine Oertelt-Prigione kamen Vertreter_innen von acht nordrhein-westfälischen medizinischen Fakultäten an der Universität Bielefeld zusammen. Sie schlossen sich zusammen, um als Netzwerk Geschlechtersensible Medizin NRW (Netzwerk SGSM-NRW) eine sichtbare Lobby für geschlechtersensible Medizin zu schaffen. Zukünftig wird das Netzwerk Forschungsprojekte auf den Weg bringen, Tagungen und Fortbildungen anbieten, Lehrmaterialien erstellen, um geschlechtersensible Medizin stärker in der medizinischen Ausbildung zu implementieren. Es will Innovationen in der Krankenversorgung, der medizinischen Ausbildung und der wissenschaftlichen Forschung fördern. Das Netzwerk SGSM-NRW wird das Thema stärker auf die Agenda der beteiligten Fakultäten setzen. Der Zusammenschluss organisiert sich

unter dem Dach des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW.

Im Netzwerk Geschlechtersensible Medizin NRW sind als Universitäten/Medizinische Fakultäten vertreten: Universität Bielefeld/Medizinische Fakultät OWL: Prof. Dr. Sabine Oertelt-Prigione und Dr. Eva Becher; Universität Duisburg-Essen: Prof. Dr. Anke Hinney und PD Dr. Andrea Kindler-Röhrborn; Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf: Prof. Dr. Heiner Fangerau und PD Dr. Nils Hansson; RWTH Aachen: Prof. Dr. Ute Habel und Prof. Dr. Kerstin Konrad; Ruhr-Universität Bochum: Prof. Dr. Anke Reinacher-Schick und Dr. Linda Wingender; Westfälische Wilhelms-Universität Münster: Prof. Dr. Dr. Bettina Pfeleiderer und PD Dr. Eva Schönefeld; Universität Witten/Herdecke: Prof. Dr. Petra Thürmann; Universität zu Köln: Dr. Vanessa Romotzky und Dr. Heike Zims.

Kontakt und Information

Prof'in Dr. med. Sabine
Oertelt-Prigione
Universität Bielefeld
Medizinische Fakultät OWL
sabine.oertelt-prigione@
uni-bielefeld.de

Zeitschrift GENDER ab 2023 im Open Access

Als eine der ersten sozial- und geisteswissenschaftlichen Zeitschriften geht *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* ab der ersten Ausgabe 2023 in den Open Access. Im Rahmen des Projekts KOALA („Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen“) konnte für insgesamt vier Titel aus den Medien- und Sozialwissenschaften eine gemeinschaftliche Finanzierung von fast 70 verschiedenen Einrichtungen für zunächst drei Jahre etabliert werden. An KOALA-Konsortien können sich neben Bibliotheken auch Forschungseinrichtungen, Stiftungen, Museen, Vereine, Unternehmen und Einzelpersonen beteiligen. Alle Beiträge, die im Finanzierungszeitraum erscheinen, sind weltweit frei zugänglich.

Kontakt und Information

Redaktion GENDER
redaktion@gender.zeitschrift.de

Veränderungen im Projekt „Genderkompetenz in Studium und Lehre“ an der TH Köln

Dr. Barbara Umrath, die bisher die Leitung des Projekts „Gender als Handlungskompetenz und transdisziplinäre Analyseperspektive – Soziale Innovation in Lehre und Studium“ innehat, wird zum Ende des Jahres die Leitung an die bisherige Ko-Leiterin Prof. Dr. Renate Kosuch abgeben. Sonja Gaedicke wird zusätzlich zu ihrer Funktion als wissenschaftliche Mitarbeiterin nun bis zum Projektende im März 2024 auch die Rolle der Co-Leitung wahrnehmen. Ziel des Projektes ist die Beratung und Unterstützung von Lehrenden bei der Einbeziehung von Erkenntnissen und Analyseperspektiven der transdisziplinären Geschlechterforschung sowie eine entsprechende Ausweitung des Lehrangebots für Studierende aller Fakultäten der TH Köln.

Die derzeitige Stelle von Dr. Umrath im Rahmen des vom MKW finanzierten Programms „Karrierewege FH-Professur“ läuft zum Jahresende aus. Dr. Umrath wird im Jahr 2023 die in diesem Programm begonnene Kooperation mit der Frauenmenschenrechtsorganisation medica mondiale e.V. fortsetzen. Ermöglicht durch den Rita Süßmuth Forschungspreis 2022 zur Würdigung von Forschung mit Geschlechterbezug wird Dr. Umrath zudem für ca. ein halbes Jahr in anderer Funktion an die TH Köln zurückkehren. Sie wird auf der neuen Stelle weitere partizipative, anwendungsbezogene Forschungsprojekte entwerfen und zu ihren bisherigen publizieren.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Renate Kosuch
TH Köln
Fakultät für Angewandte
Sozialwissenschaften
Institut für Geschlechter-
studien
Gustav-Heinemann-Ufer 54
50968 Köln
Tel.: (0221) 8275-3354
renate.kosuch@th-koeln.de
[https://www.th-koeln.de/
ifg](https://www.th-koeln.de/ifg)
[https://www.th-koeln.de/
hochschule/genderkompetenz-
in-lehre-und-studium_78409.
php](https://www.th-koeln.de/hochschule/genderkompetenz-
in-lehre-und-studium_78409.
php)

Prof. Dr. Carmen Leicht-Scholten für herausragendes Lehrkonzept ausgezeichnet

Univ.-Prof. Dr. phil. Carmen Leicht-Scholten, Brückenprofessur Gender und Diversity in den Ingenieurwissenschaften, wurde am 20. Juli 2022 im Rahmen des Tagungsformates Talk Lehre mit dem 12.000 Euro dotierten Lehrpreis der RWTH Aachen ausgezeichnet, der erstmals in der Kategorie Nachhaltigkeit vergeben wurde. Der Preis wird an Lehrende vergeben, die einen ganzheitlichen Ansatz zur Nachhaltigkeit verfolgen und diesen in die Lehrtätigkeit integrieren.

Die studierte Politikwissenschaftlerin, die mit ihrer Brückenprofessur Gender und Diversity in den Ingenieurwissenschaften an der Fakultät für Bauingenieurwesen angesiedelt ist, wird aufgrund ihres herausragenden und langjährigen Engagements in der fakultätsübergreifenden Vermittlung von Kompetenzen zu sozial nachhaltiger Technikgestaltung geehrt. Mit dem Lehrpreis werden ihr Engagement und ihre herausragende Arbeit in der Lehre gewürdigt, in der sie gerade auch Studierenden in den Technikwissenschaften Kompetenzen vermittelt. Neben Faktenwissen über Frameworks wie Sustainable Development Goals, Technikfolgenabschätzung und die Verantwortung von angehenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern werden die Studierenden befähigt, verantwortungsvolle Entscheidungen in ihrer Fachdisziplin zu diskutieren, wie es in der Begründung der Studierenden heißt.

„Ich freue mich sehr über diesen Preis, weil er eine große Anerkennung für die Arbeit der letzten Jahre ist, die mein gesamtes Team und ich darin investiert haben, innovative Lehr- und Lernkonzepte zu entwickeln und in der Lehre umzusetzen. Ganz besonders freue ich mich darüber, dass der Vorschlag von Studierenden unterschiedlichster Fakultäten eingereicht wurde. Dies verdeutlicht, dass die Studierenden über alle Fakultätsgrenzen hinweg ein großes Interesse daran haben, nicht nur die ökonomischen und ökologischen Dimensionen von Nachhaltigkeit, sondern auch die soziale zu erfassen.“

Den Studierenden bietet Professorin Leicht-Scholten die Chance, sich mit Nachhaltigkeit und gesellschaftlicher Verantwortung intensiv auseinanderzusetzen. Sie schafft es, in der Lehre Studierende unterschiedlicher Hintergründe zu begeistern, und betont dabei das große Engagement und Interesse der Studierenden. Die Auszeichnung mit dem Lehrpreis in der Kategorie Nachhaltigkeit ist Professorin Leicht-Scholten eine große Ehre: „Deshalb möchte ich mich von ganzem Herzen, auch im Namen meines Teams, für den Preis bedanken und freue mich, mit dem Preisgeld ein weiteres neues innovatives Lehrkonzept entwickeln zu können.“

Univ.-Prof. Dr. phil. Carmen Leicht-Scholten ist Professorin für Gender und Diversity in den Ingenieurwissenschaften (GDI) an der Fakultät für Bauingenieurwesen der RWTH Aachen und hat einen Zweitsitz an der Philosophischen Fakultät. Sie leitet den DFG-geförderten RRI Hub. Mit ihrer Brückenprofessur kann sie sowohl Ingenieur*innen als auch Sozialwissenschaftler*innen ausbilden und promovieren. An der RWTH Aachen war sie außerdem Rektoratsbeauftragte für Socially Responsible Education (2016–2019) und Studiendekanin der Fakultät für Bauingenieurwesen (2012–2016).



Foto: Wisam Zureik.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Carmen Leicht-Scholten
RWTH Aachen
Lehr- und Forschungsgebiet
Gender und Diversity in den
Ingenieurwissenschaften
Kackertstraße 9
52072 Aachen

Dr. Uta C. Schmidt ist Preisträgerin 2022 der Stiftung „Aufmüpfige Frauen“



Die Stifterin des Preises Prof. Dr. Sigird Metz-Göckel (links) mit Uta C. Schmidt und Maresa Feldmann aus dem Stiftungsvorstand und Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Dortmund (Foto: Kathryn Baingo).

Weil sie die Grenzen des Erforschten erweitert und der etablierten Wissenschaft zur Geschichte des Ruhrgebiets „den Spiegel vorgehalten hat“, wurde die Historikerin Dr. Uta C. Schmidt am 20. Oktober 2022 in Dortmund mit dem Preis der Stiftung „Aufmüpfige Frauen“ ausgezeichnet. In der Begründung hieß es: „Die Stiftung zeichnet Uta C. Schmidt aus, weil sie als allseits entwickelte Persönlichkeit und geschichtsbewusste Feministin in der Frauen-, Kloster- und Klangforschung etablierte Grenzen verschoben hat.“ Sie habe die männlich geprägte Ruhrgebietsgeschichte kritisch befragt und das alles überragende Narrativ vom Bergmann und Stahlkocher als Gestalter des Wirtschaftsraumes Ruhrgebiet um Perspektiven auf die Arbeit von Frauen nicht nur zur Zeit der Montanindustrie erweitert. Zusammen mit Susanne Abeck baut Schmidt seit RUHR2010 die Forschungs- und Bildungsplattform www.frauenruhrgeschichte.de auf. Die Plattform stellt im Sinne einer exemplarischen Geschichtsschreibung Lebenswege von Frauen vor und fragt nach der Geschlechterordnung von Arbeit. Uta C. Schmidt ist langjähriges Mitglied des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung und wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks an der Universität Duisburg-Essen. Wir gratulieren! Mehr dazu im Bericht zur Preisverleihung in dieser Ausgabe.

Kontakt und Information

Stiftung „Aufmüpfige Frauen“
Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel
Mimosenweg 18
44289 Dortmund
Tel.: (0231) 40 29 29
info@stiftung-aufmuepfige-frauen.de
www.stiftung-aufmuepfige-frauen.de

Dr. Stefanie Aunkofer erhält Auszeichnung für ihre Dissertation im Feld der Qualitativen Familienforschung



Foto: privat.

Dr. Stefanie Aunkofer hat für ihre Dissertation den Preis für die beste Qualifikationsarbeit (2020–2021) des an der FernUniversität Hagen angesiedelten Netzwerks Qualitative Familienforschung erhalten. Nahezu zeitgleich zur Auszeichnung erscheint bei Beltz Juventa ihre Monografie mit dem Titel „Väter in Elternzeit. (Nicht-)Anerkennung von Familien- und Erwerbsarbeit bei Paaren“. Die Preisträgerin arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Gleichstellungsbüro an der Hochschule Rhein-Waal, Kleve und in der Koordination audit familiengerechte hochschule. Sie promovierte bei Prof. Dr. Christine Wimbauer und Prof. Dr. Mona Motakef an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Dissertation basiert auf Forschungen, die sie als Mitarbeiterin in dem von MERCUR geförderten Projekt „Väter in Elternzeit. Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse zwischen Paarbeziehung und Betrieb“ durchgeführt hat (Leitung: Prof. Dr. Ilse Lenz, Prof. Dr. Michael Meuser, Prof. Dr. Katja Sabisch, Prof. Dr. Christine Wimbauer).

Kontakt und Information

Dr. Stefanie Aunkofer
Hochschule Rhein-Waal
Gleichstellungsbüro
Marie-Curie-Straße 1
47533 Kleve
stefanie.aunkofer@hochschule-rhein-waal.de

Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel verabschiedet sich als Herausgeberin der Zeitschrift GENDER

Als Mitgründerin der GENDER im Jahr 2009 und als langjährige Herausgeberin wurde Sigrid Metz-Göckel am 24. Juni 2022 auf dem Beiratstreffen der Zeitschrift festlich verabschiedet. Die Soziologin, Politikwissenschaftlerin, Sozialpsychologin und emeritierte Professorin der TU Dortmund hat die Entstehung und Entwicklung der Zeitschrift grundlegend geprägt. Wir bedanken uns herzlich bei Sigrid Metz-Göckel für die langjährige Unterstützung, Beratung und Mitarbeit als Herausgeberin der GENDER und freuen uns sehr, dass sie uns weiterhin im Rahmen des wissenschaftlichen Beirats der Zeitschrift erhalten bleibt.



Foto: Bettina Steinacker.

Kontakt und Information

Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Prof. Dr. Sigrid Nieberle hält Laudatio auf Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel



Prof. Dr. Sigrid Nieberle als Laudatorin.

Liebe Sigrid, liebe Mitglieder des Beirats, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Gäste, das Saxophon ist ein Instrument der Zwischenräume. Sein Erfinder Adolphe Sax wollte sich damit zwischen die Kategorien der Holzblasinstrumente und der Blechblasinstrumente setzen. Weil es aus Blech gemacht und mit dem Holz geblasen wird, lässt sich damit das Beste aus beiden Welten vereinen. Deine Vorliebe für dieses Einfachrohrblattinstrument, liebe Sigrid, ist womöglich nicht ganz zufällig.

Denn das Saxophon ist darüber hinaus das Instrument jener Beharrlichkeit und Streitbarkeit, die für die Etablierung des Neuen dringend gebraucht werden. Adolphe Sax trug zwar einen

Etappensieg davon, indem er seine Erfindung als obligatorischen Teil der belgischen Militärblaskapellen in den 1840er-Jahren empfehlen und auch durchsetzen konnte. Aber erst die Ignoranz des herrschenden Establishments, die dem Saxophon fortan buchstäblich keine Stimme geben wollte, bereitete den Erfolg dieses Instruments im 20. Jahrhundert vor. Die institutionelle Verankerung war deshalb nur ein erster kleiner Schritt zu einer viel größeren Geschichte, die sich auf ganz anderem Feld entfalten konnte. Hinzu kommt ein weiterer Punkt: Die wichtigsten Vertreter des zunehmend populären Saxophons im 20. Jahrhundert, vor allem im Jazz und Bossa Nova, sind Männer, sagen die Geschichtsbücher.

Charlie Parker, John Coltrane oder Sonny Rollins werden genannt. „The Girl of Ipanema“ von Stan Getz geht locker als Männerphantasie durch. Allerdings haben die Komponistinnen längst nachgezogen und seit Ende des 20. Jahrhunderts berührende wie experimentierfreudige Werke entwickelt, z. B. Isabel Mundrys „Komposition für Saxophon und Tonband“ von 1992. Aus wissenschaftlicher Perspektive sorgt allein Ruth Zechlins „7 Versuche und ein Ergebnis für Saxophonquartett“ aus dem Jahr 1988 für fröhliche Homologiebildungen zwischen Saxophonmusik und Drittmittel-strukturierter Forschungslandschaft. Unter den mehr als 30 Komponistinnen der Gegenwart, die sich dem Saxophon zugewendet haben, sind auch bekanntere Namen wie Sofia Gubaidulina, Adriana Hölszky oder Olga Neuwirth zu nennen. „Luz futura“, das Licht der Zukunft, hat Maria de Alvear eine „Zeremonie für Bläserquintett, Saxophon und Schlagzeug“ von 1996 überschrieben. Dass Dir heute eine Saxophonistin aufspielt, bringt auch unsere Umgebung zum Leuchten, denn es ist jener durchmischte, sowohl melancholisch-schmelzende als auch forciert-durchdringende Klang, den es einem Saxophon zu entlocken gilt



Karin Hatzel am Saxophon (beide Fotos: Bettina Steinacker).



Laudatorin Sigrid Nieberle (l.) und die geehrte Sigrid Metz-Göckel (Foto: Bettina Steinacker).

und der aus dem Moment heraus gleichermaßen in die Vergangenheit wie Zukunft zu strahlen vermag. Neben technischen Voraussetzungen bedarf es der Sensibilität und Vorstellungskraft, wie so ein Klang gestaltet werden kann und klingen soll. Und für das Überblasen aus dem Rohrblatt, mit dem die höchsten Höhen erreicht werden können, braucht es unter anderem auch ein wenig Mut und viel Erfahrung. Du siehst, liebe Sigrid, auch diese Aspekte der saxophonistischen Fokussiertheit und Entschlossenheit lassen sich mit Deiner Würdigung als Herausgeberin einer wissenschaftlichen Zeitschrift, die sich höchsten Standards verpflichtet sieht, leicht verknüpfen. (Aber nun im Ernst:)

Dein wissenschaftliches und wissenschaftspolitisches Oeuvre ist immens. Nach Studienjahren in Mainz und Frankfurt und einer Etappe als junge Wissenschaftlerin

in Gießen wurdest Du im Jahr 1976 an die Universität Dortmund berufen, um das Hochschuldidaktische Zentrum aufzubauen. Dessen Leitung hattest Du bis 2002 inne. In den ersten Jahren nach Deiner Berufung konntest Du an der Universität Dortmund genau zwei andere Professorinnen Deine Kolleginnen nennen. Dass sich dieses Verhältnis nicht nur in Dortmund geändert hat, ist Dein persönliches Verdienst und das Verdienst Deiner Generation. Deine Veröffentlichungen und Deine hochschulpolitischen Aktivitäten kann ich hier nicht ansatzweise skizzieren, das bitte ich mir nachzusehen. In drei beeindruckenden Festschriften aus den Jahren 1990, 2005 und 2010 ist dokumentiert, wie viele Kolleginnen und Kollegen Dich mit ihren Beiträgen bedacht haben, um ihrer hohen Wertschätzung Ausdruck zu verleihen. Die zahlreichen Impulse, die von Deiner Arbeit nicht nur für die Frauen- und Genderforschung, sondern auch für die gerechte Hochschule und Hochschulorganisation ausgehen, kann man an den lebendigen Netzwerken der nächsten Forscher*innen-Generationen gut erkennen. Du gehörst außerdem zu den Gründerinnen der Zeitschrift „Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft“.

Der Aufschlag zu dieser Zeitschriftenpublikation erforderte Nachdruck und Mut, sowohl von den Herausgeberinnen als auch vom Verlag Barbara Budrich. Im ersten Jahrgang 2009 erschienen das Premierenheft sowie ein offenes Heft zu den Debatten der Geschlechterforschung, herausgegeben von Ruth Becker, Heike Kahlert, Beate Kortendiek, Sigrid Metz-Göckel und Sabine Schäfer. Die Beiträge im ersten Heft konzentrierten sich auf Themen der Gleichstellungspolitik, Familienarbeit, Bildungsbiographik und Sozialtheorie. Auch die Beschäftigungsbedingungen an Hochschulen, zu denen Du im selben Jahr zusammen mit Christina Möller und Nicole Auferkorte-Michaelis einen Sammelband veröffentlicht hattest, waren damals wie heute ein wichtiges Thema. Die Herausgeberinnen formulierten im Premierenheft ein Programm, das seither gilt:

„Mit dem Titel GENDER verbinden wir ein Verständnis von Geschlecht, das die Dichotomie von Männern und Frauen als soziale Konstruktion versteht und die Verhältnisse und Beziehungen, in denen die Geschlechter gemacht werden, in den Blick nimmt. Dabei geraten jedoch die sozialen Strukturen in ihrer Festgefahrenheit und Veränderlichkeit sowie die Formen von Diskriminierung und Ausgrenzung nicht aus dem Blick.“

Dieses Programm in all seinen Dimensionen mit Inhalt zu füllen, fühlen sich die aktuellen Herausgeberinnen zweifellos immer noch verpflichtet.

Nach 14 Jahrgängen, nahezu 40 regulären Ausgaben und etlichen Sonderausgaben, zahlreichen darin erschienenen Rezensionen sowie den außerdem von Dir betreuten Schwerpunktthemen möchtest Du Dich jetzt aus diesem Arbeitszusammenhang verabschieden. Wir verstehen das – und wir lassen Dich trotzdem nicht gerne ziehen, liebe Sigrid! Alleine die von Dir mitbetreuten Schwerpunkthefte zeigen Deine breiten Interessen und Kompetenzen: Angefangen von Gender und Care, Transnationalisierung, Feminismus in Polen über Gender in der psychologischen Forschung, Intellektuelle Frauen, Sex und Gender in der biomedizinischen Forschung reicht das Themenspektrum bis zu Gender und Design. Du hast in jeder Redaktionssitzung die richtigen Fragen gestellt, auf der Basis Deines Erfahrungsschatzes auch dem Ungewohnten und Unbekannten viel Raum geben können und dabei den voreingestellten Fokus nicht aus den Augen verloren. So, wie ich Dich kennenlernen durfte (zuallererst Mitte der 90er-Jahre), bist Du eine Wissenschaftlerin, die den Winkel weit und die Linse genauso gut scharf stellen kann. Du magst solche Lobhudelei nicht, das weiß ich, aber in diesem Moment bitte ich Dich, sie kurz über Dich ergehen zu lassen. Denn mit dieser Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft – ihrer stetigen und verlässlichen Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich, der fabelhaften Redaktion

mit Sandra Beaufays, Jenny Bünnig und Beate Kortendiek, der Einbettung der Zeitschrift in das Netzwerk und allem, was damit noch zusammenhängt – hast Du einen Ort der selbstverständlichen Kollegialität mitgeschaffen und maßgeblich geprägt.

Diese Form des Miteinanders wäre vielen anderen akademischen wie nicht-akademischen Arbeitszusammenhängen in der gleichen Güte zu wünschen. Dir sind diese Kooperationsformen der Verlässlichkeit, Zugewandtheit und Wertschätzung sehr wichtig. Dafür stehen die beteiligten Akteur*innen an der Zeitschrift weiterhin ein – oder besser gesagt, sollten wir uns in beharrlicher, sanftmütiger, streitbarer und auch aufmüpfiger Weise immer weiter darum bemühen, dafür einstehen zu können. Den Begriff des Aufmüpfigen habe ich mir natürlich von Dir geborgt, denn Du wirst Dich künftig mit Deiner ganzen Aufmerksamkeit – so viel hast Du verraten – der von Dir 2004 errichteten Stiftung „Aufmüpfige Frauen“ widmen. Alle zwei Jahre zeichnet die Stiftung zwei Preisträgerinnen aus, die sich um die Aufmüpfigkeit der Frauen verdient gemacht haben.

„Die Stiftung Aufmüpfige Frauen fördert Frauen (so formuliert es der Vorstand), die aus eigener Kraft etwas Originelles geleistet haben, das dem Gemeinwohl dient. Sie unterstützt starke und mutige Frauen, die gegen den Strom schwimmen können und kreative Potenziale von Frauen repräsentieren. Sie fördert vor allem eine wertschätzende Haltung gegenüber dem Feminismus, dem sie in der deutschen Bürger/innengesellschaft mehr Anerkennung verschaffen will.“

In einer Zeit, in denen manchen Frauen und Männern nicht mehr oder immer noch nicht deutlich genug ist, was es emanzipatorisch noch zu erledigen gibt, lenkt Deine Stiftung die Aufmerksamkeit auf die streitbaren, beharrlichen, leisen wie lauten, jungen wie erfahrenen Frauen, die sich für eine bessere Gesellschaft engagieren. Das ist dringend nötig, heute ebenso wie in den Jahren Deiner Berufung. Die Mäzenin ist überdies eine Figur, die Dich mittlerweile auch wissenschaftlich begeistert hat.

In Anbetracht Deiner anfangs erwähnten Vorliebe für die Musik nimmt es nicht wunder, dass sich unter den Preisträgerinnen der Aufmüpfigen Frauen neben den Bloggerinnen, Managerinnen, Wissenschaftlerinnen auch eine Musikverlegerin findet. 2018 erhielt Renate Matthei vom Furore-Verlag in Kassel diese Auszeichnung. Selbstverständlich hält sie in ihrem Verlags-Portfolio auch Musik für Saxophon, das Instrument des Jahres 2019, bereit, insbesondere von Hope Lee und Barbara Heller. Das Saxophon lässt sich doch recht eigentlich selbst als ein Symbol der Emanzipation verstehen, für das Du Dich begeistern kannst: Vom erdachten Hybrid-Blasinstrument für die belgische Militärmusik des 19. Jahrhunderts hat es sich über den fast ausschließlich von Männern geprägten Jazz und Bossa Nova im 20. Jahrhundert zu einem aktuell überaus populären Instrument der musikalischen Zwischenräume entwickelt, mit dem zahlreiche Komponistinnen der Gegenwart ihre künstlerische Stimme zwischen U- und E-Musik artikulieren. Um diese Entwicklung zu ermöglichen, brauchte es – ganz wie in den feministischen Wissenschaften – Mut, Streitbarkeit, Beharrlichkeit und Optimismus. Dafür und für alles andere, was Du für die Zeitschrift Gender getan hast, darf ich Dir, liebe Sigrid Metz-Göckel, im Namen aller Herausgeberinnen und Redakteurinnen heute im Rahmen dieses Beiratstreffens danken! Danke!



Fotos: Bettina Steinacker

Kontakt und Information

Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Projekte stellen sich vor

Ralitsa Petrova-Stoyanov, Daniela Wilmes, Christine Steffens, Ramona Liedtke,
Barbara Teschner

Kompetenz- und Strukturentwicklung zur gendersensiblen MINT-Forschung

BMBF-Projekt GesMINT an der RWTH Aachen University



Genderaspekte werden in der MINT-Forschung weiterhin nur unzureichend berücksichtigt. Das durch das BMBF im Rahmen der Richtlinie „Geschlechteraspekte im Blick“ geförderte Projekt GesMINT setzt genau an dieser Stelle an. Es hat zum Ziel, an der RWTH Aachen fachbereichs- und disziplinübergreifend Kompetenzen und Strukturen bezüglich der Genderdimension in der MINT-Forschung zu entwickeln, um diese nachhaltig in der Forschung der RWTH zu verankern.

Denn Gender Biases in der Forschung behindern sowohl die gleichwertige Beteiligung der Geschlechter an der Forschung als auch die Validität der Forschungsergebnisse selbst. Geschlechtsabhängige Unterschiede bleiben auf diese Weise unbekannt oder finden keine Beachtung, obwohl sie möglicherweise maßgeblichen Einfluss auf die Forschungsergebnisse und ihre generelle Nutzbarkeit gehabt hätten. Dabei ist es nicht nur entscheidend, wer forscht, sondern wie geforscht wird, um geschlechtsspezifische Verzerrungen oder Unterschiede sowie Einseitigkeit in der Forschung auszuschließen.

Zu den Zielen des Projektes gehören die Sensibilisierung für die Dimension Geschlecht/Gender in der (MINT-)Forschung (aufbauend auf der bereits vorhandenen Expertise an der Hochschule), die Bereitstellung von Anregungen, Wissen und Ressourcen zur Kompetenz- und Strukturentwicklung, die Konzeption und Umsetzung fachbereichsübergreifender Strategien für die durchgängige Berücksichtigung von Gender in MINT-Forschungskontexten sowie der Aufbau nachhaltiger Strukturen zur internen und externen Vernetzung.

Projektleitung:

Dr. Ralitsa Petrova-Stoyanov
RWTH Aachen University
Integration Team Gender & Diversity Management
Kackertstraße7, 52072 Aachen
gesmint@rwth-aachen.de
www.igad.rwth-aachen.de/gesmint

Das Projekt wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01FP22G22 gefördert.

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Kontakt und Information

Christine Steffens
christine.steffens@igad.
rwth-aachen.de

Lea Quaing, Mara Klein, Marianne Heimbach-Steins

Prekäre Anerkennung: Das „dritte Geschlecht“ in sozioethischer Perspektive

DFG-Projekt am Institut für Christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zum „dritten Geschlecht“ im Jahr 2017 (vgl. 1 BvR 2019/16) hat dem deutschen Gesetzgeber die Aufgabe gestellt, Geschlechterdiversität personenstandsrechtlich anzuerkennen. Mit dem (vorläufigen) Ende des entsprechenden Gesetzgebungsprozesses 2018 ist dieser Auftrag politisch umgesetzt und eine rechtliche Grundlage geschaffen worden, inter* Menschen den personenstandsrechtlichen Status „divers“ zuzusprechen.

Dies stellt jedoch keineswegs den Endpunkt in der Debatte um Anerkennung des „dritten Geschlechts“ dar. Im Gegenteil: Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts bildet vielmehr wiederholt einen Anlass notwendiger Reflexion auf neu initiierte soziale Prozesse. Deutlich wurde dies u. a. anhand der nachfolgenden Diskussion, ob mit der Einführung des Personenstands „divers“ auch trans* Personen ohne medizinischen Befund der Intersexualität unter den Regelungsbereich des novellierten Personenstandsgesetzes fallen könnten (und damit das restriktive Transsexuellengesetz obsolet würde). Der gesellschaftliche Konflikt um diese Fragen wurde durch die veränderte Gesetzgebung jedoch nicht gelöst, sondern zurück auf die soziale Ebene verwiesen – hinein in eine Gesellschaft, deren Strukturen auf ein (oder mehrere) neue(s) rechtliche(s) Geschlechtssubjekt(e) nicht vorbereitet sind. Die seit Langem etablierten, hegemonialen binären Geschlechtskonzeptionen erfahren eine tiefe Erschütterung, die sich in neuen Anerkennungskämpfen niederschlägt und ggf. neue Ausschlüsse produziert.

Das zum 01.09.2022 unter der Leitung von Prof.in Marianne Heimbach-Steins angelaufene DFG-Projekt „Prekäre Anerkennung: Das ‚dritte Geschlecht‘ in sozioethischer Perspektive“ untersucht die aktuelle politische und soziale Debatte unter der Fragestellung, a) welche sozialen Konflikte und Kosten die rechtliche Anerkennung (neu) produziert und b) wie die theologische Ethik produktiv zu deren Bearbeitung beitragen kann. Dabei helfen soll die Auseinandersetzung mit sexualwissenschaftlichen wie medizinischen und rechtswissenschaftlichen Diskursen sowie mit philosophisch-sozialwissenschaftlichen und theologischen Debatten. Auf der Basis der Anerkennungstheorie Judith Butlers sowie der Denkstilanalyse Ludwik Flecks soll analysiert werden, wie sich Akteure in Bezug auf das autoritativ vorgetragene Wissen der genannten Diskurse und Debatten zu inter* und trans* und wie sich die Wissensproduktion bezüglich der Anerkennungsansprüche betroffener Personen verhalten. Ein besonderer Fokus wird dabei auf der katholischen Kirche als gesellschaftlichem Akteur liegen, der an Konflikten um die Anerkennung des „dritten Geschlechts“ beteiligt ist (und sein muss). Ebenso ist von Interesse, wie sich dieses Wissen auf Prozesse prekärer Anerkennung (nach Butler) auswirkt und welche Praxen der Anerkennung bzw. Verknennung sich identifizieren lassen. Neben Ergebnissen aus der Untersuchung institutionell vermittelter (wissenschaftlicher und kirchlicher) Diskurse werden mithilfe einer qualitativ-empirischen Interviewstudie auch relevante Anerkennungspraxen als Quellen einbezogen, die die Erfahrungen von Betroffenen – also sowohl inter* wie trans* Personen als auch institutionell Verantwortliche innerhalb kirchlicher Handlungsfelder – zugänglich machen.

Das auf drei Jahre (2022–2025) ausgelegte Projekt hat zum Ziel a) ein fundiertes Verständnis von Anerkennungskonflikten rund um die Kategorie „Geschlecht“ und b) Ansätze zu deren konstruktiver Bearbeitung in der theologischen Ethik sowie im institutionellen Handeln der katholischen Kirche zu entwickeln. Die Projektmitarbeiter*innen Mara Klein M. Ed. und Mag. theol. Lea Quaing, die beide zu Aspekten des Projekts promovieren, bearbeiten zwei komplementär zu betrachtende Teilprojekte, aus denen im dritten Jahr des Projekts u. a. eine gemeinsame Ergebnis-Publikation entstehen soll. Das Projekt wird durch eine Kontaktgruppe mit Expert*innen aus katholischer und evangelischer Theologie begleitet, sodass die bisher wenig intensive Auseinandersetzung mit trans* und inter* bzw. Binarität überschreitender Geschlechtervielfalt in der Theologie vernetzt und gebündelt wird.

Kontakt und Information

Lea Quaing, Mag. theol.
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
im DFG-Projekt „Prekäre
Anerkennung: Das ‚dritte
Geschlecht‘ in sozioethischer
Perspektive“
Westfälische Wilhelms-
Universität Münster
Institut für Christliche
Sozialwissenschaften
Robert-Koch-Straße 29
48149 Münster
Tel.: (0251) 83-30034
lea.quaing@uni-muenster.de

Lena Haarmann

Online-Studie zu intersektionalen Diskriminierungserfahrungen und Gesundheit bei sexuellen Minderheiten

Projekt „Minority Stress, Gesundheitskompetenz und physische Gesundheit bei sexuellen Minderheiten“ an der Uniklinik Köln und der FH Dortmund



In der Abteilung für Medizinische Psychologie an der Uniklinik Köln wird eine Online-Studie durchgeführt, die sich mit Diskriminierungserfahrungen und Gesundheit bei sexuellen Minderheiten beschäftigt. Das Projekt „Minority Stress, Gesundheitskompetenz und physische Gesundheit bei sexuellen Minderheiten: Eine Online-Survey-Studie (MinStress_Health)“ findet im Rahmen einer Kooperation mit dem Arbeitsgebiet Sozialmedizin und Public Health mit Schwerpunkt Geschlecht und Diversität (FB Angewandte Sozialwissenschaften,

FH Dortmund) statt. In der Studie werden die Zusammenhänge von Diskriminierungserfahrungen bzw. Minority Stress mit dem physischen Gesundheitszustand bei gleichgeschlechtlich liebenden Personen genauer ergründet. Dabei wird insbesondere die Rolle der Faktoren Resilienz, psychisches Wohlergehen und Gesundheitskompetenz betrachtet.

<https://medizinische-psychologie.uk-koeln.de/forschung/ag-gesundheitsbezogene-aspekte-bei-lgbtq-personen/>

In Kooperation mit Prof. Dr. Gabriele Dennert (Fachbereich für Sozialmedizin und Public Health mit Schwerpunkt Geschlecht und Diversität an der Fachhochschule Dortmund)

Kontakt und Information

Lena Haarmann, M.Sc. und Prof. Dr. Elke Kalbe (Abteilung Medizinische Psychologie | Neuropsychologie & Gender Studies, Uniklinik Köln)

lena.haarmann@uk-koeln.de

Florence Hervé, Melanie Stitz

Seit 40 Jahren *Wir Frauen* – ein Blick zurück nach vorne

„Die *Wir Frauen* ist eine kleine, aber langlebige unabhängige, radikaldemokratische Frauenzeitschrift“, schrieb die Kommunikations- und Medienwissenschaftlerin Prof. Elisabeth Klaus 2013. Da war die Zeitschrift 30 Jahre alt. Während einige Frauenzeitschriften in den widrigen 1990er-Jahren ihr Erscheinen eingestellt hatten, machte *Wir Frauen* weiter. Mechthilde Vahsen, Mitbegründerin des Mittelbaunetzwerks im Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung, ist Redaktionsmitglied bei *Wir Frauen*. Der 40. Geburtstag bietet einen guten Anlass zu fragen: Was war die Zielsetzung damals? Warum der provokative Titel *Wir Frauen*? Was hat sich seitdem geändert? Ist *Wir Frauen* noch zeitgemäß?

Als 1982 die erste Ausgabe erschien, war die internationale Frauenbewegung im Aufschwung, die bundesrepublikanische Revolte gegen Frauendiskriminierung und repressive Gesellschaft weiterhin zugange. Das UNO-Jahr der Frau 1975 unter dem Motto ‚Gleichberechtigung – Entwicklung – Frieden‘ war Ausdruck eines neuen Bewusstseins und zugleich Impuls für Aktionen. Frauen aus autonomen Gruppen, der Friedensbewegung



Das erste Titelbild der *Wir Frauen*: „Heraus zum Frieden!“ Vom März/April 1982 (Foto: *Wir Frauen*).

und den Gewerkschaften traten zur Initiative ‚Internationales Jahr der Frau 75‘ zusammen und riefen u. a. zur Vorbereitung des Kongresses der Frauenorganisationen und -bewegungen in Berlin (Ost) auf. Den Appell unterstützten u. a. Schriftstellerinnen wie Ingeborg Drewitz und Luise Rinser, Betriebsrätinnen und Politikerinnen wie die Widerstandskämpferin und Gewerkschafterin Alma Kettig (SPD-Bundestagsabgeordnete bis 1965), Journalistinnen wie Ingeborg Küster, Elly Steinmann (beide führend in der Westdeutschen Frauenfriedensbewegung) und die Publizistin Lottemi Doormann. Nicht mehr Worte, sondern Taten, forderten sie von den Regierenden.

Aus der Initiative wurde die Demokratische Fraueninitiative DFI mit 100 Regionalgruppen. Ihre Losung: „Gleichberechtigung in einer humanen Gesellschaft“. Da tauchten die ersten Plakate mit der Überschrift *Wir Frauen* auf. Gab die italienische feministische Zeitschrift *Noi donne* dazu die Anregung? Die Frauensolidarität, international und vor Ort, spielte eine Rolle bei der Wahl des Namens. *Wir Frauen* war Ausdruck eines gewachsenen Selbstbewusstseins, eines Zusammengehörigkeitsgefühls, eines Bekenntnisses für eine linke Frauenbewegung, die Gleichberechtigung nicht als „Frauenfrage“ begreift, sondern sie in den Kontext einer humanen Gesellschaft stellt. Das überwältigende Echo des ersten *wir frauen-Kalenders* 1979 (Auflage 28.000) gab den letzten Anstoß: Der seit 1978 herausgegebene DFI-Rundbrief wurde 1982 zur Zeitschrift. „Von hektographierten Mitteilungen zum gedruckten Informationsblatt, auch hier sind wir auf dem Vormarsch“, schrieben die Redakteurinnen in der ersten Ausgabe im März 1982.

Wir Frauen verstand sich als Gegenöffentlichkeit, als Informations- und Kommunikationsplattform einer linken Frauenbewegung. Es gab schon damals Schwerpunktthemen, wiederkehrende Rubriken zu Historischem, Kultur oder internationaler Solidarität sowie Berichte aus der Arbeit der Gruppen. Die erste Ausgabe war dem Frieden gewidmet, vor dem Hintergrund der Stationierung von Atomraketen in der BRD und der geplanten Einführung eines Frauenwehrdiensts. Dorothee Sölle plädierte für Frieden und Emanzipation: „Befreiung müssen wir heute – zwar nicht ausschließlich, aber unerlässlich – als Freiheit von der Fähigkeit zum Overkill begreifen.“ Lottemi Doormann schlussfolgerte aus ihrer Analyse der neuen Frauenfriedensbewegung: „Frieden und Emanzipation sind Schwestern.“ Die Gewerkschafterin Gisela Kessler widerlegte die Behauptung, mehr Rüstung schaffe Arbeitsplätze.

1990 brachen die Strukturen der DFI zusammen. Frauen der Bundesgeschäftsstelle konzentrierten sich auf die Gründung vom „*Wir Frauen* – Verein zur Förderung von Frauenpublizistik e. V.“, der die Zeitschrift unter erschwerten Bedingungen herausgab. „Euch gibt es noch immer?“, hören die Herausgeberinnen häufig. Denn selbstverständlich ist das nicht. Jede Ausgabe ist eine Herausforderung, wir freuen uns am gedruckten und mit Herz und Verstand gestalteten Papier und an den Rückmeldungen unserer Leser:innen. Dennoch: Unser ehrenamtliches Projekt bleibt prekär, weil viel zu viel Arbeit auf wenigen Schultern ruht. Denn weitaus mehr ist zu tun, als einen Artikel zu schreiben ... Wir ringen um jedes Abo und erinnern in unserer mehrdeutigen Anzeige daran: „Feminismus ist käuflich! – Für 16 € im Jahr!“

Immer wieder stoßen neue Redakteurinnen dazu, viele bleiben für Jahre und als Beirätinnen mit dem Projekt weiter verbunden, wenn sie zum Schreiben die Zeit nicht mehr finden. Über die Jahre hat sich um *Wir Frauen* ein beeindruckendes Netzwerk entwickelt. Wir staunen über die Praktikumsbewerbungen mancher Anfang-20-Jährigen, die dann erfährt, dass sowas bei uns nicht funktioniert, dennoch mitmachen will und mitunter ihren ersten Artikel in der *Wir Frauen* veröffentlicht. Manche stutzen ob unseres Titels. Dieses „Wir“ ist doch hochproblematisch, und dann noch „Frauen“ dazu! Unser Titel hat eine Geschichte, an die wir wertschätzend anknüpfen wollen – zu oft beginnen wir (nicht nur) in feministischen Bewegungen und Theorien immer wieder von vorn und unterstellen mit neuen Begriffen, auch der Inhalt sei gänzlich neu.

Vieles unterscheidet uns in der Redaktion voneinander: Herkunft und Muttersprache, Lebens- und Liebesweisen, welche Art Sorgeverantwortung wir tragen, z. B. für Kinder oder Eltern, Bildungswege, Alter und Einkommen ... Die Soziologin Eliane Kurz interviewte uns vor ein paar Jahren für ihre sehr anregende Doktorinnenarbeit zu „Intersektionalität in feministischer Praxis“ und gab uns darin den Namen „Kollektiv der Vielfalt – Gruppe Ambivalenz“. Wir haben den Wunsch und die Hoffnung, unsere Unterschiede fruchtbar zu machen. Etliche von uns sind zudem noch in weiteren Kontexten engagiert, z. B. gegen Faschismus oder Profite mit unserer Gesundheit.

„Wir werden nicht als Frauen geboren, wir werden es“, schrieb Simone de Beauvoir. Was uns verbindet, sind die vielschichtigen Erfahrungen, als Frauen gelesen und vergesellschaftet zu werden – und täglich wirken wir daran mit. Von diesen Erfahrungen ausgehend üben wir Kritik „von unten“ an den Verhältnissen, wollen Frauen und feministischen Bewegungen jenseits des Main- und Malestreams Gehör verschaffen und an mitunter verdrängte, beinahe vergessene Geschichte erinnern. Mit jeder Ausgabe folgen wir unserer eigenen Neugier, dem Wunsch, zu verstehen und ins Handeln zu kommen – auch das geht gemeinsam besser als für sich allein.

Wir teilen die Utopie, dass wir alle eines Tages einfach nur Menschen sind, gleich an Rechten und Möglichkeiten, uns frei zu entwickeln. Geschlecht wäre dann eine bedeutungslose Kategorie. Wir teilen dieses Begehren mit den Bewegungen, die das brutal durchgesetzte Konzept der Zweigeschlechtlichkeit infrage stellen. Es ist genug Patriarchat für alle da und braucht Widerstand und Mut zur Utopie an allen Ecken und Enden. Allein machen wir vielleicht Karriere (selbst das wäre kritisch zu prüfen ...), die Verhältnisse aber ändern wir nur gemeinsam. So setzen wir auf ein „Wir“ als Projekt. Das ist nicht einfach gegeben, sondern Ergebnis nie endender Arbeit. Es braucht dazu Auseinandersetzung, Wertschätzung, Zuhören, Selbstveränderung, Respekt und Neugier für unsere unterschiedlichen Erfahrungen, Geschichten, Begehren, Schreib- oder Sprechweisen. Vielleicht gelingt auch erst mal ein behutsames Bündnis, bevor – vielleicht – ein „Wir“ daraus wird.

Literatur

- Elisabeth Klaus/Ulla Wischermann (Hg.): Journalistinnen. Eine Geschichte in Biographien und Texten. 1848–1990, Lit Verlag, Wien/Münster 2013.
- Melanie Stitz/Gabriele Bischoff/Florence Hervé: Seit bald 25 Jahren erscheint die Zeitschrift wir frauen, in: Wer schreibt, der bleibt. Die Neue Frauenbewegung. Beiträge zur feministischen theorie und praxis 66/67, Köln 2005.
- Eliane Kurz: Intersektionalität in feministischer Praxis. Differenzkonzepte und ihre Umsetzung in feministischen Gruppen. Transcript Verlag, Bielefeld 2022.

Kontakt und Information

WIR FRAUEN – Verein zur
Förderung von Frauenpubli-
zistik e.V.
Rochusstraße 43
40479 Düsseldorf
info@wirfrauen.de

Hayley Basler, Büşra Kahraman, Malina Klueß

Macht und Geschlecht. Verflechtungen, Verwerfungen, Verhältnisse – transdisziplinäre Analysen

Bericht zur Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 04.11.2022 in Essen



Alle Fotos: Bettina Steinacker.

Zu Beginn sprach Staatssekretärin Gonca Türkeli-Dehnert per Video ein Grußwort des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen.

Am 04. November 2022 lud das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW zu seiner erneut als Hybridveranstaltung konzipierten Jahrestagung in den Glaspavillon am Campus Essen der Universität Duisburg-Essen. In diesem Jahr stand die interdisziplinäre Tagung unter dem Motto „Macht und Geschlecht. Verflechtungen, Verwerfungen, Verhältnisse – transdisziplinäre Analysen“. Die Verflechtungen von Macht und Geschlecht bilden seit den Anfängen der Frauen- und Geschlechterforschung ein umfassendes Forschungsfeld. Aneignung, Ausübung und Unterwanderung von Macht prägen die Grundlagen sozialer Ordnungen und Veränderungen. Die Tagung widmete sich in Keynotes und Vorträgen Fragen von Macht und Geschlecht zwischen Außenpolitik und Oper.

Begrüßung und Einführung

Zum Auftakt der Veranstaltung lauschten die circa 200 Teilnehmer_innen (je 100 in Präsenz und vor dem heimischen Computer) einem Video-Grußwort der Staatssekretärin Gonca Türkeli-Dehnert aus dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen. Mit einem Rückblick auf die Zulassung der Frauen zum Studium im Jahr 1900 sowie der Einfüh-

rung des aktiven und passiven Wahlrechts für Frauen 1919 in Deutschland verdeutlichte sie, wie weit sich die Machtverhältnisse bis heute verschoben und durchaus zum Besseren verändert haben. Allerdings gab sie zu bedenken, wie weit der Weg auch heute noch ist, bis wir eine faire Verteilung der Macht erreichen werden. Ein Beispiel hierfür ist der bisher bei nur 25 % liegende Anteil an Professorinnen in NRW. Auch die Landesregierung verpflichtet sich zu einer Erhöhung des Frauenanteils in der Wissenschaft., denn bei dieser Frage geht es nicht nur um Repräsentanz, sondern auch um das Agendasetting. Sowohl in Wissenschaft als auch in der Politik braucht es die Perspektiven und Anliegen von Frauen, Wissenschaftlerinnen, Müttern und Arbeitnehmerinnen.

Im Anschluss wurden die Teilnehmenden von der Sprecherin des Netzwerks Prof. Dr. Katja Sabisch (Ruhr-Universität Bochum) und der Netzwerkkordinatorin Dr. Beate Kortendiek herzlich begrüßt und willkommen geheißen. Beate Kortendiek griff das Bild auf dem Einladungsflyer auf, ein Mikado-Spiel: „Beim Mikado gilt, wer sich bewegt, verliert.“ Im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung als auch der Gleichstellungspolitik gilt hingegen: „Wer sich nicht bewegt, verliert!“ Denn nur durch Bewegung können wir etwas verändern.



Die Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW Prof. Dr. Katja Sabisch (l.) und die Geschäftsführerin Dr. Beate Kortendiek begrüßten das Publikum im Saal und online.

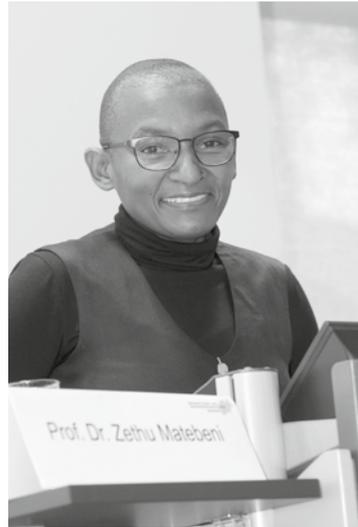
Power und Politik

In den ersten Teil der Tagung, „Power und Politik“, mit zwei längeren Keynotes führte Prof. Dr. Henriette Gunkel der Ruhr-Universität Bochum ein und stellte die erste Referentin, Prof. Dr. Zethu Matebeni, vor. Prof. Dr. Matebeni ist eine an der südafrikanischen University of Fort Hare tätige Soziologin und erste Inhaberin der Professur für Sexualität, Gender und Queer-Studies. Zurzeit ist sie außerdem Gastprofessorin am Marie Jahoda Center for International Gender Studies an der Ruhr Universität Bochum. Mit ihrer Keynote *In the Languages of Gender* gab die Soziologin einen interessanten Einstieg ins Thema Macht, Sprache, Bezeichnung – ein bislang unzureichend betrachtetes Feld.

Prof. Dr. Matebeni, die aus einem Dorf im ländlichen Südafrika stammt, zeigte am Beispiel der Sprache Macht und Unterdrückung. Dabei geht es jedoch nicht um ihre Muttersprache, sondern um die Sprache der Kolonialmacht. Sie verfremdet in ihrer Übersetzung afrikanische Konzepte von Sinn und Deutung. So wird die Soziologin in ihrer Heimat mit einem wertschätzenden Titel angesprochen, der – wie viele andere Begriffe ihrer Kultur – nicht vergeschlechtlicht ist und Frauen wie Männern anerkennend zugewiesen wird (und von ihnen getragen werden kann). Ins Englische übersetzt lautet er: „Greatest Father“. In dieser Vergeschlechtlichtung zeigt sich eine bewusste Reduzierung und Beschränkung von Frauen auf Rollenbilder der Kolonialmacht. Prof. Matebeni erläuterte, wie dies einerseits den Versuch darstellt, Kultur zu vernichten. Zugleich zeigt sich jedoch daran auch, dass die bestimmenden Konzepte westlichen Denkens keineswegs Allgemeingültigkeit beanspruchen können. Dies gilt ebenso für die Differenzierung

zwischen Gender und sex wie für die starre Binarität zwischen den Geschlechtern, die von der Kolonialmacht und ihrer vergeschlechtlichten Sprache eingeführt wurden, um ihr eigenes Weltbild durch Macht und Gewalt zu stabilisieren. Zethu Matebeni kritisierte, dass diese Sprachmodi auch heute noch durch Wissenschaften des globalen Nordens vorgenommen werden, obwohl sie der Komplexität der vielen unterschiedlichen Kulturen nicht gerecht werden. Dies mache auch eine Aufarbeitung des Kolonialismus schwierig. Dennoch schloss sie ihren Vortrag mit der Hoffnung, dass wir in Zukunft einen Punkt erreichen, an dem wir nicht nur Sprache entgendern, sondern einen Weg finden, der Vielheit der afrikanischen Kulturen zu entsprechen ohne kolonialistische Brille.

Kristina Lunz vom *Centre for Feminist Foreign Policy* stellte in der zweiten Keynote das Konzept der *feministischen Außenpolitik* vor, dem sich auch die Bundesregierung verpflichtet sieht. Sie führte den Kern feministischer Außenpolitik zurück bis zum Internationalen Frauenfriedenskongress in Den Haag 1915, auf dem 1.500 Frauen das Ende des Weltkrieges forderten. Seitdem hat sich in den internationalen Beziehungen das Paradigma vom sogenannten „Realismus“ durchgesetzt, der auf gewaltvolle Machtausübung setzt und individuelle Bedürfnisse nach Sicherheit und Frieden sowie Fragen des Umweltschutzes unberücksichtigt lässt. Lunz kritisierte den Realismus als machtvolle Denkschule des Patriarchats, da er die als männlich assoziierten Zuschreibungen wie Durchsetzung der eigenen Interessen durch Gewalt, Unnachgiebigkeit und Macht positiv konnotiert, andererseits Aspekte wie Abrüstung und Frieden als Schwäche und feminin abwertet. Andere zu dominieren und die eigenen Interessen mit Gewalt durchzusetzen bildet den Kern des Patriarchats. Feministische Außenpolitik hingegen zielt auf Frieden, Sicherheit und Kooperation und wurde insbesondere durch feministische Vordenkerinnen der 1990er-Jahre geprägt. Dabei setzten sich insbesondere Ost-Süd-Allianzen und anti-imperialistische Feministinnen dafür ein, diese Aspekte in den Fokus der Außenpolitik aufzunehmen. Als ersten und wichtigen Erfolg stellte Lunz die Resolution (1325) der Vereinten Nationen heraus, die im Jahr 2000, dank weltumspannender feministischer Zivilgesellschaften, zur Etablierung der „Women, Piece and Security“-Agenda führte, die anerkennt, dass die Auswirkungen von Konflikten vergeschlechtlicht sind. Erstmals verkündete Schweden im Jahr 2014 dann eine offizielle feministische Außenpolitik. Weitere Länder folgten diesem Beispiel, darunter Kanada, Frankreich und Mexiko. Kristina Lunz wies zugleich darauf



Prof. Dr. Henriette Gunkel, Prof. Dr. Zethu Matebeni und Prof. Dr. Banu Citlak (v.l.n.r.).

hin, dass insbesondere konservative und rechte Kräfte politisch wie finanziell gegen eine feministische Außenpolitik kämpfen. Es sind die gleichen Kräfte, die auch gegen Frauen- und LSBTI-Rechte agieren. Die Referentin schloss ihren Beitrag mit den vier Grundprinzipien einer feministischen Außenpolitik: Verteidigung von Menschenrechten, Demilitarisierung globaler Sicherheitsstrukturen hin zu feministischer Sicherheit, intersektionale Klimagerechtigkeit sowie strukturierte und wertschätzende Zusammenarbeit auf Augenhöhe mit feministischer Zivilgesellschaft. Nur unter Beachtung dieser Aspekte kann – so Kristina Lunz – nachhaltiger und genuiner Frieden erreicht werden.

Raum und Erfahrung

Nach dem Mittagsimbiss folgte das zweite Panel der Jahrestagung unter dem Titel „Raum und Erfahrung“. Die Moderation übernahm Prof. Dr. Banu Citlak (FH Dortmund). Der erste Beitrag *Rassismuserfahrungen von Lehrenden of Color an deutschen und österreichischen Hochschulen – eine machtkritische Analyse* wurde von Vildan Aytekin und Max Karrasch (Universität Bielefeld) vorgetragen. Sie beschäftigen sich mit Erfahrungen von Forscher_innen of Color und führten eine qualitative Interviewstudie mit Wissenschaftler*innen of Color aus dem deutschsprachigen Raum durch. Viele der Befragten gaben an, dass sie einem speziellen Legitimationszwang und Leistungsdruck ausgesetzt seien. Das bedeute u. a., dass sie immer wieder ihre Neutralität und ihre Kompetenz beweisen müssten, so Aytekin. Rassistische Diskriminierung sei zudem mit Interdependenzen verbunden. Die Analyse von Beschwerdewegen könnte einen Einblick in die komplexen Verflechtungen von individuellen Er-

fahrungen und strukturellem Rassismus in den Organisationen geben. Aus dem Publikum wurde gefragt, was bei den Interviews im Vordergrund stand. Aytekin und Karrasch wiesen darauf hin, dass Lehrende insbesondere über ihre Erfahrungen im Bereich ihrer Lehrtätigkeit berichteten. Obwohl PoCs in ihrer Lehrtätigkeit hierarchisch weiter oben stünden, erlebten sie Rassismus von ihren Studierenden bzw. immer wieder die Erfahrung, dass ihnen die Lehrposition aberkannt wird. Eine weitere Erkenntnis der Studie war, dass in Forschungskontexten die Inhalte, zu denen Forschende of Color arbeiten, nicht anerkannt wurden. Dabei sei die Akquise von Fördermitteln für sie besonders schwer, da sie immer wieder klarstellen müssten, dass sie neutral und wissenschaftlich zu diesem Thema forschen können. Eine weitere Frage bezog sich auf die Publikationsmöglichkeiten der Ergebnisse und wie dadurch möglicherweise Verbesserungen an den Hochschulen erzielt werden können. Aytekin bemerkte, sie verfolge nicht mehr die Idee, dass Texte, die in der Wissenschaft produziert werden, auch etwas mit den Organisationen machen, in denen gelehrt, gelernt und geforscht wird. Denn diese Organisationen folgen einer anderen Logik wie die wissenschaftlichen Forschungen. Eine Wortmeldung aus dem Publikum wies darauf hin, dass es wichtig sei, daran zu erinnern, dass das „Andere“ der Universitäten in Deutschland zunächst durch Judentum und Arbeiterklasse gebildet wurde. Ein abschließender Beitrag fügte den Hinweis an, dass wahrscheinlich wenig Beschwerden im Hochschulkontext zu finden seien, da Studierende und Lehrende sich eher Hilfe von außen suchen würden.

Im zweiten Vortrag mit dem Titel *Stadttraum, Macht und Geschlecht* stellte Dr. Nina Schuster (Universität Duisburg-Essen und TU Wien) die zentralen wissenschaftlichen Themenfelder

feministischer Raumplanung vor. Forschende analysieren, wie soziale und physisch-bauliche Strukturen zusammenhängen und wie diese verändert werden müssen, um eine gleichberechtigte, inklusivere und vielfältigere Teilhabe in der Stadt zu gewährleisten. Dabei werden die Perspektiven der Geschlechterforschung, der queeren Forschung und der Stadtforschung miteinander in Beziehung gesetzt. Seit den 1960er-Jahren wird die geschlechtsspezifische Ordnung des Raumes, die sich auch in der Dualität von Öffentlichkeit und Privatheit ausdrückt, durch die Frauenbewegung kritisiert. Der Grundgedanke dieser Kritik richtet sich auf die Zuschreibung des öffentlichen Raums mit Erwerbsarbeit und Politik zu Männern* und des privaten Raums mit Reproduktionsarbeit und Intimität zu Frauen*. Schuster wies in Bezug auf queere Theorie darauf hin, dass die Stadtstruktur auch durch Heterosexualität geprägt ist und Bedürfnisse von non-binären Personen nicht berücksichtigt werden. So können zum Beispiel private Räume für Transpersonen gefährdend sein, daher müssten auch öffentliche Räume für Intimes nutzbar gemacht werden.

Schuster zeigte ferner, wie emanzipatorische Entwicklungen für einen Teil der Gesellschaft zur Unsichtbarmachung anderer Teile führen kann, wenn beispielsweise die Erwerbstätigkeit von gut ausgebildeten weißen Frauen die Übernahme von Hausarbeit durch Andere bedingt, oft sind dies Menschen aus unteren sozialen Schichten und Persons of Color. Diese müssten zeitaufwändig in andere Stadtteile zu ihren Arbeitsplätzen fahren. Am Thema „soziale Segregation“ zeige sich, dass der Stadtraum nicht nur geschlechtsspezifisch, sondern auch klassenspezifisch strukturiert ist. Weitere Kontexte, auf die sich feministische Stadtkritik bezieht, sind Privatisierungen des öffentlichen Raums, Eventisierung und Touristifizierung. In Bezug auf frühe feministische Kritik an Raumplanung, wie sie von Ruth Becker formuliert wurde, verdeutlichte Schuster, wie sich in der Konstruktion vom „sozial stabilen Bewohner“ die weiße, heterosexuelle Mittelschichtsfamilie als Normalfall abbildet. Die feministische Perspektive auf Stadt verknüpft ihre Kritik an den Geschlechterverhältnissen mit Klasse und *race* als weiteren Analysekategorien. Abschließend verwies Schuster noch auf Aspekte des Gender Plannings und warnte davor, durch diese Herangehensweise letztlich unterschiedliche Nutzungsweisen von Stadt zu zementieren. Aus dem Publikum wurde gefragt, wo feministische Stadtplanung tatsächlich vorzufinden ist. Schuster machte sie an unterschiedlichen Spielplatzplanungen fest. Außerdem wurde gefragt, wie die Verhältnisse zwischen Stadt und Land Berück-

sichtigung finden. Dr. Nina Schuster verwies darauf, dass bei der Forschung zum Land noch intensiver Aspekte wie Vereine bei der Raumgestaltung und -nutzung zu berücksichtigen seien. Aus dem Chat wurde gefragt, wie entschieden werden kann, wer am vulnerabelsten ist, ohne in ein „Diskriminierungs-Bingo“ zu verfallen. Schuster erwiderte, dass es keine einfache Antwort gebe, dass aber abgewogen werden müsse, wer sich einen bestimmten Raum aneignen möchte. Es könne auch dazu kommen, dass verschiedene Bedürfnisse und Angsträume miteinander kollidieren. So können die hellen Räume, die sich weiße Frauen* aus der Mittelschicht wünschen, zu Angsträumen von anderen Personengruppen – z. B. Wohnungslosen – werden, die Räume suchen, in denen sie sich verstecken oder schlafen können.

Der dritte Vortrag dieser Reihe beschäftigte sich mit Innovationskontexten. Julia Voß und Clara Meyer zu Altenschildesche beleuchteten in ihrem Vortrag „*Ich sehe was, was du nicht siehst*“ – *Weibliche (Un-)Sichtbarkeit in Innovationskontexten* die Unterrepräsentanz weiblicher Innovator_innen. Diese Unterrepräsentanz werde zudem durch die fehlende Sichtbarkeit von Innovator_innen in den Medien verstärkt. Laut Institut der deutschen Wirtschaft wurden 2016 beispielsweise nur 4 % aller Patente von Frauen angemeldet. Gleiches sieht man auch im Gründungsbereich: Auf eine Gründerin kommen aktuell 1,65 Gründer. In den Medien verschiebt sich dieses Verhältnis, sodass auf eine Gründerin 19 Gründer kommen. Clara Meyer zu Altenschildesche und Julia Voß betonen, dass sie sich nicht nur auf die faktische Unterrepräsentanz von Innovator_innen fokussieren, sondern auch darauf, dass Innovatorinnen für ihre Umwelt deutlich unsichtbarer sind als ihre Kollegen. Um das gesamte Potenzial der Innovationskraft ausschöpfen zu können, besteht sowohl auf europäischer Ebene als auch auf Bundesebene ein großes Interesse daran, eine gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern in Innovationskontexten zu ermöglichen. Außerdem betonten die Referentinnen die Bedeutung von Repräsentanz: Es geht darum, Vorbilder zu schaffen. Die Ergebnisse ihrer Befragung im Rahmen des Forschungsprojekts: „Westfälische Erfinderinnen“ bestätigen die Unterrepräsentanz weiblicher Innovator_innen z. B. im technischen Bereich und zeigen, dass geschlechtsspezifische Stereotype auch in diesem Kontext wahrgenommen werden. Die Unterrepräsentanz von Innovator_innen kommt ebenfalls durch machtabhängige Herausforderungen wie mediale Hürden und männlich geprägte Strukturen zustande. Dass Frauen immer noch seltener in Führungs- und



Impressionen aus dem Publikum.



Entscheidungspositionen vertreten sind, ist ein weiterer Faktor der Unterrepräsentanz in den Medien. In der anschließenden Diskussionsrunde wurde gefragt, ob Medienvertreter_innen sich verpflichtet sehen, eine gleichberechtigte Sichtbarkeit zu ermöglichen. Die Vortragenden antworteten, dass in Gesprächen mit den Medien deutlich geworden sei, dass es hierzu keine festen Regelungen gibt. Häufig sei es, wenn überhaupt, ein persönliches Anliegen von Redakteur_innen, eine ausgewogene Repräsentanz von Expertise zu erreichen.

Wissen und Praxen

Das letzte Panel trug den Titel „Wissen und Praxen“. Die Moderation führte Dr. Lisa Mense (Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung) online via Zoom durch, die Prof. Dr. Annette von Alemann (Universität Duisburg-Essen) vertrat. Ass.-Prof. Dr. Bianca Prietl (Johannes Kepler Universität Linz) – ab 2023 Professorin für Geschlechterforschung mit Schwerpunkt Digitalisierung an der Universität Basel – beschäftigte sich in ihrem Vortrag *Das Geschlecht der Datafizierung. Macht/Wissen im digitalen Zeitalter* mit einer wissenschafts- und techniksoziologischen Fragestellung. Sie untersuchte die gegenwartsdiagnostische These, dass der zunehmende Einsatz von digitalen Technologien zur Wissensproduktion und Entscheidungsfindung zu einer Verschiebung in der gesellschaftlichen Wissensordnung führt, die nicht geschlechtsneutral ist. Prietl be-

zieht sich in ihrer Analyse auf rationalitäts- und machtkritische Theorien von Michel Foucault und Donna Haraway, die beide von einer gesellschaftlich bedingten Wahrheitsfindung und Wissensproduktion ausgehen. Von Foucault übernimmt Prietl die Einsicht, dass bestimmte Machtordnungen Wahrheitsansprüche und Wissensproduktion etablieren. Zusätzlich nutzt sie Haraways Konzept des „situierten Wissens“, nach dem je nach gesellschaftlichen Gegebenheiten Wissen nicht objektiv gelesen werden kann, da es lokal, partikular und verkörpert ist. Bianca Prietl betrachtet digitale Technologien als Entscheidungssysteme und künstliche Intelligenz, die als Datentechnologie verstanden werden, da sie Datensätze benötigen und mit Daten agieren. Anhand eines Schaubildes zeigte sie den Entstehungsprozess einer Datentechnologie bis hin zur Anwendung. Er ist vor allem in den Phasen der Datengenerierung und der Aufbereitung von Daten(sätzen) von menschlicher Aktion und somit von herrschenden Wissensordnungen abhängig. Immer mehr Bereiche des sozialen Lebens werden datenförmig erfasst bzw. datenbasiert ergründet. Dabei werden diese Daten als verobjektifiziert und machtförmig gelesen. Prietl nannte algorithmische Anwendungen mit diskriminierender Beurteilung: Benachteiligung von Frauen bei der Kreditwürdigkeit, Männer werden bei der Personalsuche bevorzugt, bei automatisierten Sicherheitstechnologien werden Transpersonen als erhöhte Gefahr eingestuft, da sie nach den Normvorgaben innerhalb einer binären Geschlechterordnung nicht einzuord-



Das Bedürfnis nach Austausch und analogen Kommunikation war nach der Corona-Zeit trotz weiterhin bestehenden Einschränkungen groß.

nen sind. Nach Prietl handelt es sich nicht um Einzelfälle, sondern um systematische „Fehler“, Resultat einer andro- und eurozentrischen Wissensordnung bei der Datafizierung – also Abbild der bestehenden Herrschafts- und Geschlechterverhältnisse. Vor allem kritisierte sie die vergeschlechtlichten Strukturen der Datafizierung des Sozialen, beispielsweise ersichtlich in der globalen Arbeitsteilung der Digitalisierung: einerseits im globalen Norden männliche *weiße* Data Scientists und CEOs großer Tech-Konzerne und andererseits eine anonyme Masse von Arbeitskräften im globalen Süden, die unter schlechten Bedingungen niedrigschwellige Arbeit an Daten leisten. Die genannten andro- und eurozentrischen Strukturen verschärften die Verzerrungen und Ausschlüsse. Ergebnis sind Datenlücken von benachteiligten Gruppen. So spricht man z. B. vom „Gender Data Gap“, wenn es um fehlende Daten über Frauen geht (Caroline Criado-Perez, 2019). Hier werden historisch etablierte Geschlechterverhältnisse weitergetragen im datenförmigen Zugriff auf die soziale Welt und stellen ein Problem dar für die Partizipation marginalisierter Gruppen im Einsatz von digitaler Technologie. Bianca Prietl berief sich abschließend auf gegenwärtige Anwendungen, die Datafizierung macht- und herrschaftskritisch reflektieren und z. B. einen „Data Feminism“ begründen. Für die zukünftige Gestaltung digitaler Technologien – so Ass.-Prof. Bianca Prietl – sei es unabdingbar, die soziale Welt unabhängig von etablierten Herrschafts- und Machtverhältnissen in die digitale Welt zu „implementieren“. Eine Frage aus dem Publikum bezog sich auf politisches Intervenieren und Subversivieren: Sei es überhaupt erstrebenswert, in den Daten vorzukommen? Und gäbe es nicht Strömungen, die sich mit der „Ver-

unreinigung“ der Daten auseinandersetzen – Stichwort „Daten-Guerilla“?

Mareike Hilgers sprach im Anschluss über *consciousness raising als kritische Machtpraxis* und bezog sich auf ihre Dissertation, die im März 2023 unter dem Titel *Safe Spaces. Sorge und Kritik nach Michel Foucault und Eve Sedgwick* erscheinen wird. Sie stellte unter philosophischen Fragestellungen das im Kollektiv ausgeübte *consciousness raising* vor. In den 1970er-Jahren in den USA gründeten Frauen und gleichgeschlechtlich begehrende Personen aus bewegungspolitischen Zusammenhängen Kleingruppen, um sich über das eigene Leben auszutauschen und Erfahrungen zu teilen. Die Methode diente dazu, Gemeinsamkeit in den biographischen Erzählungen der Teilnehmenden zu erkennen. Die daraus entstehende Selbstermächtigung half den Teilnehmenden beim Bewusstwerden (Consciousness) der gesellschaftlichen Vorstrukturierung des eigenen Seins. Der Austausch begründete ein Moment der Politisierung der Verhältnisse. Daraus etablierte sich ein eigenes Textgenre: Anleitungen wurden von Aktivist_innen geschrieben, um Anderen die Methodik der *Consciousness-Raising-Gruppen* näherzubringen. Die Texte wurden in Sammelbänden veröffentlicht und zeigen ein breites Spektrum von Feminismen. Zwei Aspekte verdeutlichte Hilger anhand von zahlreichen Zitaten: erstens wie das eigene Leben, die Kindheit, Jugend, die vergangenen oder jetzigen Beziehungen, Arbeit, Gewalt oder Zukunftsvorstellungen, also alle Lebensbereiche, Thema der Gruppen sein konnten. Und dass zweitens Emotionen eine große Rolle für das Sprechen im Kollektiv spielten. Sie dienten dazu, Vertrauen unter den Teilnehmenden zu schaffen und ein freies sowie ein Für-Sich-Sprechen zu ermöglichen. Die Kollektivität, der Austausch in Kleingruppen,

war somit ausschlaggebend für das Ich-Sagen und das Weitertragen des errungenen Wissens. Durch das Kollektiv wurde der Bezug zu sich selbst in Abgrenzung zum kritischen Verständnis der Umwelt befähigt und sogar erst ermöglicht. Hilgers formulierte auf dieser Basis und in Bezug auf Michel Foucaults Kritikbegriff ihre These, dass Kritik keine Kompetenz des Subjekts ist, sondern eine kollektiv gestützte Praxis. Es bestehe eine Wechselwirkung zwischen Kollektiv und Individuum. Die veränderte Subjektivität beim Bewusstwerden gesamtgesellschaftlicher Strukturen erziele wiederum eine Offenheit für selbstveränderte Erkenntnismomente der Subjektwerdung im Kollektiv. Kritisches antagonistisches Aufbegehren sei nicht auf ein gepanzertes, heroisches und isolierendes Handeln zurückzuführen, sondern auf eine Intersubjektivität. Ein Kommentar aus dem Publikum wies darauf hin, dass *consciousness raising* eingebettet war in ein gesamtgesellschaftliches Bedürfnis der 1970er-Jahre nach Transzendenz und Selbsterfahrung. Die Psychologisierung des Selbst/der Gesellschaften begann. Sigrid Metz-Göckel, Gründungsmitglied des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung, berichtete von eigenen Selbsterfahrungsgruppen und bestätigte, dass die Zusammenkunft der Frauen das erste Mal ein Moment der Selbstermächtigung war: „jede [Frau] hatte ihre Wahrheit“.

„KILL ME, I AM A SOPRANO!“ rief Priska Seidl (Universität für Musik und darstellende Kunst Wien) zu Beginn ihres Vortrags in die Runde. Sie sprach über Macht und Gewalt im Musiktheater und seiner Vermittlung sowie die Tatsache, dass Musiktheaterstücke für Protagonistinnen tendenziell tödlich enden. Rape Culture wird aber nicht nur im Theater oder auf der Opernbühne praktiziert, sondern auch in der musikpädagogischen Arbeit reproduziert. Musiktheatervermittler_innen und Musikpädagogik in Opernhäusern benötigen bei der Durchführung von Workshops und Aktionen für Schulklassen bestimmtes Material für die Vermittlung. So dienen von den Opernhäusern eigens erstellte Videos, Interviews, Podcasts, Imagefilme und Texte zur Einführung in die Werke, ihnen kommt eine quasi-pädagogische Funktion zu. Seidl hinterfragte zugleich die Rollenbilder, die in diesen Einführungen vermittelt werden: In welcher Art und Weise werden Inhalte der Werke behandelt und was können sie über die Gegenwart lehren – unabhängig von

der Verteidigung der vorgeblichen Werktreue? Es gibt zahlreiche Szenen in der Oper, in denen Macht und Gewalt thematisiert werden. Daher ist es wichtig, zu ermitteln, wie darüber im Musiktheater gesprochen wird. Priska Seidl zeigte dies anhand von Zitaten aus einem populären Schulbuch in Österreich für die Sekundarstufe II, in denen der Protagonist aus Mozarts Oper *Don Giovanni* vorgestellt wird: „die Figur des Don Giovanni gilt als Archetyp des Frauenhelden, ein atheistischer Freigeist, der Frauen verführt. Die Frau Zerlina erregt sofort Don Giovannis Jagdinstinkt“. Da die Autor_innen des Textbeitrags im Schulbuch nicht genannt werden, erscheint die subjektive Deutung als objektive Tatsache. So wird frauenfeindliches Verhalten positiv konnotiert und Rape Culture reproduziert. Seidl fragte weiter, welche Narrative der Darstellung von Machtverhältnissen und sexualisierter Gewalt gegenüber dem weiblichen Stimmenfach in den Texten der Werkeinführungen zur Oper *Don Giovanni* verwendet werden. In einer Pilotstudie hatte Seidl Online-Publikationen zu ausgewählten österreichischen Operninszenierungen von *Don Giovanni* von 2016 bis 2021 sprachlich untersucht mithilfe der Methode der linguistischen Diskursanalyse nach Sylvia Bendel Larcher, und dabei auch die Figuren Donna Anna, Donna Elvira und Zerlina mit Mezzo- und Sopranstimmen betrachtet. Anhand von Beispielen zeigte sie, wie Sopranstimmen in aktuellen Programmheften ausschließlich Opfern zugeschrieben werden. Auch an anderer Stelle kommen erstaunliche Ergebnisse bei der Diskursanalyse der Programmhefte zum Vorschein: Während *Don Giovanni* durchgehend mit seinem Adelstitel benannt wird, fällt der Titel von Donna Anna weg. Seidl machte die Reproduktion der Geschlechterverhältnisse und die damit einhergehende Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern im heutigen Musiktheater und ihrer Vermittlung dafür verantwortlich.

Nach einem anregenden Tag mit diskussionsfreudigem Publikum, aktuellen Vorträgen zum Thema Macht und Geschlecht und kulinarischer Verpflegung im Glaspavillon am Campus Essen an der Universität Duisburg-Essen kann gespannt auf das nächste Thema der Jahrestagung im Jahr 2023 geblickt werden.

Nachfolgend finden Sie die einzelnen Vorträge der Jahrestagung zum Nachlesen.

Kontakt und Information

Hayley Basler
 Büşra Kahraman
 Malina Klueß
 Koordinations- und
 Forschungsstelle
 Netzwerk Frauen- und
 Geschlechterforschung NRW
 Universität Duisburg-Essen
 Berliner Platz 6–8
 45127 Essen
 hayley.Basler@netzwerk-fgf.
 nrw.de
 büsra.kahraman@netzwerk-
 fgf.nrw.de
 malina.kluess@netzwerk-fgf.
 nrw.de
[https://doi.org/10.17185/
 duepublico/77264](https://doi.org/10.17185/dupublico/77264)

Kristina Lunz

Feministische Außenpolitik



Kristina Lunz (Foto: Bettina Steinacker).

Auf der Jahrestagung 2022 des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW sprach Kristina Lunz vom Centre for Feminist Foreign Policy eine der beiden Keynotes. Sie sprach in einem freien Vortrag über feministische Außenpolitik. Wir konnten ihren Beitrag transkribieren und sie hat ihn für die Dokumentation im Journal 51 freigegeben.

Ich spreche sehr viel in politischen Settings, viel weniger in akademischen, deshalb möchte ich mich herzlich für die Einladung an die Universität bedanken und freue mich auf die anschließende Diskussion. Ich bin keine Akademikerin, sondern eine Mischung aus Autorin und Unternehmerin eines gemeinnützigen Unternehmens, dem *Centre for Feminist Foreign Policy*, mit einem Team von 17 Personen in Berlin. Und ich bin Aktivistin.

Ich werde über feministische Außenpolitik sprechen. Feministische Außenpolitik ist gerade in aller Munde. Besonders in Deutschland. Dies hat zu tun mit Außenministerin Annalena Baerbock, die das Thema immer wieder stark benennt und bespielt. Im Auswärtigen Amt wurde ein Prozess zur Entwicklung einer Strategie hin zu feministischer Außenpolitik eingeleitet. Vor genau einem Jahr, am 25. November 2021, hatte die Bundesregierung in ihrem Koalitionsvertrag eine feministische Außenpolitik verankert. Dass die Bundesregierung zu dieser Strategieänderung gefunden hat, war ein längerer Weg. Und wir vom *Centre for Feminist Foreign Policy* durften ihn begleiten. Vor allem angesichts der feministischen Proteste, der Aufstände, der Revolution im Iran hat das Thema noch einmal mehr Aufmerksamkeit erhalten, nicht zuletzt, weil es

auch viel Kritik an der Außenministerin Annalena Baerbock und dem deutschen Auswärtigen Amt gibt. Die Kritik lautet: ‚Ja, wo ist sie denn jetzt, die feministische Außenpolitik, wenn wir sie mal brauchen? Jetzt könnte sie sehr gut eingesetzt werden.‘ Wir vom *Centre for Feminist Policy* hatten vor zwei Wochen eine Veranstaltung zu feministischer Außenpolitik und der Situation im Iran, die sich online auch noch angeschaut werden kann, hier sprach auch die Außenministerin. Feministische Außenpolitik ist ein komplexes Thema.

Es geht dabei gleichzeitig um die Einbeziehung feministischer Theorie in internationale Beziehungen und um die Entwicklung von feministischem Aktivismus in der Diplomatie – beides in einer Verbindung von feministischer Theorie, feministischem Aktivismus und Diplomatie. Das haben wir uns vom *Centre for Feminist Foreign Policy* zur Aufgabe gemacht.

Der Frauenfriedenskongress 1915 in Den Haag

Feministische Außenpolitik hat eine sehr lange Tradition. Im Jahre 1915, während des Ersten Weltkrieges, kamen in Den Haag 1.200 Feministinnen, Frauen, zusammen, um nicht nur ein Ende des Ersten Weltkrieges zu fordern, sondern auch um 20 Resolutionen zu verabschieden, die unter anderem eine Verbindung von politischer Emanzipation der Frauen und Friedensförderung herstellten. Die meisten Frauen, die nach Den Haag reisten, besaßen noch kein Wahlrecht. Doch forderten sie in ihren Resolutionen nicht nur eine politische Partizipation, sondern auch die Abschaffung des militärischen industriellen Komplexes, Mediation als Hauptweg zur Konfliktlösung oder auch ein Verbot von staatlicher Aggression gegenüber anderen Staaten. Die Resolutionen und Forderungen, die sie in Den Haag verabschiedeten, wurden im Folgenden Staatsoberhäuptern in Europa, aber auch dem US-amerikanischen Präsidenten Wilson, dem Papst und anderen vorgetragen. Das fiel bei den Herrschaften kaum auf fruchtbaren Boden. Es ist keine Überraschung, wenn ich erzähle, dass diese Forderungen, von feministisch denkenden Frauen vorgetragen, als naiv abgestempelt wurden. Doch im Laufe der Zeit wurden viele dieser Forderungen Realität. Beispielsweise als nach 1945 die Vereinten Nationen gegründet wur-

den und der Internationale Strafgerichtshof. Dies zeigt, wie visionär die Forderungen der Feministinnen 1915 waren.

Realismus als politisches Paradigma im Patriarchat

Unter Patriarchat verstehe ich hier eine jahrtausendealte Gesellschaftsstruktur, die auf der Normalisierung, Straflosigkeit und Allgegenwärtigkeit von männlicher Gewalt basiert. Männer, überwiegend *weiße* Männer, haben in unseren patriarchalen Strukturen eben nicht nur den Stift gehalten, um die Geschichte niederzuschreiben, sondern zugleich dafür gesorgt, dass in der niedergeschriebenen und interpretierten Aufzeichnung der Vergangenheit der Menschheit praktisch nur Männer vorkommen, als bedeutend dargestellt und tradiert wurden. Die aktuellen Strukturen und Prioritäten unserer Außen- und Sicherheitspolitik basieren auf dem patriarchalen sogenannten „realistischen Paradigma“. Dieses wird seit den 1980er-Jahren vermehrt von feministischen Akademiker:innen und Intellektuellen kritisiert, denn es legt seinen Fokus auf staatliche und militärische Sicherheit. Es ist fundamental zu verstehen, dass ein Großteil der heutigen außen- und sicherheitspolitischen Institutionen auf toxischen, gewaltvollen Paradigmen bestehen, die *weiße* Männer aus dem globalen Norden aus ihrer damals unangefochtenen Position der Deutungshoheit heraus formulierten. Der sogenannte Realismus ist die einflussreichste Denkschule innerhalb der internationalen Beziehungen. Bitte verwechseln Sie nicht diesen Realismus mit sogenannter Realpolitik als politische Handlungsmaxime.

Für den Realismus als Denkschule innerhalb der internationalen Beziehungen sind die Sicherheit und die Interessen eines Staates, sein Machterhalt, seine staatlichen Institutionen und nationale Grenzen elementar und müssen mit allen Mitteln inklusive militärischer Gewalt verteidigt werden. Androhung von Gewalt und militärische Abschreckung, beispielsweise nukleare Abschreckung, sind für dieses Denken zentral. Der Realismus sieht die Existenz von Staaten nebeneinander als Anarchie, weil es keine supranationale Regierung gibt. In diesem angenommenen anarchischen Zustand sichern sich Staaten, um mächtig zu sein, Macht und Einfluss, indem sie andere Staaten unterdrücken, beispielsweise durch Imperialismus, Kolonialisierung oder militärische Übergriffe. Dazu braucht es Militär und Waffengewalt. Individuen und deren Bedürfnisse sowie die Umwelt spielen in diesem Konzept kaum eine Rolle. Sicherheitsbedürfnisse von

Individuen werden den Sicherheitsbedürfnissen von Staaten total untergeordnet. Solch ein Denken und das daraus hervorgehende Handeln können niemals zu einer Politik und die sie stützenden Institutionen führen, die die Sicherheit aller Menschen ins Zentrum stellt. Dies ist jedoch die Hauptforderung feministischer Außenpolitik: Sicherheit der Individuen und nicht militärische Sicherheit. Und was hat das mit dem Patriarchat zu tun? Wie genau hängt das Patriarchat mit dem Realismus als politische Denkschule zusammen?

Das Internationale Jahr der Frau

In patriarchalen Kulturen ist Männlichkeit positiv konnotiert und mit Stärke verbunden. Feminität hingegen wird mit Schwäche verbunden und negativ konnotiert. In dieser Zuordnung gelten Dominanz und Aufrüstung als Zeichen von Stärke, Rationalität und Macht, Kooperation und Abrüstung hingegen als Zeichen von Schwäche, Naivität und als unrealistisches Denken. Waffen sind synonym für Macht, Macht bedeutet Waffen und Waffengewalt. Dieses gegenderte Verständnis fußt auf dem Konzept der sogenannten gewaltsamen Maskulinität, in dem Mannsein mit der Fähigkeit und Bereitschaft verbunden wird, bewaffnete Gewalt auszuüben und Kriege zu beginnen, um sogenannte „Schutzbedürftige“ wie beispielsweise Frauen zu schützen. Der Realismus zementiert also die Vorherrschaft von Männern gegenüber Frauen, die Haltung, andere zu dominieren und eigene Interessen sowie Hierarchien mit Gewalt durchzusetzen. Das ist der Kern des Patriarchats.

Zum Glück begannen gen Ende der 90er-Jahre immer mehr akademische Feminist:innen, sich mit den Theorien der internationalen Beziehungen auseinanderzusetzen. Vordenkerinnen wie *Judith Ann Tickner, Chandra Mohanti, Gayatri Chakravorty Spivak, Christine Sylvester, Rebecca Grant* und viele andere analysierten den Realismus als herrschendes Paradigma in internationalen Beziehungen. Seit dieser Zeit haben sich feministische Bewegungen weltweit gegenseitig sehr stark befruchtet. Das, was an Universitäten, in akademischen Sphären diskutiert wurde und das, was eher auf der Straße oder im politischen Kontext passierte, vor allem in sozialistischen und antiimperialistischen Frauengruppen, ging vielschichtige Verbindungen ein. Vor allem Ost-Süd-Allianzen pochten schon sehr früh darauf, das Thema Frauenrechte in Verbindung mit Kolonialismus, Imperialismus und Aufrüstung zu setzen und es somit als Teil der Außenpolitik oder zumindest der internationalen

Beziehungen zu verstehen. Akademikerinnen wie *Kristen R. Ghodsee* – sie ist die Autorin von „Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben“ – erinnerte uns daran, dass feministische Bewegungen in staatssozialistischen Ländern wie der damaligen UdSSR und Bewegungen im globalen Süden für die Entwicklung internationaler Politik ab den 1950er-Jahren sehr bedeutend waren. So schreibt sie, dass Anfang der 1970er-Jahre die Sowjetunion und ihre Verbündete durch die Diskussionen von Frauenfragen bei den UN dominierten.

Entwicklungen wie beispielsweise das von den Vereinten Nationen für 1975 ausgerufene „Jahr der Frau“, dem dann von 1976 bis 1985 die UN-Dekade der Frau mit großen Konferenzen in Kopenhagen (1980) und Nairobi (1985) folgte, wurden vor allem von diesen Ost-Süd-Allianzen angestoßen. Es gab wichtige Ereignisse in den 1990er-Jahren wie die Jugoslawienkriege, der Krieg und der Genozid in Ruanda und andere Auseinandersetzungen, die unter anderem dazu geführt haben, dass feministischem Aktivismus Gehör geschenkt wurde und dass sexualisierte Gewalt als Kriegsverbrechen endlich in das internationale Völkerrecht aufgenommen wurde.

Die Resolution 1325

Dies ist aus feministischer Sicht in internationaler Politik, in Außen- und Sicherheitspolitik doch sehr bemerkenswert, denn sexualisierte Gewalt und die Verwendung von Vergewaltigung als Kriegswaffe gibt es schon so lange, wie es Kriege und Konflikte an sich gibt. Aber erst seit den 1990er-Jahren angesichts der Gewalt in den genannten Kriegen und dank feministisch denkender Akteurinnen in entsprechenden Institutionen wie den Vereinten Nationen konnte sexualisierte Gewalt in Konflikten als Kriegsverbrechen anerkannt werden. Seit den 1990er-Jahren wurde feministisch aktivistisches Agieren in den Vereinten Nationen und vor allem beim Sicherheitsrat der Vereinten Nationen immer stärker. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen ist das international wichtigste Gremium, zumindest laut der UN-Charta, zum Erhalt von internationalem Frieden und Sicherheit. Er besteht aus fünf ständigen Mitgliedern mit Vetomacht und zehn „non permanent Members“. Bis Ende der 1990er-Jahre gab es hier keinerlei Verständnis für gendersensible, frauenspezifische – wie auch immer in der UN das bezeichnet würde – Dimensionen in internationaler Politik. Feministische Aktivistinnen aus Zivilgesellschaften und Frauenorganisationen weltweit konnten bewirken, dass der Sicherheitsrat der Vereinten

Nationen am 31. Oktober 2000 auf Anregung der damaligen Frauenministerin von Namibia, *Netumbo Nandi-Ndaitwah*, einstimmig eine sehr wichtige Resolution annahm: die Resolution 1325. Sie spielt für die Entwicklung feministischer Außenpolitik eine wichtige Rolle. Denn sie legte den Grundstein für die „Women, Peace and Security“-Agenda, die mittlerweile in neun Folgeresolutionen weiterentwickelt wurde. Mit dieser Resolution wurde zum allerersten Mal im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen anerkannt, dass die Auswirkungen von Kriegen und Konflikten je nach Geschlecht unterschiedlich sind und dass auch die Bedürfnisse beispielsweise von Frauen Relevanz haben für internationale Friedenssicherung. Das war im Jahre 2000!

Schwedens feministische Außenpolitik

Nach den Parlamentswahlen im Jahre 2014 verkündete Schweden unter der damaligen Außenministerin *Margot Wallström* als das erste Land weltweit seine feministische Außenpolitik: Sie beruhte auf den „drei R“: Rechte, Repräsentation, Ressourcen. Das außen- und sicherheitspolitische Handeln sollte sich daran ausrichten, dass die Rechte von Frauen und anderen politischen Minderheiten gestärkt werden, dass die Repräsentation und die Verteilung von Macht in Außen- und Sicherheitspolitik sowie in diplomatischen Institutionen gerechter wird und dass Ressourcen so eingesetzt werden, dass diese Ziele auch erreicht werden können. Die Staaten, die eine feministische Außenpolitik verfolgen, erhöhen zumeist den Anteil an Geldern für internationale Entwicklung und Kooperationen, die zum Ziel haben, die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern zu stärken.

Nachdem Schweden diesen ersten Schritt getan hatte, fühlten sich auch andere Staaten inspiriert und ermutigt. 2017 verkündete Kanada eine feministische internationale Kooperation, ein paar Monate später Frankreich eine feministische Diplomatie. 2020 positionierte mit Mexiko das erste Land des globalen Südens eine feministische Außenpolitik. Es folgten weitere Länder wie Luxemburg, Spanien, Schottland, die Niederlande oder im letzten Jahr auch Kanada. Bis vor wenigen Monaten waren es weltweit insgesamt elf Staaten, die eine feministische Außenpolitik verfolgen. Seit wenigen Wochen sind es nur noch zehn, weil die durch die Parlamentswahlen in Schweden nach rechts gerückte Regierung dort als erste Amtshandlung sich von der feministischen Außenpolitik verabschiedete.

Der Schritt in Schweden ist ganz typisch für das, was wir international beobachten, nämlich die international zunehmenden Angriffe auf Rechte

international zunehmenden Angriffe auf Rechte von Frauen und LGBTQI durch antifeministische Bewegungen. Wir schauen uns beim *Centre for Feminist Foreign Policy* seit knapp zwei Jahren sehr viel intensiver diese Bewegungen an und versuchen zu verstehen: Wer sind die Akteure? Was sind die Strategien? Wie fließen Gelder? Zwischen 2009 und 2018, also im Zeitraum von zehn Jahren –, dies hat eine EU-Studie gezeigt – wurden über 700 Millionen US-Dollar nach Europa hineinvestiert, um den Abbau von LGBTQI-Rechten und Frauenrechten zu finanzieren.

Antifeministische Bewegungen

Diese antifeministischen Bewegungen sind gut vernetzt und deshalb stark. Sie haben auch eine Basis im rechtsradikalen bis hin zum rechtsextremistischen Bereich. Erfolge zeigen sich beispielsweise mit der Abschaffung des bundesweiten Rechts auf Abtreibung in den USA, also durch die Kassation der Grundsatzentscheidung zum Abtreibungsrecht *Roe versus Wade*, durch die Abtreibungspolitik in Polen oder sie zeigen sich in der Politik durchaus autokratischer Führer wie Orban in Ungarn, die Aushebelung rechtsstaatlicher Prinzipien in Polen und vielerlei andere Beispiele.

Wir beim *Centre for Feminist Foreign Policy* betonen, dass es ohne Feminismus keinen Frieden geben kann. Es gibt viele Argumente für diese Position, aber eine wichtige Forschung, die das begründet, ist beispielsweise die der US-Professorin Valerie Hudson. Valerie Hudson untersucht seit vielen Jahren den Zusammenhang zwischen der Situation von Frauen weltweit, zwischen Kriegsbereitschaft und Friedfertigkeit von Staaten. Mit ihrem *WomenStats Project*, das Daten zur Situation von Frauen aus 176 Ländern aufbereitet, konnte sie zeigen: Das Niveau an Gleichberechtigung in einem Land ist ein Gradmesser für die Gewaltstrukturen nach außen und die Unterdrückungsstrukturen im Inneren. Das Niveau

der Gleichberechtigung hat Einfluss auf Gewalt und die Tendenz, zum Beispiel Völkerrecht zu brechen, Menschenrechtskonventionen zu hintergehen oder auch Konflikte und Kriege gegenüber anderen Staaten anzufangen.

Ohne Feminismus keinen Frieden

Die tägliche Arbeit beim *Centre for Feminist Foreign Policy* dreht sich um Beratung, Briefing, Analysen. Beispielsweise entwickelt gerade Kolumbien eine feministische Außenpolitik, wir sind in den Prozess involviert. Wenn wir mit Regierungen, mit Vertretern und Vertreterinnen von Ministerien sprechen, dann positionieren wir für die Entwicklung von feministischer Außenpolitik vier Prioritäten. Um einen transformativen Wandel internationaler Diplomatie einzuleiten, gilt es sich zu konzentrieren auf:

1. die Verteidigung von Menschenrechten und das Vorgehen gegen die internationale antifeministische Bewegung;
2. den Schutz und die Unterstützung von Menschenrechtsverteidiger:innen weltweit;
3. die Demilitarisierung globaler Sicherheitsstrukturen hin zu feministischer Sicherheit;
4. intersektional verstandene Klimagerechtigkeit und eine strukturierte und wertschätzende Zusammenarbeit auf Augenhöhe mit der feministischen Zivilgesellschaft.

Gerade mit Letzterem, der Augenhöhe mit feministischer Zivilgesellschaft, tun sich Regierungen wahnsinnig schwer: Begegnen auf Augenhöhe. Wenn diese Prioritäten angegangen werden, dann können wir zu einer nachhaltigen Veränderung von globalen Sicherheitsstrukturen und diplomatischem Handeln kommen – hin zu einer Diplomatie und Außenpolitik, die genuin dem Ziel von nachhaltigem Frieden dient. Denn ohne Feminismus kann es einfach keinen Frieden geben.

Kontakt und Information

Kristina Lunz
<https://centreforfeministforeignpolicy.org>
<https://doi.org/10.17185/duublico/77267>

Vildan Aytekin, Malika Mansouri

Rassismuserfahrungen von Wissenschaftler*innen of Color an Hochschulen. Eine machtkritische Analyse von Wissens- und Organisationsstrukturen

¹ Die Interviewpartner*innen sind individuell sehr unterschiedlich privilegierte Menschen, denen lediglich gemeinsam ist, dass sie nicht als weiße gelesen werden, wie Piper 1992 beschreibt, also nicht *white passing* sind. Wir haben hierzu halb-standardisierte Expert*inneninterviews durchgeführt, die wir anschließend entlang des Kodierverfahrens der Grounded-Theory-Methode (Strübing 2014) sortiert und angeschaut haben. Die Akquise der Interviewpartner*innen verlief über Bekanntschaften in Forschung und Lehre. Für die Durchführung der Interviews wurden sie so arrangiert, dass die Interviewpartner*in der das Interview durchführenden Person vorher nicht bekannt war. Die Forschung dauerte insgesamt ca. 1,5 bis 2 Jahre.

² Vgl. zu Wissen und fort-dauernden Ungleichheiten Santos (2014): „Unequal exchanges among cultures have always implied the death of the knowledge of the subordinated culture, hence the death of the social groups that possessed it. In the most extreme cases, such as that of European expansion, epistemicide was one of the conditions of genocide. The loss of epistemological confidence that currently afflicts modern science has facilitated the identification of the scope and gravity of the epistemicides perpetrated by hegemonic Eurocentric modernity.“ (S. 149)

³ Vgl. hierzu bspw. auch Walter Mignolo (2008), Anibal Quijano (2000), Fernando Coronil (1996) u. a.

⁴ Vgl. hierzu Grosfoguel (2013) über die Implikationen dekolonialen Denkens für die Universitäten, „... epistemic diversity to the canon of thought to create pluri-verse of meanings and concepts where the inter-epistemic conversation among many epistemic traditions produce new re-definitions of old concepts and creates new pluriversal concepts with 'the many defining for the 'many' (pluriverse) instead of 'one for the rest' (uni-verse)'“ (S. 89).

Die Forschungsarbeit um Lehrende of Color an Hochschulen startete mit der geteilten Beobachtung zwischen Malika Mansouri und Vildan Aytekin, Universität Bielefeld, sowie Sarah Ahmed und Alisha Heinemann, Universität Bremen, dass anders als im angloamerikanischen Raum Lehrende of Color an deutschen Hochschulen noch eher ein relativ neues Phänomen darstellen – sowohl als Lehrkörper als auch als thematischer Bezugspunkt innerhalb der Forschung. Unser Interesse bezog sich vor allem auf Lehrende, die sich selbst mit gesellschaftlichen Macht- und Differenzverhältnissen beschäftigen, in denen sie auch immer als Betroffene ihrer Lehr- und Forschungsinhalte positioniert sind bzw. positioniert werden.

Ausgehend von der Frage, welche spezifischen Erfahrungen Wissenschaftler*innen of Color in ihrer besonderen Sprecher*innenposition in mehrheitlich weißen universitären Räumen machen, zeichneten wir entlang qualitativer Interviews¹ die Erfahrungen von Forscher*innen of Color aus verschiedenen geisteswissenschaftlichen Fachdisziplinen und Statusgruppen nach. An einem rassismuskritischen und postkolonial informierten Reflexionshorizont problematisierten wir die Konsequenzen dieser Erfahrungen im Privaten wie auch Beruflichen und fragen nach den Widerstandsstrategien, die die Lehrenden genutzt haben, um eben mit diesen Erfahrungen umzugehen (Ahmed/Heinemann/Mansouri/Aytekin 2022). Das überraschende oder vielleicht auch ernüchternde Ergebnis, das sich bereits nach den ersten Interviews kristallisiert hat, war, dass wir alle in dieser mit Gayatri Chakravorty Spivak (2009) ausgedrückten „teaching machine“ ähnliche und teils nahezu identische Erfahrungen machen.

Reflexionshorizont

In einer machtkritischen Ausrichtung fassen wir Formen der Wissensregulation und ihre Autorisierungsprozesse unter dem Begriff der ‚epistemic violence‘ (Spivak 2010, 2008; Heinemann/Castro Varela 2016). Analytisch erscheint dieser Begriff besonders ertragreich, weil sich mit ihm die Kanonisierung von Wissen, Legitimation und

Reproduktion von In- und Exklusionsprozessen der Wissensproduktion sowie das Verhältnis zwischen Forscher*innen zu ihren Forschungsobjekten vielfältig problematisieren lassen. Nicht zuletzt werden mit dem Begriff der epistemischen Gewalt auch Indifferenzonen in Wissenschaft sowie fortdauernde Ungleichheitsverhältnisse² im Kontext globaler Verstrickungen adressierbar³. Am Gegenstand der Hochschule lassen sich unter einer solchen Analysekatgorie neben der Identifizierung marginalisierter Diskurse auch dominante Diskurse in Anderen – pluriversalen, nicht universalen⁴ – Wissensformen neu denken resp. reformulieren. Sie erlaubt den „fürs Weißsein* typischen Solipsismus“ (Tißberger 2017, S. 127) – die Selbstreferenzialität – auf seine rassistischen und sexistischen Kodierungen zu überprüfen. Sousa Santos (2007) spricht in diesem Zusammenhang beispielsweise von ‚Epistemiciziden‘, „the murder of knowledge“ (S. 92). Ein zentrales Anliegen unserer Forschungsarbeit ist entsprechend, die eigene Wissenspraxis, die in eben diesem Ordnungsgefüge auch immer irgendwie verstrickt ist, kritisch zu reflektieren und in verantwortungsvolles Handeln zu übersetzen. Brunner (2021) beschreibt dieses Ausloten als „ein ethisches wie ein epistem(olog)-isches Unterfangen, nicht zuletzt aber auch ein politisches“ (S. 13). Die Verantwortung in Bildungskontexten aufzuspüren heißt konkret, Schuld und Scham zu transzendieren, welche „häufig die strukturell zu verstehende Konzeption von Verantwortung“ (Messerschmidt 2010, S. 44) überlagern und nicht zuletzt auch die Reflexion des eigenen Involviertsein überschatten.

In Summa begreifen wir in dieser Beobachtungswiese Hochschule zum einen als einen Ort, in dem die Reproduktion hegemonialer nationaler Wissensordnungen und rassistischer, sexistischer Wissensproduktionen vollzogen wird, doch sie ist auch immer der Ort für widerständiges Denken und Handeln. Unsere Forschungsergebnisse wie auch unsere Interviewpartner*innen können folglich in der langen Tradition anti-kolonialer Wissensproduktion, als ein – wie Alice Walker es beschreibt, „outrageous, audacious, courageous or *willingful* behavior“ (2005, xi) – gelesen werden. Denn mit Pillay (2015) gesprochen – „[b]eing at the heart of epistemic violence, the

university is [...] not simply [...] a conveyor belt of automatons, or robots or ideological zombies of the dominant interests and order. The modern university is also that site of constant invention, contestation, negotiation, subversion and potentially, reinvention"⁵. Unsere Körper, unser Denken und Handeln sind widerständig⁶ – denn wir sind „... willing to rock the boat, that boat is whiteness: reproduced by being held steady“ (Ahmed 2014, S. 339).

Rassismuskritik als Wissenschaftskritik: von objektiven Wissensvermittler*innen und den Anderen

Die Illusion von neutralen Aussagen in der Wissenschaft besteht darin, dass sie unter der Maxime der objektiven Wahrheitssuche und dem Anspruch kompromissloser, allgemeingültiger Sätze mit Verstehensmethoden und Überzeugungssystemen operiert, deren Begründungszusammenhang und Verhältnis im Hinblick auf asymmetrisch angeordnete Ordnungsgefüge über Wissen und Macht viel zu selten mitreflektiert und historisiert wird. Forschen als eine neutrale Operation zu denken, die über die banale Anwendung der als ‚richtig‘ anerkannten technologischen Regeln wissenschaftlichen Arbeitens erfolgt, ruft zur Skepsis und Kritik an all denjenigen Stellen auf, in denen sie eben durch dieselben Techniken neutralen Forschens immerzu bestimmte Wissensproduzent*innen aus dem Diskurs folgenreich herauschneidet, überhört oder überspricht (vgl. hierzu auch Spivak 1988). Diese Art von Forschung drückt der Welt einen sehr eigentümlichen Blick auf, dessen Standpunkt und Selbstverständnis, aus dem heraus beobachtet wird, opak bleiben.

Man erinnere sich nur an die konfliktträchtige „Kopftuchdebatte“ in der Bundesrepublik, aufgeladen mit den Termini ‚Freiheit‘ und ‚Aufklärung‘, ‚Bewahrung der Neutralität in unseren Bildungseinrichtungen‘, ‚Ideologie‘, ‚Tradition‘, ‚Zugehörigkeit‘ sowie Fragen nach der ‚Gesinnung‘ und ‚deutschen Leitkultur‘ (Bozay 2016; Bolat 2016; Attia 2018). Der Streit fiel in letzter Konsequenz mit vehementen Folgen für sichtbare muslimische Frauen aus: zwölf Jahre Arbeitsverbot für Beamt*innen und institutioneller Ausschluss im Öffentlichen Dienst (Bartel/Liebscher/Remus 2016, S. 368). Popal (2007) markiert an dieser ‚Debatte‘ pointiert, dass es sich eigentlich um keinen Streit oder eine Diskussion handele, es sei „vielmehr eine ‚Monologisierung‘, die als Debatte maskiert ist. Denn die andere Frau kann ihre Stimme hier nicht einbringen, da sie permanent und wie es scheint absichtsvoll überhört



Vildan Aytekin (Foto: Bettina Steinacker).

wird“ (S. 92). Diese Ausgrenzungspraxis kann als ein Beispiel für die Forcierung der Vorstellung sogenannter neutraler Wissensvermittler*innen gelesen werden, ebenso stellt sie einen diskursiven Gewaltprozess, der an orientalistische Kolonialtraditionen und Fremdheitskonstruktionen anschließt, dar. Wir fassen diese und ähnliche machtvolle Prozesse der Gegenüberstellung und Hierarchisierung als epistemische Gewalt auf (vgl. hierzu Brunner 2021).

Ein kardinaler Referenzpunkt für unsere Analyse bietet hier Spivaks Essay „Can the Subaltern Speak?“ (1988). In postkolonial-marxistisch-feministischer Theorietradition reflektiert Spivak dort die eurozentrische Problematisierung des Subjektes bei Foucault und Deleuze/Guattari, indem sie Prozesse der Subjektkonstitution im Kontext asymmetrischer globaler Machtverhältnisse, Ungleichheit und Legitimität von Wissen kritisch rekontextualisiert (Brunner 2021; Castro Varela 2005, S. 56). Die Frage nach der (Selbst-)Repräsentation des Subjektes stellt dort einen wesentlichen Aspekt des Streites dar. Postkolonial-rassismuskritische Theorieangebote nutzen wir hier als eine „substantial critique“ (Go 2013, S. 25) an Macht- und Ordnungsverhältnissen von wissenschaftlicher Objektivität und Methodologie. Ferner stehen in unserem Reflexionshorizont auch Kritik und Erkenntnisse feministischer Wissenschaftsforschung, die sexistische und androzentrische Methoden der Forschung und Wissensproduktion lange Zeit kritisiert haben (vgl. Singer 2010; Harders et al. 2010)⁷. Am Gegenstand der Rassismuserfahrungen von Wissenschaftler*innen of Color gehen wir dem weißen Selbstgespräch, dem Politischen in akademischen Diskursen nach, indem wir denjenigen Stimmen Gehör geben, die sich tagtäglich in dieser, mit Spivak gesprochen, „teaching machine“ (2009) aufs Neue begründen müssen.

⁵ Nicht weiter darauf eingegangen, aber mitgedacht sind an dieser Stelle neoliberale Veränderungen in der Wissenschaft, die besonders wirkmächtig und folgenreich für von Rassismus betroffene Mitglieder*innen der Universität sind (vgl. hierzu Arday & Mirza 2018).

⁶ Um nicht missverstanden zu werden: Widerständiges Denken und Handeln ist keinesfalls Aufgabe einiger von Rassismus betroffener Wissenschaftler*innen, sondern wenn überhaupt Aller: „Und wo Worte von Frauen danach schreien gehört zu werden, muss jede von uns unsere Verantwortung erkennen, diese Worte aufspüren, sie zu lesen und zu teilen und ihre Bedeutung für unser Leben überprüfen. Sodass wir uns nicht hinter der Farce der Trennung verstecken, die zwischen uns geschaffen wurden und die wir so oft akzeptieren, als wären sie unsere eigenen.“ (Lorde 2015, S. 43).

⁷ Forschung war nicht immer das, für das wir es halten, wie wir sie kennen und praktizieren: „Until a few centuries ago in Western culture, and still today in many others, the narrative form, alongside others which we today associate with ‘literary’ rather than ‘factual’ genres, was considered a perfectly valid way of transmitting the collective wisdom of a community. It was only after the Enlightenment, with its elevation of reason at the expense of the emotions, and with the growing status of the natural sciences, that a split took place between Fact and Fiction and literary forms were deprived of any ‘cognitive authority’ (White 1997:23).“ (Bennett 2007, S. 153)

Teaching from the margins – die erklärungsbedürftigen Lehrkörper

„Ja, ich mein, es ist einfach schon alleine ein Thema mit diesem Schwarzen Körper in der Hochschule zu sein, so blöd und basic wie das klingt, aber ich mein, es ist alleine schon das.“ (Interview mit Isabel A., Z. 84ff.)

Die Interviewpartnerin Isabel A. spricht hier ein unauflösbares Moment an, von dem wir alle als Forscher*innen of Color auf unterschiedliche Weise – ob wir es wollen oder nicht – betroffen sind. Diese Abweichung des Leibes von einer imaginierten weißen Norm, mit der Isabel A. sich immer auch als Trägerin eines adressierungsbedürftigen Körpers erfährt, vollzieht sich nicht in einem luftleeren Raum, sondern steht in einem Zusammenhang mit Wissen und Ordnung, im Kontext von De_Kolonialität und Bildung. Mensch erinnere sich etwa an den Bildungsdiskurs im ausgehenden 18. Jahrhundert, wo sich zum ersten Mal Konzepte über Bildung als eine theoretisch gefüllte, dem Utilitarismus der Industrialisierung entgegengesetzte Idee, etablierten (Löw 2006, S. 19). Bezeichnend für die deutsche Kulturnation wurde Bildung als „Perfektibilität“, die Selbstständigkeit im Denken und Handeln sowie die freie Urteilskraft immer wieder auch in Abgrenzung gegenüber dem Fremden und seiner Abwertung als das ungebildete, kolonial Andere gedacht (Kelly 2021; Tenorth 2013). Das durch Bildung anvisierte Freiheits-, Selbstbestimmungs- und Selbstentfaltungsideal war also stets mit einer weißen westlichen Vorstellung von Aufklärung und Zivilisation verbunden – verkörpert durch weiße westliche Akteure. Andere Körper als Bildungsträger*innen und Wissensvermittler*innen dringen wider dem ihr auferlegten Bild des ungebildeten Anderen in diesen Sprachraum ein, irritieren, erheben Anspruch auf ‚wahre Aussagen‘ und fordern die symbolischen Machtstrukturen und Ordnungsmuster der Wissensproduktion heraus. Für Betroffene bedeutet dies, sich in ihren „[j]ourneys into the heart of whiteness“ (Mirza 2018, S. 178) qua Leib auf die Ausübung der Profession befragen und überprüfen zu lassen. Sarah Ahmed (2007) beschreibt in ihrer „phenomenology of whiteness“, dass dem Schwarzen Körper in mehrheitlich weißen Räumen der Moment entzogen wird, widerspruchsfrei und restlos versinken zu können. Im Gegenzug kann das Weiße hingegen im Raum versinken: „One fits, and by fitting the surfaces of bodies disappears from view. White bodies are comfortable as they inhabit spaces that extend their shape. The bodies and spaces ‘point’ towards each other, as a ‘point’ that is not seen as it is also ‘the point’ from which we see“

(S. 158). Analog zur Hypervisibilität und der Unausweichlichkeit des Thematisierens veränderter Körper kann als das Gegenstück die vollkommene Invisibilisierung des Schwarzen Körpers und ihre Folgen benannt werden: Im Ballett beispielsweise werden die Füße als eine Art Erweiterung der Beine betrachtet, weshalb Ballettschuhe möglichst der Körperfarbe entsprechen. Historisch betrachtet waren ‚nude ballet slippers‘ immer in Rosa oder Lachsfarbe, während Schwarze Balletttänzer*innen ihre Schuhe lange Zeit immer eingepudert und bemalt haben, bis dann im Jahr 2018 die Black Ballett Company in Zusammenarbeit mit der größten ballettschuhherstellenden Firma unterschiedliche Farben auf den Markt brachte, um eben auf Exklusionspraktiken und die Normalitäten hegemonial arrangierter Dominanzverhältnisse aufmerksam zu machen⁸. Für den wissenschaftlichen Kontext reflektiert El-Tayeb (2016) die Exklusion rassifizierter Stimmen aus hegemonialen Diskursen als einen symptomatischen Umgang mit Rassismus in Deutschland, bei dem es vor allem an einer Wissenschaftskritik fehlt, „die Forschung nicht als ausschließlich neutral [beschreibt], sondern diskursbestimmend begreift“ (S. 22).

„Und natürlich, wenn dann dieser schwarze Körper dann auch noch die Lehrende ist, (...) dann erzeugt das schon einige Probleme. Im Sinn von auch, dass, ähm, es beginnt mit Kleinigkeiten, wie (...) dass Studierende nicht wirklich glauben können, dass man die Lehrende Person ist“ (Isabel A., Z. 86ff.).

Diese Nicht-Selbstverständlichkeit des Lehrkörpers, die Beweislast, der Leistungsdruck und Legitimationszwang erinnern an die Zeiten, in denen Frauen die Möglichkeit zur wissenschaftlichen Rationalität abgesprochen wurde, und wiederholen sich in einer problematischen Referenz auf die Illusion wissenschaftlicher Objektivität (Ahmed/Aytekin/Heinemann/Mansouri 2022). Die Verbindungslinie zwischen Repräsentation, Wissen und Macht potenziert sich insbesondere im Kontext von Lehre und so wird Lehrenden of Color nicht selten unter dem Vorwand, ‚lediglich‘ ideologische Haltungen zu vertreten oder Selbsttherapie zu betreiben, die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Rassismus verwehrt (vgl. Dirim et al. 2016): „Ja, du kannst ja gar nicht wissenschaftlich arbeiten über das Thema Rassismus, weil du hast ja selber Rassismuserfahrung. Deswegen fehlt dir die Neutralität“ (Nabil T., Z. 98f.).

⁸ Marshall, A. (2018). Brown Point Shoes Arrive, 200 Years After White Ones. The New York Times (nytimes.com).

Endlosschleife Leistungsdruck

„Ich musste ständig irgendwie was performen, damit die mich erstens, ernst nehmen“ (Z. 262f.). Als Reaktion auf die ständige Befragung ihrer Legitimität führt sie weiter aus:

„Wo du auch das Gefühl hast, dass du ständig irgendwie beweisen musst, dass du da jetzt wirklich Theoriearbeit machst und nicht nur ‚Wir sitzen zusammen und jammern über Rassismus oder so‘. Was auch anstrengend ist.“ (Isabel A., Z. 165ff.)

Lehren bedeutet für Wissenschaftler*innen of Color, sich in besonderer Weise beweisen zu müssen, wachsam zu sein für mögliche Grenzüberschreitungen, mit widersprüchlichen Rollenerwartungen und Adressierungspraktiken umzugehen, die dann auf ‚irgendeine Art und Weise‘ gelöst werden müssen. Turner (2002) fasst im Anschluss an ihre Studie zu multiplen Marginalisierungen über Frauen of Color in der Wissenschaft diese Erfahrungen wie folgt zusammen:

„being more visible and on display; feeling more pressure to conform, to make fewer mistakes; becoming socially invisible, not to stand out; finding it harder to gain credibility; being more isolated and peripheral; being more likely to be excluded from informal peer networks, having limited sources of power through alliances; having fewer opportunities to be sponsored; facing misconceptions of their identity and role in the organization; being stereotyped; facing more personal stress“ (S. 76).

Wir lesen in allen Interviews, dass die Lehrsituation offensichtlich eine äußerst prekäre Erfahrung darstellt. Auf die Frage nach den Auswirkungen im Alltag berichten ausnahmslos alle Interviewpartner*innen von diversen Belastungen wie Zerschlagenheit, Übermüdung, Angst, Stress, Schmerz, Schock oder Erschöpftsein. Das Zurückspiegeln, Anmerken und Melden scheint ebenso wenig eine vielversprechende Strategie zu sein. Personen, die in ihren Institutionen Rassismus thematisieren, finden sich in schwierigen Positionen wieder: Sie machen sich unbeliebt, wenn sie, wie Ahmed (2010; 2021) beschreibt, zu viele rassismuskritische Positionen einbringen. Sie selbst werden dann als Person problematisiert, geprüft und im schlechtesten Fall ‚entfernt‘ – nicht der Rassismus bzw. die rassistischen Praxen („Vielleicht denken Sie ja nur, dass das rassistisch ist“ (Akamu K., Z. 466)).

„Our talk about racism is read as a form of stubbornness, paranoia, or even melancholia, as if we are holding onto something (whiteness) that our arrival shows has already gone. Our talk about whiteness is read as a sign of ingratitude, of failing to be grateful for the hospitality we

have received by virtue of our arrival. It is this very structural position of being the guest, or the stranger, the one who receives hospitality, which keeps us in certain places, even when you move up“ (Ahmed 2007, S. 164).

Zum Weiterdenken

Über den Versuch der Adressierung und Problematisierung von Rassismuserfahrungen lernen wir durch die Interviews, dass die institutionelle Logik keine echte Anschlussoption für Betroffene ermöglicht. Organisationsstrukturen, in denen Ungleichheiten strukturell reproduziert werden, machtkritisch zu befragen ist nicht gegeben. Die von unseren Interviewpartner*innen berichteten Differenzenerfahrungen verstehen wir nicht als Einzelphänomene, individuell zu lösende mentalepsychische Probleme der Einzelperson, sondern als ein echtes Problem von Organisation, Ordnung von Wissen und Repräsentation sowie Ressourcenverteilung und Entscheidungsgewalt.

Wir übersetzen dies an dieser Stelle in Fragen zum Mitdenken:

- Wie werden feministisch-post-kolonial-rassismuskritische Ansätze innerhalb unserer Fakultäten gelesen?
- Werden sie als eine Art „Spezialwissenschaft“ behandelt; also nicht als Teil des ‚kanonischen‘ Wissens?
- Sind Erkenntnisse aus post-kolonial-rassismuskritischen Texten und Theorien oder aber auch unsere Forschungsergebnisse anerkannte theoretische Bezugs- und Reflexionsrahmen innerhalb der Forschung?

Der Weg einer Beschwerde. Organisationsstrukturen rassismuskritisch reflektieren

Im Anschluss an die Ergebnisse und Diskussionen im Rahmen der oben vorgestellten Auswertung der Interviews fragen wir in unserer aktuellen Forschungsarbeit „Rassismus und Organisation. Der Weg einer Beschwerde“⁹, was Hochschulen – begriffen hier als Organisationen (vgl. Kühl 2011; 2018)¹⁰ – ‚eigentlich‘ tun, wenn es im Falle einer rassistischen Diskriminierung zu einer formalen Beschwerde kommt. In welchen Entscheidungskorridoren (Ortmann 1995) vollzieht sich die Bearbeitung der Beschwerde? Und gibt es so etwas wie eine organisationale Eigenlogik, die es ihr erlaubt, mit Widersprüchen erfolgreich umzugehen, ohne der Gefahr zu unterlaufen, ihre Positionierung im gesellschaftlichen Raum bzw. Legitimität und Gültigkeitsanspruch ihrer (im Falle

⁹ Hierbei handelt es sich um einen Arbeitstitel. Aktuell arbeiten wir, Malika Mansouri und Vildan Aytekin, gemeinsam mit der Unterstützung von Maximilian Karrasch (Universität Bielefeld), an der Rekonstruktion von unterschiedlichen Beschwerdefällen in Organisationen. Für die Untersuchung der Tiefenstruktur organisationaler Logiken werden neben ethnographischen Felduntersuchungen und Dokumentenanalyse Interviews als Datengrundlage herangezogen.

¹⁰ Eine organisationssoziologisch informierte Untersuchung kann dabei helfen, unterschiedliche Ebenen von Verwaltung und Struktur sowie Entscheidungswege zu explizieren, um im Anschluss ‚echte‘ Veränderungspotenziale auszuloten.

von Universität) wissenschaftlichen Aussagen zu verlieren oder ihre Wissenschaftlichkeit einer fundamentalen Skepsis auszusetzen? Was sind verdeckte und offene Herausforderungen, denen Betroffene ausgesetzt sind? Welche Rolle spielt dabei das Verhältnis zwischen Formalität und Informalität¹¹ (Kühl 2011)?

Gibt es so etwas wie eine äußerst *funktionale* Eigenlogik von Organisationen, durch die Diskriminierungserfahrungen auf eigensinnige Weise ‚überhört‘ werden (Spivak 1988)? Wo wird die Beschwerde bearbeitet? Landet die Beschwerde an einem ‚runden Tisch‘ unter Leitung des Personalmanagements, wo es zu einer rituellen Entschuldigung kommt, oder der Homepage mit einem Programm zu ‚Uni ohne Rassismus‘? Was müssen Betroffene leisten, damit sie gehört werden? Welche institutionellen Wege werden durchlaufen und was passiert auf diesem Weg? Wir wollen diesem beharrlichen Überhören, den Zäsuren und Kontinuitäten zum Umgang mit Beschwerde nachgehen – mit Sarah Ahmed (2021) gesprochen wollen wir mit einem „feminist ear“ (S. 4) hören, wem nicht gehört wird, und der Frage nachgehen, „how we are not heard“ (ebd.).

Literatur

- Ahmed, S. (2007). A phenomenology of whiteness. *Feminist Theory*, 8 (2), (S. 149–168).
- Ahmed, S. (2010). Killing Joy: Feminism and the History of Happiness. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 35 (3), (S. 571–594).
- Ahmed, S. (2018). Rocking the Boat: Women of Colour as Diversity Workers. In: Arday, J. & Mirza, H. (Hrsg.): *Dismantling Race in Higher Education*. (S. 331–348). Palgrave Macmillan, Cham. https://doi.org/10.1007/978-3-319-60261-5_19
- Ahmed, S. (2021). *Complaint!*. Duke University Press.
- Ahmed, S., Aytekin, V., Heinemann, A. M. B. & Mansouri, M. (2022). Hör mal wer da spricht – Lehrende of Color an deutschen Hochschulen. Möglichkeiten, Herausforderungen und Widerstandsstrategien. In: Akbaba, Y., Buchner, T., Heinemann, A. M. B., Pokitsch, D. & Thoma, N. (Hrsg.): *Lehren und Lernen in Differenzverhältnissen – Interdisziplinäre und Intersektionale Betrachtungen* (S. 135–164). Wiesbaden: Springer VS.
- Anouch, K. I. V. (2015). *Vertrauen, Kraft & Widerstand*. Kurze Texte und Reden von Audre Lorde. Berlin: w_orten & meer GmbH.
- Arday, J & Mirza, H. S. (2018). *Dismantling Race in Higher Education*. Racism, Whiteness and Decolonizing Academy. Cham: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-60261-5>
- Attia, I. (2018). Diskursive Interventionen in westlichen Kopftuchmonologen. In: Ceylan, R. & Uslucan, H. (Hrsg.): *Transformation religiöser Symbole und religiöser Kommunikation in der Diaspora* (S. 141–155). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22195-9_8
- Barskanmaz, C. (2009). Das Kopftuch als das Andere. Eine notwendige postkoloniale Kritik des deutschen Rechtsdiskurses. In: Berghahn, S. & Rostock, P. (Hrsg.): *Der Stoff, aus dem Konflikte sind*. Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz (S. 361–392). Bielefeld: transcript Verlag.
- Bartel, D., Liebscher, D. & Remus, J. (2017). Rassismus vor Gericht: weiße Norm und Schwarzes Wissen im deutschen Recht. In: Fereidooni, K. & El, M. (Hrsg.): *Rassismuskritik und Widerstandsformen* (S. 362–383). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-14721-1_21
- Bennett, K. (2007). Epistemicide! The Tale of a Predatory Discourse. *The Translator*, 12 (2), (S. 151–196).
- Bolat, H. (2016). *Integration als Leitbild im deutschen Migrationsrecht*. Baden-Baden: Nomos.
- Bozay, K. (2016). Ethnisch-nationale Homogenitätsvorstellungen, Ethnozentrismus und Migrationsdiskurse im transnationalen Raum. In: Fereidooni, K. & El, M. (Hrsg.): *Rassismuskritik und Widerstandsformen* (S. 213–228). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-14721-1_13
- Brunner, C. (2020). *Epistemische Gewalt*. Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne. Bielefeld: transcript Verlag.
- Castro Varela, M. & Dhawan, N. (2005). *Postkoloniale Theorie*. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript Verlag.
- Coronil, F. (1996). Beyond Occidentalism. Toward Nonimperial Geohistorical Categories. *Cultural Anthropology*, 11 (1), (S. 51–87).
- Dirim, İ., Castro Varela, M. M., Heinemann, A. M. B., Khakpour, N., Pokitsch, D. & Schweiger, H. (2016). Nichts als Ideologie? Eine Replik auf die Abwertung rassismuskritischer Arbeitsweisen. In Castro Varela, M. M. & Mecheril, P. (Hrsg.): *Die Dämonisierung des Anderen*. Rassismuskritik der Gegenwart (S. 85–95). Bielefeld: transcript Verlag.
- El-Tayeb, F. (2016). *Undeutsch: Die Konstruktion des Anderen in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Go, J. (2013). *Postcolonial Thought And Social Theory*. Oxford University Press.

¹¹ Die analytische Unterscheidung zwischen Formalität und Informalität lässt die Frage, was eigentlich und überhaupt beeinflussbar ist und welche Funktionen die Implementierung rassismuskritischer Workshops beispielsweise erfüllt, vielfältig problematisieren und diskutieren.

- Grosfoguel, R. (2013). The Structure of Knowledge in Westernized Universities. *Human Architecture*, 11 (1), (S. 73–90).
- Harders, L., Auga, U., Bruns, C., Jähnert, G., eds. (2010). Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Campus.
- Harding, S. (2010). Wissenschafts- und Technikforschung: Multikulturelle und postkoloniale Geschlechteraspekte. In: Becker, R. & Kortendiek, B. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 312–321). Wiesbaden: Springer VS.
- Heinemann, Alisha M. B.; & Castro Varela, María do Mar (2016). Ambivalente Erbschaften. Verlernen erlernen! In: *Zwischenräume* Nr. 10. URL: http://www.trafok.at/_media/download/Zwischenraeume_10_Castro-Heinemann.pdf. Zugriff: 30.11.2022.
- Kelly, N. (2021). *Rassismus. Strukturelle Probleme brauchen strukturelle Lösungen!*. Zürich: Artium Verlag.
- Kühl, S. (2011). *Organisationen. Eine sehr kurze Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kühl, S. (2018). *Organisationskulturen beeinflussen: Eine sehr kurze Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Löw, M. (2009). *Geschlecht und Macht. Analysen zum Spannungsfeld von Arbeit, Bildung und Familie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Messerschmidt, A. (2010). Distanzierungsmuster. Vier Praktiken im Umgang mit Rassismus. In: Broden, A. & Mecheril, P. (Hrsg.): *Rassismus bildet: Bildungswissenschaftliche Beiträge zu Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft* (S. 41–58). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839414569.41>
- Mignolo & Walter D. (2008). The Geopolitics of Knowledge and the Colonial Difference. In: ders. (Hrsg.): *Coloniality at Large. Latin America and the Postcolonial Debate* (S. 225–259). Durham, NC.
- Mirza, H. S. (2018). Black Bodies ‘Out of Place’ in Academic Spaces: Gender, Race, Faith and Culture in Post-race Times. In: Arday, J. & Mirza, H. (Hrsg.): *Dismantling Race in Higher Education* (S. 175–193). Basingstoke: Palgrave Macmillan Cham. https://doi.org/10.1007/978-3-319-60261-5_10
- Ortmann, G. (1995). Mikropolitik im Entscheidungskorridor. In: *Formen der Produktion. Organisation und Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97055-8_6
- Pillay, S. (2020). *Decolonizing the University*. University of Cape Town. <https://www.africa-sacountry.com/2015/06/decolonizing-the-university>. Zugriff: 30.11.2022.
- Popal, M. (2007). Kopftücher HipHop – Körper sprechen schweigend (andere) Geschichten. In: Ha, K. N., al-Samarai, N. L. & Mysorekar, S. (Hrsg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland* (S. 87–109). Münster: Unrast Verlag.
- Quijano, A. (2000). Coloniality of Power, Eurocentrism and Latin America. *Nepantla: Views from South*, 1 (3), (S. 533–580).
- Santos d. S., B. (2014). *Epistemologies of the South – Justice against Epistemicide*. Boulder, London: Paradigm Publishers.
- Santos d. S., B., Nunes, J. A. & Meneses, M. P. (2007). Introduction. Opening Up the Canon of Knowledge and Recognition of Difference. In: Santos d. S., B. (Hrsg.): *Another Knowledge is Possible. Beyond Northern Epistemologies* (S. xix–lxii). London: Verso Books.
- Singer, M. (2010). Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie. In: Becker, R., Kortendiek, B. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 292–301). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_34
- Spivak, G. C. (1988). Can the Subaltern Speak? (1988). In: Nelson, C. & Grossberg, L. (Hrsg.): *Marxism and the Interpretation of Culture* (S. 271–313). Urbana: University of Illinois Press. (dt.: Spivak, G. C. (2008). *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien, Berlin: Turia + Kant.)
- Spivak, G. C. (2008). *Righting Wrongs – Unrecht richten*. Zürich, Berlin: Diaphanes.
- Spivak, G. C. (2009). *Outside in the teaching machine*. New York, London: Routledge Classics.
- Tenorth, H.-E. (2013). *Bildung – Zwischen Ideal und Wirklichkeit*. Bundeszentrale für Politische Bildung. <https://www.bpb.de/themen/bildung/dossier-bildung/146201/bildung-zwischen-ideal-und-wirklichkeit/>. Zugriff: 30.11.2022
- Tißberger, M. (2017). *Critical Whiteness. Zur Psychologie hegemonialer Selbstreflexion an der Intersektion von Rassismus und Gender*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-17223-7>
- Turner, C. S. V. (2002). *Women of Color in Academia: Living with Multiple Marginality*. *The Journal of Higher Education, Special Issue: The Faculty in the New Millennium*, (1), (S. 74–93).
- Walker, A. (2005). *In Search of Our Mothers Gardens*. London: Phoenix.

Kontakt und Information

Vildan Aytekin
 Universität Bielefeld
 Fakultät für Erziehungs-
 wissenschaft
 AG 5 Schulpädagogik und
 Allgemeine Didaktik
 Konsequenz 41 a
 33615 Bielefeld
 vildan.aytekin@uni-bielefeld.de
<https://doi.org/10.17185/duublico/77270>

Stadtraum, Macht und Geschlecht



Dr. Nina Schuster (Foto: Bettina Steinacker).

In meinem Vortrag steht die Frage im Zentrum, wie Stadtraum, Macht und Geschlecht zusammenhängen. Ich stelle hier kein besonderes Forschungsprojekt vor, denn „Stadt, Raum und Geschlecht“ sind ein zentraler Fokus meiner wissenschaftlichen Arbeit an der Schnittstelle von Stadtforschung, Geschlechterforschung und Queer Studies. Die feministische und die queere Stadtkritik diskutieren seit Jahrzehnten, wie soziale und physisch-bauliche Strukturen zusammenhängen und wie sie verändert werden müssten, um eine gleichberechtigte, inklusivere und vielfältigere Teilhabe und Aneignung in der Stadt zu erreichen.

Einleitung

Ich werde mich hier mit der Frage beschäftigen, welche Rolle der städtische Raum für die Aushandlung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen spielt, aber auch damit, inwiefern er dazu beiträgt, soziale Ungleichheiten zu verfestigen. Nach einer kurzen Hinführung dazu, wie die feministische Stadtkritik die Zusammenhänge von Macht, Raum und Geschlecht diskutiert und wie der Blickwinkel auf Stadtentwicklung intersektional geschärft werden kann, gebe ich einen Einblick in feministische Planungsdiskussionen und die Diskussionen um anwendungsbezogenes Gender Planning, denn diese Tagung verfolgt ja auch eine transdisziplinäre Perspektive. Ich frage, was feministische Planung eigentlich tun kann und wie darauf wiederum feministische Kritik reagiert.

Das Ziel feministischer Analysen und Politiken ist es, grundlegende gesellschaftliche Veränderungen zu erkämpfen, um die Lebenssituation und die gesellschaftliche Positionierung von Frauen* und anderen marginalisierten Gruppen zu verändern. Das bedeutet, dass sich Stadtplanung, Stadtpolitik und Stadtentwicklung den gesellschaftlichen Herausforderungen stellen müssen – wenn sie nicht einfach ein Rädchen im System sein wollen, das alles ein bisschen verbessert, alles ein bisschen schöner macht für den einen oder die andere. Was bedeutet also eine machtkritische feministische Perspektive auf Stadtraum, Geschlecht und Planung?

Feministische Stadtkritik: Macht, Raum und Geschlecht

Welcher Zusammenhang besteht zwischen Raum und Geschlecht? Im Kontext der Frauen*-bewegungen seit den 1960er-Jahren formulierten Feminist:innen eine Kritik an der Dualität von Öffentlichkeit und Privatheit. Die vielen disziplinären Entwicklungen, die es in Soziologie und Planung, Architektur und Kunst gab, auch in der Praxis der Stadtplanung, haben bereits früh gezeigt, dass der Raum geschlechtsspezifisch geordnet ist und hierarchisiert wird. Frauen* sind in diesem hierarchisierten Stadtraum häufig benachteiligt. Diese Kritik wurde bereits seit Mitte der 1970er Jahre entwickelt, im Übrigen auch hier im Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, aber natürlich auch in vielen anderen Bereichen und eben nicht nur in der Akademie. Die Zuschreibung der öffentlichen Sphäre und von Erwerbsarbeit und Politik zu Männern* und der privaten Sphäre und von Reproduktionsarbeit und Intimität zu Frauen* ist einer der Basisgedanken in der feministischen Kritik, ebenso wie in der feministischen Stadtforschung. Kritik an der Hierarchisierung der Sphären und den damit verbundenen Gewaltverhältnissen ist damit der Kern feministischer Stadtforschung. Sie zeigt, wie die patriarchal geprägte Stadtstruktur mit ganz verschiedenen Dingen zusammenhängt, zum Beispiel mit der funktionalen Trennung der Stadt. Damit ist die räumliche Trennung von Erwerbsarbeit, Wohnen und Versorgungsinfrastruktur gemeint, die bestimmte Alltage und die Alltagsbewältigung von denjenigen erschwert, die sich zum Beispiel um andere Menschen

kümmern, also Aufgaben erledigen, die Frauen* zugeschrieben werden. Feministische Kritik geht davon aus, dass damit häufig geschlechtsspezifische Rollenzuschreibungen reproduziert und stabilisiert werden. Die Stadt wird so für viele Frauen* zu einem Emanzipationshindernis.

Ein weiterer Aspekt feministischer Kritik ist die mit der machtvollen Stadtstruktur verbundene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Ich fokussiere den Blick hier erst einmal nur auf die Geschlechterordnung. So werden Reproduktions- und Carearbeit dem einen Geschlecht und dem privaten Raum zugeschrieben und die Erwerbsarbeit dem anderen Geschlecht und dem öffentlichen Raum. Das Geschlechterverhältnis spiegelt sich außerdem auch in den hierarchisierten, patriarchal angeordneten und auf die (heterosexuelle) Kleinfamilie ausgerichteten Grundrissen von Wohnungen. Feminist:innen geben demgegenüber zu bedenken, dass Reproduktionsarbeit auch in öffentlichen Räumen stattfindet, zum Beispiel in Form von Mobilität, von Konsum und in Bezug auf Intimität, die überhaupt nicht nur auf private Räume beschränkt ist. Und auch in privaten Räumen wird gearbeitet, nicht erst seit der Erfindung des „Homeoffice“.

Auch die queere Stadtkritik stellt die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit in den Mittelpunkt. Denn diese verschleiert, dass im Großteil aller Alltagsumgebungen Heterosexualität die dominante Sexualität ist und heterosexuelle Kultur samt damit verbundener Normen von Zweigeschlechtlichkeit, Reproduktion und asymmetrischen Beziehungsformen das gesamte gesellschaftliche System und damit eben auch die Stadtstruktur durchzieht (Valentine 1996). Hinzu kommt, dass queere Menschen eine andere Nutzung, andere Aneignungsweisen von privaten und öffentlichen Räumen vollziehen. So ist für sie zum Beispiel die private Sphäre nicht unbedingt sicher. Daher sind für sie auch öffentliche Räume wichtiger, um Intimität, und auch Sexualität, zu leben. Dies gilt nicht nur für Menschen, die sich als queer bezeichnen, aber eben auch für sie. Erschwerend kommt hinzu, dass gerade der öffentliche Raum für queere Leute, für trans Personen wiederum ein gefährlicher Raum ist, der ausgrenzt, weil sie hier alltäglich mit Gewalt und Diskriminierung konfrontiert werden. Queere Stadtkritik kritisiert Planung deswegen auch als „heterosexistisches Projekt“ (Frisch 2002), weil bestimmte Bedürfnisse überhaupt nicht im Fokus stehen.

Intersektionale Blicke auf Stadtentwicklung

Auch weitere Dimensionen sozialer Ungleichheit wie Klasse und *race*, aber auch Gesundheit,

spiegeln sich in der Stadt wider. Was ist damit gemeint? Emanzipatorische Entwicklungen für die einen, also für *weiß* gelesene Frauen der Mittelschicht, können anhaltende Marginalisierung für andere befördern, so zum Beispiel für People of Color. Dies ist auch verbunden mit Unsichtbarkeiten in der Stadt, ich denke hier an Arbeitsverhältnisse der Hausfrauen* und Hausangestellten, von Pfleger:innen und Erzieher:innen. Diese stehen eher selten im Fokus von Stadtpolitik und -forschung (Fraeser/Schuster/Vogelpohl 2017). Aber auch Fragen der Organisation oder der Voraussetzungen von Reproduktionsarbeit werden kaum gestellt und bearbeitet. Reproduktionsarbeit muss immer irgendwie geräuschlos im Hintergrund ablaufen und scheint nicht besonders relevant für jene zu sein, die an machtvollen Stellen in Stadt und Gesellschaft sitzen. Dabei ist zu beobachten, dass im Zusammenhang mit der zunehmenden Erwerbstätigkeit auch von gut ausgebildeten *weißen* Frauen die Hausarbeit in wohlhabenderen Privathaushalten zunehmend von Menschen erledigt wird, die aus unteren sozialen Schichten und Persons of Colour sind. Und diese wohnen nicht unbedingt in dem Stadtteil, in dem sie arbeiten, also müssen sie mobil sein, zum Teil weite Strecken zu ihren Arbeitsplätzen zurücklegen, verbunden mit hohem Zeitaufwand, und dafür die Kosten tragen.

Segregation ist ein weiteres Beispiel dafür, wie sich soziale Ungleichheiten im Stadtraum abbilden. Hier zeigt sich, dass der Stadtraum auch klassenspezifisch strukturiert ist, weil es eben bezahlbarere und teurere Wohnlagen gibt. Dies führt zu sozialer Segregation, die zwar in deutschen und europäischen Städten nicht so stark ausgeprägt ist wie in anderen Regionen der Welt, aber doch auch bei uns existiert. Segregation bringt unterschiedliche Stadtpolitiken und Fokussierungen der verschiedenen Stadtteile mit sich. So wird zum Beispiel mit Sorge auf die soziale Segregation in Stadtteilen geschaut, in denen mehrheitlich ärmere Menschen wohnen. Befürchtet werden sogenannte Quartierseffekte, was bedeutet, dass angenommen wird, dass in benachteiligten Stadtteilen – andere sprechen von benachteiligten Stadtteilen – die Menschen eben auch durch den Stadtteil selber benachteiligt werden und es eine größere soziale Mischung bräuchte. Nur: Dahinter verbirgt sich, je nach Stadtteil, auch häufig der Wunsch, dass andere Menschen, die in den Stadtteil zögen, auch denjenigen guttun würden, die da jetzt schon wohnen – eine in gewisser Weise klassistische Perspektive, die wiederum zulasten derjenigen geht, die zum Beispiel in den preisgünstigeren Quartieren leben und dort, vielleicht als Alleinerziehende mit wenig Geld oder als Menschen mit

nichtdeutschem Pass usw., sowieso schon an diversen Diskriminierungen zu leiden haben. Eine größere soziale Mischung mit Menschen aus der erfolgreichen und weißen Mittelschicht soll bewirken, dass die Ärmere und Menschen mit Migrationsgeschichte im Stadtteil mehr Chancen haben? Dies scheint doch ein ziemlich hohler Diskurs zu sein, wie Sandra Huning und ich in unserer Forschung zu den Diskursen um Gentrifizierung und soziale Mischung in Nord-Neukölln für den Zeitraum von Mitte der 1990er Jahre bis etwa 2012 zeigen konnten (Huning/Schuster 2015).

Kontextualisierungen

Das heißt, feministische Stadtkritik bezieht weitere Kontexte mit ein. Was sind prägende Entwicklungen und Dynamiken in unseren Städten, nicht nur in kurzfristiger Hinsicht? Wir verzeichnen einen Wandel von der Industriestadt zur postindustriellen Stadt in der Dienstleistungs- und Wissensökonomie, wie es Janet Merkel (2018) treffend formuliert hat. Dies ist nicht nur im Ruhrgebiet ein zentrales Thema, sondern in ganz vielen Regionen, auch in globaler Hinsicht, aber natürlich in ganz unterschiedlichen Ausprägungen. In sehr vielen Weltgegenden und auch in Europa sehen wir neoliberale Stadtentwicklungspolitiken, und die *urban renaissance* wird – je nach Blickwinkel – gefeiert oder gefürchtet. Gemeint ist damit das neue Interesse der Mittelschichten am innerstädtischen Wohnen. Die hiermit verbundenen globalen Gentrifizierungsprozesse stehen in einem Zusammenhang mit einem zunehmenden Wettbewerb der Städte um Wachstumspotenziale. Weitere Effekte der Neoliberalisierung in der Stadt, die zu einer sogenannten „Neuordnung des Städtischen“ führen (Holm/Heeg/Pütz 2009), sind zum Beispiel Privatisierungen des öffentlichen Raums, eine verstärkte Festivalisierung oder Eventisierung des öffentlichen Raums, aber auch die Touristifizierung, ein etwas neueres Phänomen, das wir inzwischen aus vielen großen Städten und Metropolen kennen und das für die Bewohner:innen verschiedene Konsequenzen hat. Und dazu gehört auch die Überwachung in städtischen Räumen, die Menschen in sehr unterschiedlicher Weise betrifft – die einen hart, ständig und strukturell, andere eben weniger bis gar nicht.

Am Beispiel des Wohnens und den damit aktuell in vielen Großstädten verbundenen Gentrifizierungsprozessen wird deutlich, wie steigende Immobilienpreise, Spekulation am Immobilienmarkt und Finanzialisierungsprozesse mit globaler Dimension sowie politische Entscheidun-

gen Konsequenzen zeitigen. So wohnen zum Beispiel Besserverdienende zunehmend in innerstädtischen Quartieren, Ärmere werden in eher weniger attraktive Gegenden der Städte verdrängt. Dies hat für die Verdrängten tiefgreifende Konsequenzen. Sie verlieren nicht nur ihre bisherigen räumlichen Bezüge, haben längere Wege zu bewältigen, vielleicht auch mit einem schlechteren ÖPNV, sondern auch die sozialen Bezüge aus dem bisherigen Wohnumfeld gehen verloren oder werden vielleicht lückenhaft. Die Versorgungsinfrastruktur verbessert sich möglicherweise nicht, sie kann sich sogar verschlechtern, und die Wegeketten von Frauen, die sowohl berufstätig sind als auch Versorgungs- und Carearbeit leisten, gestalten sich umständlicher. Zugleich wird in der Stadtsoziologie das Konzept der „Family Gentrification“ diskutiert. Susanne Frank hat herausgestellt, wie Gentrifizierung als „Medium der Emanzipation von Mittelklasse-Frauen mit und ohne Kinder aus traditionellen Rollenzuweisungen“ verstanden wird (Frank 2010: 40). Gentrifizierte Innenstädte werden zu Orten, „an denen neue Familienmodelle und Geschlechterrollen erprobt, ausgehandelt und verfestigt werden“ (ebd.). Innenstadtnahe Stadtteile eignen sich eher dafür, traditionelle Rollenzuweisungen zumindest teilweise zu umschiffen, weil in diesen Stadtteilen vieles eher familienkompatibel strukturiert ist als in suburbanen oder ländlichen Strukturen, weil jede Menge Infrastruktur in der Nähe zu finden ist und daher viele Wege kürzer sind.

Die Forschung hat aber auch gezeigt, inwiefern in der Verdrängung von Menschen mit wenig Einkommen geschlechtsspezifische Dimensionen wirkmächtig werden. Ruth Becker, die ja viele hier noch kennen, da das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung vor 2010 an ihrem Lehrstuhl an der TU Dortmund angesiedelt war, hat sich den Diskurs um sogenannte „sozial stabile Bewohnerstrukturen“ genauer angeschaut, den es in wohnungspolitischen Kontexten gibt (Becker 2004). Damit wird das „Ziel der durch Wohnungspolitik herzustellenden ‚sozial stabilen Bewohnerstrukturen‘“ (ebd.: 382) verbunden. Becker konnte zeigen, dass als Normalfall für diese Vorstellung junge, *weiße*, heterosexuelle Mittelschichtsfamilien gelten, und demgegenüber „eine räumliche Konzentration von Alleinerziehenden als Indikator für ein Gebiet mit problematischen Bevölkerungsstrukturen“ bewertet wird (ebd.). Dazu nur ein kurzer Hinweis auf aktuelle statistische Daten zu Alleinerziehenden: In Deutschland leben derzeit etwa acht Millionen Familien mit minderjährigen Kindern. Davon weist die Statistik rund 20 % mit nur einem Haushaltsvorstand aus, mit stei-

gender Tendenz. Und von 13 Millionen Kindern unter 18 Jahren leben 16 % mit einem Elternteil im Haushalt, wovon 90 % Frauen* sind. Weil Alleinerziehende und ältere sowie migrantische Frauen* zu den Personen mit den geringsten Einkommen gehören, sind Frauen* somit eine besondere Variable in der Verdrängungspolitik. Und das ist natürlich eine ganz harte Realität, wenn wir all die gesellschaftlichen Diskriminierungserfahrungen noch hinzuziehen, die noch hinzukommen.

Gender Planning und feministische Planungspraxis

Die Frage ist also: Was wird mitgedacht, wenn über Stadt gesprochen und geforscht wird, und was nicht? In politischen und ökonomischen Diskursen werden Fragen der Reproduktion, Fragen der sozialen Praktiken in der Stadt, die auf andere als ökonomie- und erwerbsarbeitsbezogene Prozesse verweisen, meist ziemlich ausgeblendet. Dabei ist Stadt auch Reproduktion im engsten Sinne des Wortes (Schuster/Höhne 2017) und es genügt für eine feministische Stadtkritik nicht, Geschlechterverhältnisse, die hierarchische Verteilung des Stadtraums und die Benachteiligungen, die damit verbunden sind, zu betrachten, sondern sie müssen intersektional mit Klasse und *race* verknüpft betrachtet werden, ebenso wie mit körperlichen Fähigkeiten, die ebenfalls eine zentrale Rolle für das spielen, was wir dann als soziale Ungleichheiten in der Gesellschaft und somit in der Stadt haben. Gender Planning ist ein Zugang, um Geschlechtergerechtigkeit in der räumlichen Planung umzusetzen. Analog zu vielen anderen Formen von Gender Mainstreaming in Politik und Gesellschaft soll dieser Zugang neue Entwicklungs- und Umsetzungsideen in der Planung prüfen. Es geht darum, aus der Perspektive der Nutzenden und der Nutzungen zu überlegen, ob es eine gleichberechtigte Nutzung des Stadtraums gibt und, wenn nicht, Möglichkeiten zu deren Verwirklichung zu entwickeln. Es sollen barrierefreie Orte geschaffen werden, die gut erschlossen sind, vernetzt, bedarfsgerecht interpretierbar und nutzbar: Orte für „alle Menschen“. Da bin ich immer schon ein bisschen skeptisch, denn dieses Ideal ist sicherlich schwer zu erreichen. Und auch wenn ich nicht unkritisch gegenüber dem Ansatz von Gender Planning bin, ist es in diesem Zusammenhang relevant, sich damit zu beschäftigen, weil er interessante Impulse setzt.

Im Rahmen meiner Gastprofessur in Wien hatte ich auch mit der Planerin Eva Kail zu tun, von der das folgende Zitat stammt:

„Lange galt die Prämisse, dass Städte autogerecht sein müssen. Straßen, Verkehrsführung, Wohnräume. Letztlich orientiert sich vieles am Modell des Ernährers, der mit dem Auto morgens zur Arbeit fährt und abends wieder zurückkommt. Das unmittelbare Wohnumfeld berücksichtigt wenig die Lebensrealität der Personen, die mit der Haus- und Erziehungsarbeit betraut waren. Das nimmt Gender Planning in den Fokus. Es ist eine Strategie der systematischen, an unterschiedlichen Zielgruppen orientierten Qualitätssicherung.“ (Kail in Groll 2021)

Eva Kail macht seit 30 Jahren bei der Stadt Wien erfolgreich Projekte mit einem Fokus auf frauengerechte Stadtplanung. Diese Projekte haben das Ziel, die Bedürfnisse der Nutzenden des öffentlichen Raums – und das heißt auch, aber eben nicht ausschließlich, der nutzenden Frauen* – einzubeziehen. Die Frage ist dabei: Wie kann es gelingen, den Stadtraum offener für verschiedene Nutzer:innen zu gestalten, ihn anders zu planen und zu denken?

Es gibt unterschiedliche Strategien frauengerechter Planung (Kail 2003). Ich werde darauf hier nicht ausführlich eingehen, aber es geht natürlich um die Perspektiven aller, die den Raum nutzen und zum Beispiel am Verkehr teilnehmen: Es geht darum, nicht nur für den Autoverkehr zu planen, sondern auch an Kinderwägen zu denken, an Rollstühle, Rollatoren, Roller und Radfahrende, wenn der Straßenraum geplant wird. Hier geht es einerseits um ganz kleinteilige Fragen, die sich intensiv mit der Gestaltung der Straßen und Wege im städtischen Raum befassen, mit Fußgängerampeln und deren Intervallen, Fahrbahnüberquerungsmöglichkeiten, Bordsteinabsenkungen, Pflasterung und dergleichen. Dies betrifft aber gleichzeitig die großen Verteilungsfragen im Stadtraum und um Nutzungszuschreibungen, die verändert werden müssen. Und gemischte Strukturen in der funktionsgetrennten Stadt zu schaffen, ist dann noch einmal, im wahrsten Sinne des Wortes, eine andere Baustelle. Denn das bedeutet, die Stadt richtig umzubauen und zu sagen, wir haben nicht nur die monofunktionale Wohnbebauung hier und dort haben wir die Versorgungs- und Bildungsinfrastruktur und noch einmal woanders ist ein Großteil der Arbeitsplätze, sondern wir fördern besonders die Umwandlung in Nutzungsdurchmischte Quartiere und ihre Neuplanung, weil diese Art des Wohnens und Lebens für einen größeren Anteil der Bevölkerung zunehmend von Interesse ist.

Strategische Ziele feministischer Planung

In der feministischen Kritik an der Stadtplanung galten lange Zeit die Fragen nach Angsträumen und die Bearbeitung von Unsicherheitsgefühlen in der Stadt usw. als wichtiges Thema. Auch dazu ließe sich sehr viel ausführlicher diskutieren, denn auch hier kollidieren verschiedene Interessen (Kern 2019). Denn es geht aus meiner Sicht auch besonders darum, zu überlegen: Wer sind eigentlich die vulnerabelsten Gruppen in der Gesellschaft und in der Stadt? Wie könnten zum Beispiel Wohnungslose Aufenthaltsbereiche in der Stadt erhalten, in denen sie von anderen nicht als Problem erlebt werden? Wie könnte eine Stadt trans Personen oder rassifizierte Menschen besser vor Übergriffen schützen? In Wien gibt es seit vielen Jahren anerkannte oder erfolgreiche Projekte, die die Stadtplanung aus der Perspektive von Gender Planning verändern. Damit ist verbunden, dass bestimmte Personen stärker als bisher in die Planungsprozesse selber einbezogen werden müssen. Und das alleine ist, glaube ich, eine ganz große Aufgabe, das wissen alle, die schon einmal versucht haben, in Partizipationsprozessen in Planungsprojekten nicht nur mit den üblichen mittelschichts-akademisch geprägten Leuten zu sprechen. Dafür müssen wir uns vermutlich weiterhin deutlich bessere Strategien überlegen.

Während die Stadtplanungspraxis sich besonders mit den pragmatischen Fragen beschäftigt, hat Ruth Becker (2004) diesbezüglich bereits vor Längerem angemerkt, dass wir uns intensiver die strategischen Ziele von Gender Planning anschauen sollten. Es könne nicht darum gehen, das, was bisher schon da ist, also die strukturellen Probleme der Stadt, nur einfach umzugestalten. Es bedürfe einer generellen Kritik daran, dass es in der Nutzung von Städten durch Frauen* und Männer* überhaupt eine Unterscheidung gibt. Denn dies ist ja nichts Naturgegebenes, sondern es gibt gesellschaftliche Ursachen für die differenten Ansprüche von Frauen* und von Männern* an den Raum. Wir müssen also aufpassen, dass wir diese historisch gewachsenen Unterschiede durch Gender Planning nicht noch weiter zementieren. Becker weist also auf die strategischen Anforderungen an die Planung hin, die deutlich weitreichender und auf eine Veränderung des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses gerichtet sind. Damit sind sie viel komplexer umzusetzen, weil wir hier genau vor der großen Frage stehen: Wie lassen sich Gesellschaftsstrukturen verändern? Raumplanung kann ja nicht die Gesellschaft verändern, indem sie irgendwie Straßen und Plätze und Parks ein bisschen schöner gestaltet, um es ganz platt

zu sagen. Stattdessen gilt es, für die räumliche Planung, für den Zugang zu Stadträumen, auch zu fragen: Was wird hier eigentlich als ‚normal‘ betrachtet, und wer wird dadurch marginalisiert oder überhaupt nicht einbezogen? Und welche Möglichkeiten können wir schaffen, dass sich mehr Menschen den Stadtraum als ‚ihren‘ Raum aneignen können und Anspruch darauf erheben?

Fazit und Ausblick

Wie eingangs gesagt, ist ja das Ziel feministischer Analysen und Politiken, grundlegende gesellschaftliche Veränderungen zu erkämpfen, um die Lebenssituation und die gesellschaftliche Positionierung von Frauen* und anderen marginalisierten Gruppen zu verändern. Die feministische Soziologin Gesa Witthöft, ebenfalls aus Wien, konstatiert dazu ziemlich illusionslos, aber kämpferisch:

„Die Frage nach einer nicht-sexistischen, nicht-hierarchischen, nicht-rassistischen, nicht-ableistischen Teilhabe am Städtischen und den öffentlichen Räumen, an Infrastrukturen und Ressourcen ist weltweit nicht gelöst.“ (Witthöft 2017: 104)

Das heißt, der feministische Kampf richtet sich auf verschiedene Bereiche: auf die politischen und ökonomischen Bereiche ebenso wie auf das soziale Miteinander, auf gesellschaftliche Strukturen und Prozesse, die auf der Unterordnung von Frauen* und vielen anderen Menschen basieren und die die sozialen Ungleichheiten zugleich ausgestalten und festschreiben. Für Wohnungspolitik, Stadtplanung und Stadtpolitik bedeutet dies, diese Zusammenhänge zu reflektieren und neu zu denken, um die Stadt ganz anders zu verteilen und zu gestalten. Es braucht eine tatsächliche und deutliche Einbeziehung der verschiedenen, ungleichen Perspektiven auf die Stadt, es braucht Positionen, die von dem abweichen, was immer als ‚normal‘ gesetzt wird, damit die Bedürfnisse der unterschiedlichen Gruppen in der Stadt berücksichtigt werden. Dabei zeigt ein intersektionaler Blickwinkel, dass es kompliziert ist, Menschen in verschiedenen Lebenslagen und Lebensentwürfen zu berücksichtigen. Aber genau dies ist dringend notwendig und dringend gefragt.

Literatur

- Becker, Ruth (2004): Feministische Kritik an Stadt und Raum: Gender Mainstreaming und Managing Diversity. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis 27 (4), 377–386.

- Fraeser, Nina/Schuster, Nina/Vogelpohl, Anne (2021): Feministische Geographien der Arbeit – Zusammenhänge von Prekarisierung, Gentrifizierung und Globalisierung. In: Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (Hg.), Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte. Berlin, Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich, 120–144.
- Frank, Susanne (2010): Gentrifizierung und Suburbanisierung im Fokus der Urban Gender Studies. In: Sybille Bauriedl/Michaela Schier/Anke Strüver (Hg.), Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn. Münster: Westfälisches Dampfboot, 26–47.
- Frisch, Michael (2002): Planning as a heterosexist project. In: Journal of Planning Education and Research 21 (3), 254–266.
- Groll, Tina (2021): „Wir müssen das Dorf zurück in die Stadt bringen.“ Verkehr, Häuser, Infrastruktur: Städte sind für die Bedürfnisse von Männern geplant, sagt die Stadtplanerin Eva Kail. In Wien macht sie es seit 30 Jahren anders. In: Zeit Online vom 13.2.2021.
- Holm, Andrej/Heeg, Susanne/Pütz, Robert (2009): Stadt im neoliberalen Zeitalter. Wie globale Politikmodelle Einfluss auf die lokale Gestaltung nehmen. In: Forschung Frankfurt 3, 91–93.
- Huning, Sandra/Schuster, Nina (2015): 'Social Mixing' or 'Gentrification'? Contradictory Perspectives on Urban Change in the Berlin District of Neukölln. In: International Journal of Urban and Regional Research 39 (4), 738–755. DOI: 10.1111/1468-2427.12280.
- Kail, Eva (2003): „Pragmatische“ Strategien: Frauengerechte Planung und Gender Mainstreaming. In: Dörte Kuhlmann et al. (Hg.), building power. Architektur, Macht, Gender. Wien: ed. selene, 165–177.
- Kern, Leslie (2019): Feminist city. Claiming space in a man-made world. London, New York: Verso.
- Merkel, Janet (2018): Kreative Stadt. In: Dieter Rink/Annegret Haase (Hg.), Handbuch Stadtkonzepte. Analysen, Diagnosen, Kritiken und Visionen. Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich, 193–211.
- Schuster, Nina/Höhne, Stefan (2017): Stadt der Reproduktion. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5 (3), Themenschwerpunkt: Stadt der Reproduktion, 9–22.
- Valentine, Gill (1996): (Re)negotiating the ‚heterosexual street‘. Lesbian productions of space. In: Nancy Duncan (Hg.), BodySpace. Destabilizing geographies of gender and sexuality. London/New York: Routledge, 146–155.
- Witthöft, Gesa (2017): Politische Positionierung tut not! Kommentar zu Dolores Haydens „Wie könnte eine nicht-sexistische Stadt aussehen“ (1981). In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5 (3), Themenschwerpunkt: Stadt der Reproduktion, 101–108.

Kontakt und Information

Dr. Nina Schuster
 Technische Universität
 Dortmund
 Fakultät Raumplanung
 Stadt- und Regionalsoziologie
 August-Schmidt-Straße 10
 44221 Dortmund
 Tel.: (0231) 755 23 70
 nina.schuster@tu-dortmund.de
<https://doi.org/10.17185/duerpublico/77272>

„Ich sehe was, was du nicht siehst“ – weibliche (Un-)Sichtbarkeit in Innovationskontexten



Julia Voß (links) und Clara Meyer zu Altenschildesche (Fotos: Bettina Steinacker).

1 Einleitung

Innovationen haben das Potenzial, Einzelpersonen, Institutionen oder sogar ganze Wirtschaftszweige und Länder zu beeinflussen und für sie einen Mehrwert zu generieren (OECD/Eurostat, 2018). Ungeachtet dieses Einflusses und der Bedeutsamkeit von Innovationen zeigt sich in Bereichen, die als innovativ wahrgenommen werden, eine Unterrepräsentanz von Innovatorinnen. So betrug beispielsweise der Anteil von Frauen an der Gründung von Start-ups im Jahr 2022 lediglich 20,3 % (Kollmann et al., 2022) und im Jahr 2016 wurden nur 4 % aller Patente von Frauen angemeldet (Institut der deutschen Wirtschaft, 2019). Darüber hinaus sind Innovatorinnen für ihre Umwelt zumeist auch weniger sichtbar als Innovatoren. Beispielsweise stellen Frauen auf Konferenzen weniger Fragen als ihre Kollegen (Carter et al., 2018). Diese Unsichtbarkeit wird zu alledem durch die Medien verstärkt. So kommen Männer als Experten – auch in Bereichen, in denen überwiegend Frauen beschäftigt sind – in den Medien am häufigsten zu Wort: In TV-Informationenformaten in 2020 waren insgesamt 74 % der Expert:innen männlich (Universität Rostock, 2021).

Gleichzeitig ist jedoch ein starkes politisches Interesse an einer gleichberechtigten Teilhabe von Frauen und Männern in Innovationskontexten

erkennbar. So konstatiert die Europäische Kommission im Rahmen von Horizon 2020, dass eine gleichberechtigte Teilhabe am Innovationsgeschehen eine Grundvoraussetzung ist, um das gesamte Potenzial der Innovationskraft Europas ausschöpfen zu können, und hat so beispielsweise den EU-Preis für Innovatorinnen ins Leben gerufen (European Commission, 2022). Vergleichbares zeigt sich auch auf Bundesebene: So strebt das Bundesministerium für Bildung und Forschung mit der Förderlinie ‚Innovative Frauen im Fokus‘ einen Beitrag zu den gleichstellungspolitischen Zielen der Bundesregierung an und zielt darauf ab, die Präsenz sowie die Sichtbarkeit von Innovatorinnen und ihren Potenzialen für die Innovationskultur Deutschlands zu stärken (BMBF, 2022).

Die beschriebene Unsichtbarkeit von Innovatorinnen wird in Studien durch eine Vielzahl komplexer Faktoren und Hintergründe erklärt, die sich oftmals gegenseitig bedingen und verstärken. So stellt die Innovations- und Genderforschung heraus, dass Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit Innovationen auf Annahmen basieren, welche einzelne Aspekte des sozialen Konstrukts von Männlichkeit als Norm annehmen und in erster Linie technologisch geprägt sind (Blake & Hanson, 2005; Poggesi et al., 2020). Infolgedessen wird auch das Bild ‚des Entrepreneurs‘ und ‚des Innovators‘ durch männliche Attribute charakterisiert (Bijedić et al., 2016). Die Innovationsforschung fokussiert darüber hinaus insbesondere das produzierende Gewerbe und technologieintensive Branchen, in denen Frauen klassischerweise unterrepräsentiert sind (Brink et al., 2014). Sektoren und Innovationsarten, die weniger männlich geprägt sind, wie etwa der Dienstleistungssektor oder Prozess- und Marketinginnovationen stehen hingegen zumeist nicht im Forschungsfokus (Brink et al., 2014; Mari et al., 2021). Häufig werden Innovationen auch auf einer Makroebene betrachtet, beispielsweise bezogen auf ein Unternehmen – die Mikroebene, also die individuellen Innovator:innen, werden dabei nur unzureichend einbezogen, was zu einer gewissen ‚Unsichtbarkeit des Menschen‘ im Innovationskontext führt (Alsos et al., 2013). Daraus resultiert, dass auch das Thema Geschlecht im Innovationskontext bis dato nicht ausreichend erforscht ist (Alsos et al., 2013;

Colombo et al., 2017). Aktuelle Studien fordern vor diesem Hintergrund, die Mikroperspektive stärker in den Fokus der Innovationsforschung zu rücken (Weiss et al., 2022). Auch die mediale Darstellung von Innovator:innen spielt eine Rolle. Mediale Darstellungen von Geschlecht scheinen auf den ersten Blick zunehmend diverser und vielfältiger zu werden, basieren jedoch bei genauerer Betrachtung nach wie vor zumeist auf dem Konzept der Zweigeschlechtlichkeit und bilden vornehmlich stereotype Geschlechterrollen ab (Maier & Thiele, 2019). Zieht man zudem den eingangs angeführten Fakt in Betracht, dass nach wie vor mehrheitlich Männer als Experten angefragt werden (Universität Rostock, 2021) oder dass in 95 % der Beiträge über Unternehmen, in denen sich namentlich auf eine Unternehmer:innenpersönlichkeit bezogen wird, über Männer berichtet wird (Brickwedde et al., 2017), wird der Einfluss der Medien in ihrer Funktion als Gatekeeper bezogen auf die (Un-)Sichtbarkeit von Innovatorinnen noch einmal verdeutlicht. Auch geschlechtsspezifische Stereotype spielen im Kontext der (Un-)Sichtbarkeit eine Rolle. So konnten Luksyte et al. (2018) zeigen, dass innovatives Arbeitsverhalten von Männern als positiv bewertet wird, wohingegen innovatives Handeln bei Frauen nicht zwingend in einer besseren Performance-Bewertung resultiert im Vergleich zu denjenigen Frauen, die nicht innovativ handeln. Ein weiterer Einflussfaktor sind Netzwerke und soziale Kontexte: Soziale Netzwerke und der Ressourcenzugang, den sie ermöglichen, können für erfolgreiche Karrieren und berufliche Verdienste von zentraler Bedeutung sein (Šadl, 2009). Studienergebnissen zufolge sind Frauen allerdings zurückhaltender als Männer darin, berufliche Netzwerke zu ihrem Vorteil zu nutzen und sie effektiv einzusetzen (Greguletz et al., 2019).

Um bestehende Wissenslücken zu Innovatorinnen und ihrer (Un-)Sichtbarkeit zu schließen, beschäftigt sich das hier präsentierte, vom BMBF geförderte Forschungsvorhaben seit August 2021 mit der Analyse der Potenziale und Sichtbarmachung innovativer Frauen in regionalen Innovationsökosystemen.¹ Ein Ziel des Projektes ist es, Ansatzpunkte zur Steigerung der Sichtbarkeit von Innovatorinnen zu finden. Im vorliegenden Artikel werden erste Erkenntnisse aus den im Rahmen des Projekts geführten qualitativen, teilstrukturierten Interviews präsentiert, die die Hintergründe weiblicher (Un-)Sichtbarkeit in Innovationskontexten genauer in den Blick nehmen. Dabei wird zunächst der Frage nachgegangen, wie Innovationen und Innovator:innen von Innovations- und Medienexpert:innen wahrgenommen werden. Weiterhin wird untersucht,

welche Verhaltensweisen, Faktoren und Strukturen die Sichtbarkeit von Innovatorinnen fördern und welche sie hemmen.

2 Methodik

Die Datenbasis des vorliegenden Artikels bilden 13 teilstrukturierte Interviews und zwei Fokusgruppen mit Innovationsexpert:innen sowie sechs teilstrukturierte Interviews mit Medienexpert:innen. (Tabelle siehe nächste Seite.)

Die Interviews mit Innovationsexpert:innen fanden im Zeitraum von Dezember 2021 bis Februar 2022 statt und dauerten im Schnitt zwischen 50 und 90 Minuten. Nach einer ersten Datenauswertung wurden im April 2022 darüber hinaus zwei circa 120-minütige Fokusgruppen durchgeführt. Die Interviews mit Medienexpert:innen folgten anschließend im Zeitraum von Mai bis Juni 2022 und nahmen zwischen 40 bis 70 Minuten Zeit in Anspruch. Pandemiebedingt wurden ein Großteil der Interviews sowie die Fokusgruppen im Online-Format als Videokonferenz über Zoom durchgeführt. Alle Gespräche wurden aufgezeichnet und anschließend nach Dresing und Pehl (2015) transkribiert und computergestützt ausgewertet.

3 Ergebnisse

Im Folgenden werden zentrale Erkenntnisse aus der qualitativen Befragung dargestellt und mit O-Tönen aus den Interviews bzw. Fokusgruppen illustriert. Dabei geht es zunächst um den Begriff „Innovation“ sowie die Sicht auf Innovatorinnen.

3.1 Der Begriff Innovation

Grundsätzlich fällt es vielen Befragten nicht leicht, Innovation zu definieren. Häufig verstehen die befragten Innovationsexpert:innen Innovation als eine Art Lösungsfindung für bestehende Herausforderungen und eher als eine Team- oder Unternehmensleistung, anstatt einer Einzelleistung.

„Das [der Begriff Innovation] kann auch im normalen Leben auftauchen und deswegen tue ich mich manchmal mit [...] dem Innovationsbegriff schwer.“ (I9 ab 00:14:29)

„Ja jemand, der Lösungen findet. Im Grunde für das, was er lösen muss. Also, dass man sich den Herausforderungen oder Frau sich den Herausforderungen stellt [...] und versucht Lösungen dafür zu finden. Das gibt es ja nicht nur im unternehmerischen Bereich.“ (I2 ab 00:25:46)

¹ Projekttitle: „WE! Vom Labor in den Mittelstand: Westfälische Erfinderinnen. Analyse der Potenziale und Sichtbarmachung innovativer Frauen in regionalen Innovationsökosystemen“, Laufzeit 08/2021–07/2024, Förderkennzeichen 01FP21061.

Tab. 1: Die Erhebung im Überblick

	Innovationsexpert:innen	Medienexpert:innen
Fokus	(Regionale) Innovationsstrukturen und -mechanismen, um die Hintergründe der (Un-)Sichtbarkeit weiblicher Innovator:innen besser zu verstehen	Recherchestruckturen und -instrumente sowie Selektionskriterien, um die Hintergründe der (medialen) (Un-)Sichtbarkeit weiblicher Innovator:innen besser zu verstehen
Methodik	13 qualitative, teilstrukturierte Interviews 2 Fokusgruppen (7–8 Teilnehmende)	6 qualitative, teilstrukturierte Interviews
Sample	Innovationsexpert:innen aus zwei regionalökonomisch und sozio-demographisch unterschiedlichen Regionen (Ruhrgebiet und Münsterland), bspw. Expert:innen von Gründungs- und Innovationsberatungen, Wirtschaftsförderungen, Kammern, Verbänden und Netzwerken <ul style="list-style-type: none"> • Beschäftigen sich beruflich mit dem Thema Innovation (und Gender) • Besitzen ein umfangreiches Wissen bzgl. der innovationsbezogenen Strukturen, in denen sich Innovator:innen bewegen (soziale und regionale Strukturen) • Können Verhaltenstendenzen von Innovator:innen beschreiben und einordnen 	Expert:innen von lokalen, regionalen (Ruhrgebiet & Münsterland) und überregionalen Medien (öffentlich-rechtlich & privat-rechtlich), bspw. Expert:innen von Hörfunk oder TV-Formaten, Zeitungs- und Zeitschriftenverlagen, Onlinemedien <ul style="list-style-type: none"> • Arbeiten in der Medienbranche • Verfügen über ein umfangreiches Wissen bzgl. der Selektionsprozesse, Recherchestruckturen und der medialen Darstellung von Innovationsthemen • Vertreten eine Mediengattung/ein Medienangebot, das von Bewohner:innen des Münsterlandes und Ruhrgebiets rezipiert wird (lokale, regionale und überregionale Angebote; privat- und öffentlich-rechtliche Medien)
Datenanalyse	<ul style="list-style-type: none"> • Inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2016) • Computergestützte Datenanalyse mit MAXQDA 2018 	

Quelle: eigene Darstellung.

„Und man muss praktisch komplementäre Fähigkeiten haben. Also derjenige, der eine Innovation treibt oder vorantreiben will, ist vielleicht gar nicht derjenige, der die kommuniziert, sondern das ist eine andere Art, insbesondere bei technologischen Lösungen. Da braucht man vielleicht jemanden, der eine andere Sprache hat und man muss es lernen.“ (I11 ab 01:14:29)

Die Innovationsexpert:innen benennen zwar verschiedene Arten von Innovationen, betonen, dass eine Innovation nicht nur technischer Natur sein muss, und äußern den Wunsch, zukünftig die Vielfalt von Innovationen stärker in den Blick zu nehmen, sprechen aber dennoch häufig von Produktinnovationen. Entscheidend für eine Innovation ist ihren Aussagen zufolge nicht nur eine Idee selbst, sondern auch deren Umsetzung und Erfolg am Markt.

„Also für mich ist eine Innovation [...] wenn ein Betrieb ein neues Produkt entwickelt hat.“ (I12 ab 00:31:45)

„Also es [die Innovation] ist nicht nur technisch, es ist auch organisatorisch. Es kann auch inhaltlich sein. Also Geschäftsmodell, Verfahren, Organisation, Strategie. Das gehört alles dazu.“ (I11 ab 00:24:49)

„Meine Anregung wäre, dass der Begriff der Innovation noch deutlicher in den Köpfen wird,

dass es sich nicht nur um Produktinnovationen handelt, sondern dass es vielfältige Prozess- und auch soziale Innovation gibt, die aber noch nicht so im Fokus stehen.“ (Fokusgruppen-Teilnehmer 2 ab 01:49:08)

Ähnliche Ergebnisse lassen sich auch bei den befragten Medienexpert:innen feststellen. Innovation assoziieren sie stark mit dem Faktor Neuheit und stets mit Veränderung. Zudem thematisieren sie, dass Innovationen als (technische) Produkte und Ansätze vorliegen können, jedoch auch in Form neuer Denk- oder Herangehensweisen und auch im sozialen und wissenschaftlichen Bereich vorkommen. Allerdings werden technische Entwicklungen ihrer Ansicht nach oftmals schneller als innovativ wahrgenommen. Zudem wurde deutlich, dass die Medienexpert:innen Innovation vermehrt im Start-up-Bereich verorten.

„Neu zu denken, anders zu denken, weg von dem Muster, in dem sich normale Karrieren oder Bahnen bewegen [...].“ (M2 ab 00:30:18)

„Ich würde sagen Innovation ist immer, wenn etwas Veränderung anstößt.“ (M4 ab 00:10:35)

„Deshalb würde ich sagen, begegnet man dem irgendwie täglich, aber man nimmt es tatsächlich nicht jedes Mal als Innovation wahr. Es gibt so ein paar Themen, die man vielleicht

dann als innovativer betrachten würde, gerade wenn sie eher so zukunftsgerichtet sind, wie künstliche Intelligenz oder wenn neue Technologien entwickelt werden. Das würde ich sagen, nehme ich selber dann als innovativer war als einfach irgendein Forschungsergebnis.“ (M4 ab 00:09:18)

„Aktuell hat das Ruhrgebiet eine unglaublich lebendige Start-up-Szene. In Essen zum Beispiel gefördert durch den Verein Pro Ruhrgebiet. Ja, und ein Start-up-Hub, auch in Essen. Auf der Zeche Zollverein ist ganz viel in dieser Richtung los. Ich glaube, in Bochum gibt es ganz viele Bereiche, die sich mit Gaming-Start-ups befassen.“ (M2 ab 00:10:03)

Fasst man die Erkenntnisse der Innovations- und Medienexpert:innen zusammen, lässt sich feststellen, dass eine hohe Assoziation von Innovationen mit Produkten, Technik und Start-ups vorliegt, auch wenn die Befragten betonen, dass es auch andere Arten von Innovationen gibt. Diese werden jedoch anscheinend weniger stark wahrgenommen.

3.2 Die Sicht auf Innovatorinnen

Grundsätzlich erklären die befragten Innovationsexpert:innen und Medienexpert:innen gleichermaßen, dass sie keine Geschlechterunterschiede bei der Innovativität von Personen erkennen können. Dennoch schreiben sie Innovatorinnen unter anderem besondere Herangehensweisen, eine hohe Qualifikation, ungewöhnliche Werdegänge, eine langfristige Orientierung sowie eine besondere Erfolgsdefinition zu.

„Ich weiß gar nicht, ob man sagen kann ‚innovative Frau‘, vielleicht ‚innovative Person‘, weil ich glaube nicht, dass es da einen Geschlechterunterschied gibt [...].“ (I10 ab 00:24:56)

„Vielleicht [gibt es bei Innovatorinnen] ungewöhnliche Wege. Also nicht so diese Standardwege, sondern vielleicht auch mal links und rechts [...] dass man vielleicht gründet zum Beispiel oder dass man in ein Start-up kommt und damit innovativ, sehr innovativ tätig ist. Also, ich habe manchmal das Gefühl, dass es so ungewöhnliche Karrierewege sind [...].“ (I10 ab 00:50:27)

Nichtsdestotrotz lassen sich in den Interviews Hinweise auf stereotype Geschlechterbilder finden. So beschreiben die Befragten Innovatorinnen als wenig selbstbewusst, bescheiden, zurückhaltend, wenig risikoaffin und mit einem geringen Technik- und Innovationsbezug. Zudem lässt sich eine starke Verknüpfung von Innovatorinnen mit männlichen Attributen feststellen.

„Es ist die mangelnde Aggressivität und eher immer Rücksichtnahme. Nicht immer im Fokus

stehen wollen und diese Dinge. Ellenbogen ist oftmals, ist den Frauen oftmals auch fremd. Das ist so mein Eindruck aus dem Berufsleben. Sie müssen sie schon immer auf den Sockel heben und wie toll sie sind und wie wichtig sie sind für die Wirtschaft. Von alleine kommen sie dann nicht drauf. Diese Arroganz ist doch und bleibt eine Männerdomäne. Da sind die Damen doch viel geschickter, oder nicht geschickter, viel zu bescheiden.“ (I3 ab 00:23:46)

„Wenn ich jetzt an innovationskräftige Frauen denke, dann denke ich an [...] eine starke Erscheinung, gleichzeitig aber auch mit einer eher burschikos – das ist ein blödes Wort –, aber mit einer manchmal vielleicht eher männlichen Anspruchshaltung auch. Also ich glaube, das sind männliche Items, die dann Frauen benutzen. Ich weiß gar nicht, das ist jetzt vielleicht auch mein Problem [...] wie jetzt so ureigene weibliche Stärke in der Innovation sich da so ausdrücken sollte. Ich glaube, ich lande am Ende immer bei Eigenschaften, wo ich sage: Ja – das ist auch ein ganz furchtbar furchtbares Sprichwort – da steht die Frau ihren Mann.“ (M1 ab 00:29:24)

Der Einschätzung der Befragten zufolge sind Innovatorinnen eher im Dienstleistungs-, Gesundheits-, Bildungs-, Wissenschafts-, Nachhaltigkeits- und sozialen Bereich aufzufinden und eher selten in Technologie-, IT und Ingenieursbereichen sowie dem gewerblichen Sektor, obwohl in diesen Bereichen Chancen für sie zu finden sind.

„Innovation rund um Mensch. Und dann, wenn man das wieder clustert, dann sind wir natürlich sehr schnell in der Lehre, im Umgang mit Menschen, in der Gesundheit.“ (I3 ab 00:34:55)

„[...] wenn wir jetzt Innovation sehen im Bereich technischer Entwicklung oder so, dann ist das mit Sicherheit ganz, ganz handverlesen, wenn überhaupt [...]. Aber ich glaube, wir haben viel Potenzial bei den Frauen, was das Thema Kreativität angeht und auch der Umgang vielleicht mit Veränderung, Marktveränderungen und so, sich da anzupassen. Da sehe ich ein Plus bei den Frauen, aber dass jemand eben wirklich sagt ‚ich habe hier tatsächlich eine technologische Innovation. Ich habe ein ganz neuartiges Produkt entwickelt‘ oder so. Das eher selten. Kann ich mich auch kaum dran erinnern.“ (I7 ab 00:20:27)

Zusammenfassend bestätigen die Befragten eine Unterrepräsentanz Innovatorinnen in den technischen und als innovativ wahrgenommenen Bereichen. Zudem zeigt sich, dass auch in ihrer Wahrnehmung geschlechtsspezifische Stereotype eine Rolle spielen.

3.3 Faktoren, die zur Sichtbarkeit von Innovatorinnen beitragen

Die Sichtbarkeit von Innovatorinnen lässt sich nach Aussage der Befragten durch verschiedene Verhaltensweisen der Innovatorinnen selbst positiv beeinflussen. Konkret benennen sie ein präzises, selbstbewusstes und authentisches Auftreten sowie ein gewisses Selbstmarketing und das proaktive Herausstellen der eigenen Fähigkeiten als förderlich für die eigene Sichtbarkeit. Auch eine gezielte Vernetzung und der Austausch u. a. auf Veranstaltungen oder im Social Media-Bereich sind nach Einschätzung der Befragten unerlässlich, um die eigene Sichtbarkeit zu steigern.

„Also den Frauen auch einen entsprechenden Auftritt, und das meine ich auch tatsächlich auch körperlich, zu vermitteln, ist glaube ich, ganz wichtig. [...] Das finde ich ganz wichtig, Frauen da einfach auch zu bestärken, selbstsicherer zu sein und auch so entsprechend aufzutreten.“ (M5 ab 00:44:17)

„Also, weil was ich für besonders wichtig halte ist, dass man selber sich ein starkes Netzwerk aufbaut und das wäre ja sowohl der persönliche Kontakt als auch irgendwie der Veranstaltung, Netzwerk als auch die richtigen Kontakte und Weitervermittlungen. Also was ich damit meine ist, dass man halt selber aktiv sich einbringt, bekannt macht mit Personen, die man vielleicht für wichtig in dem Bereich hält, dass man Präsenz halt einfach hat, dass wenn die Personen, die wieder wichtig werden können, einen auch einfach im Blick haben.“ (Fokusgruppen-Teilnehmer 2 ab 01:00:14)

„Versuchen, ein Netzwerk aufzubauen, also versuchen, rauszufinden, wer in einer Redaktion empfänglich sein könnte für solche Themen und da versuchen, einen persönlichen Kontakt herzustellen.“ (M6 ab 00:38:36)

Relevante Aspekte, um verstärkt in Medienbeiträgen erwähnt zu werden, sind aus Sicht der Befragten beispielsweise eine gute Erreichbarkeit, die Bereitstellung von Bild- und Textmaterial, eine gewisse Redegewandtheit, die Fähigkeit, komplexe Sachverhalte simpel darzustellen, und ein sympathisches Auftreten. Auch die Übernahme einer Führungsrolle, Publikationen, Auszeichnungen und Prämierungen heben die Befragten als berichtenswert hervor.

„Wenn Sie eine Pressemitteilung haben und das ist irgendwie ganz nett, dann rufen Sie da einfach mal an, wenn da keiner rangeht, dann schmeißen Sie die halt weg. Erreichbarkeit, glaube ich, das ist auch gut.“ (M1 ab 00:56:37)

„Also eine Frau, die ihre Arbeit erklären kann, wie sie meinetwegen auf diese Innovation ge-

kommen ist, bestenfalls sogar anschaulich erklären kann. Das erleichtert uns dann natürlich die Arbeit. Ja, ich glaube, so die Grundeigenschaft muss eine Offenheit und die Fähigkeit zur Kommunikation sein.“ (M5 ab 00:23:36)

„Also vorher sind sie [die Innovatorinnen] mir sehr oft aufgefallen in Unternehmen, mittelständischen Unternehmen oder auch für mich persönlich oder als Vorständin, weil das wahrscheinlich in der Presse immer sehr breit vertreten war. Falls mal eine Frau an die Spitze kam, wurde da ja direkt ein Presseartikel draus gemacht.“ (I5 ab 00:17:14)

„Also diese Prämierung und Wettbewerbe [sind hilfreich für die Sichtbarmachung], weil die natürlich einfach wahrgenommen werden, deswegen würde ich da tatsächlich einen Punkt setzen, weil das immer von der Presse einfach aufgenommen wird, von der Tagespresse, Social Media.“ (Fokusgruppen-Teilnehmer 2 ab 00:57:32)

Die Befragten sehen nicht nur bei den Innovatorinnen selbst, sondern auch bei anderen Beteiligten Möglichkeiten, die Sichtbarkeit von Innovatorinnen zu verstärken, beispielsweise indem Innovatorinnen Empowerment erfahren, Kontakte vermittelt bekommen und gezielt angesprochen werden. Auch die Politik wird von den Befragten hier in der Pflicht gesehen.

„Dann braucht man dann ein, zwei Leute, die einen an die Hand nehmen und mit den richtigen Menschen zusammenbringen. Und dann läuft das meistens von alleine. Wenn, wenn die Menschen, wenn die Frauen dann auch lernen, darüber zu sprechen und vielleicht einmal so die Schwelle übergangen [...] haben.“ (Fokusgruppen-Teilnehmer 1 ab 00:46:04)

„Grundsätzlich sind es, wenn wir von Einflussfaktoren sprechen, was Frauen sichtbarer machen würde, könnte, ist es sicherlich die Politik, politisch.“ (I3 ab 00:51:25)

Interessanterweise sehen die Befragten den Handlungsbedarf für eine zukünftig verstärkte Sichtbarkeit von Innovatorinnen zuallererst bei den Innovatorinnen selbst, die ihr Auftreten, ihr Eigenmarketing und ihr persönliches Netzwerk proaktiv gestalten und verändern sollen. Eher nachgelagert werden institutionelle Ansatzpunkte erörtert. Vor dem Hintergrund der im vorherigen Abschnitt angesprochenen institutionellen, gesellschaftlichen und medialen Stereotype und Exklusionen, mit denen Innovatorinnen konfrontiert sind, handelt es sich hierbei um ein zumindest diskussionswürdiges Übertragen der Verantwortung auf die Frauen selbst.

3.4 Faktoren, die die Sichtbarkeit von Innovatorinnen erschweren

Medien im Allgemeinen und Journalist:innen im Speziellen fördern nach Aussage der Befragten die Unsichtbarkeit von Innovatorinnen durch eine stereotype und männerfokussierte Berichterstattung sowie die routinierte Anfrage der immer gleichen, bekannten Personen und Netzwerke als Expert:innen. Eine Plattform, die die Recherche speziell nach Innovatorinnen erleichtern würde, war dem Großteil der Medienexpert:innen dabei nicht bekannt.

„Das ist aber eben auch genau die Crux an der Stelle. Also, deswegen sieht man ja zum Beispiel auch beim Fernsehen dann immer die gleichen Menschen und man sieht eben oft auch Männer, weil die einfach da schon mal in der Datei gelistet sind. Und es ist tatsächlich ganz schwer, da eben als neue Person eben auch reinzukommen, damit man dann vielleicht auch mal angefragt wird. Aber normalerweise ist das, gerade was so Expert:innen anbelangt, ein ganz eingefahrenes System.“ (M3 ab 00:28:34)

Auch Hierarchien in Institutionen können laut den Befragten ein Grund sein, dass Innovatorinnen nicht als solche öffentlich auftreten. Entscheidend sind aus Sicht der Befragten also auch die Befugnisse, Aussagen gegenüber Medienexpert:innen treffen zu dürfen. Frauen, die noch immer seltener in Führungs- und auch Entscheidungspositionen zu finden sind als Männer, haben hier unter Umständen weniger Möglichkeiten und verfügen zugleich auch teilweise über weniger starke Netzwerke, um sich gegenseitig zu promoten.

„Städte und Kommunen zum Beispiel sind sehr schwierig, weil sie oft so eine ganz starke Hierarchie haben, sodass man also Menschen, ich sage mal, unterhalb des Dezernenten-Levels quasi gar nicht persönlich ansprechen kann, weil die sofort abblocken und sagen müssen: ‚Da müssen Sie die Pressestelle sprechen. Also ich kann Ihnen das zwar sagen, aber ich darf nicht.‘“ (M1 ab 00:33:48)

„[...] aber grundsätzlich, wenn Sie diese Frage schon stellen, würde ich mir wünschen, dass tatsächlich doch geguckt wird, ob man Frauen eben tatsächlich mehr in irgendwelche Entscheidungsgremien bringen kann und in der Hoffnung, dass man eben auch dadurch innovative Frauen [...] mehr in den Fokus stellen kann. Meine Wahrnehmung in der Wirtschaft ist, dass sie nach wie vor sehr männlich geprägt ist und dass diese männlichen Strukturen dazu führen, dass sich sehr gute Netzwerke ausgebildet haben und dass diese Männer diese guten Netzwerke auch sehr gut nutzen. [...] Aber ich glaube, es sind

noch viele alte Strukturen da, die fördern, dass Männer eben noch fokussiert sind und Frauen es eben ein Stück weit etwas schwerer haben, sich als innovative Frau zu präsentieren.“ (Fokusgruppen-Teilnehmender 2 ab 01:12:24)

„Und ich glaube, da sehe ich vielleicht auch einen kleinen Unterschied zwischen Männern und Frauen. Dass also [...] diese Frauennetzwerke nicht ganz so stark sind wie die Männernetzwerke. Ich sag jetzt mal, ganz platt – das ist meistens schlecht, aber so – dass es da einen Unterschied gibt, weil ja – ich hab das Gefühl, die sind einfach stärker oder etablierter oder anders gestrickt als Frauennetzwerke in dem Sinne.“ (I10 ab 00:39:56)

Zusammenfassend wird die Unsichtbarkeit von Innovatorinnen vor allem durch mediale Hürden und männlich geprägte Strukturen begünstigt. So kann u. a. ein Zusammenspiel aus redaktionellen Prozessen und existierenden Netzwerken den medialen Zugang erschweren und als Herausforderung angesehen werden, Unsichtbarkeit zu verringern.

4 Diskussion

Die eingangs skizzierten Ergebnisse aus vorangegangenen Studien zur weiblichen (Un-)Sichtbarkeit in Innovationskontexten werden durch die von uns befragten Innovations- und Medienexpert:innen weitgehend bestätigt und illustriert. So fällt es den Befragten grundsätzlich schwer, den Begriff Innovation konkret zu definieren. Im Einklang mit vorangegangenen Studien assoziieren auch sie Innovation mit den Themen Neuartigkeit, Erfindung und Entrepreneurship (Johannessen et al., 2001; Sahut & Peris-Ortiz, 2014). Dadurch wird der Innovationsbegriff stark eingegrenzt und vor allem auf (technische) Produktinnovationen gemünzt. Auch wenn die von uns Befragten auch soziale, Dienstleistungs- oder Geschäftsmodellinnovationen als Innovationen anerkennen, gaben sie an, dass diese bis dato in der Gesellschaft wenig sichtbar sind – was wiederum impliziert, dass die Innovator:innen, die diese Innovationen hervorbringen, weniger wahrgenommen werden. Frauen, die verstärkt in sozialen Berufen und im Dienstleistungssektor tätig sind, haben es somit doppelt schwer, als Innovator:innen sichtbar zu werden. Hinzu kommt, dass die befragten Medienexpert:innen betonen, dass geeignetes Bild- und Textmaterial sowie eine anschauliche Darstellung einer Innovation darüber mitentscheiden, ob über die Innovation bzw. den/die Innovator:in dahinter berichtet wird. Da Produktinnovationen leichter zu visualisieren und darzustellen sind als beispielsweise

Dienstleistungsinnovationen, wird die mediale Sichtbarkeit von Innovatorinnen und ihren Innovationen, die überwiegend keine Produktinnovationen sind, folglich zusätzlich erschwert. Unsere Ergebnisse unterstreichen die Notwendigkeit, als „weiblich“ definierte Tätigkeitsfelder zukünftig stärker in den Fokus zu nehmen (Mari et al., 2021), um auch die dortigen Innovatorinnen und ihre Innovationen zu berücksichtigen.

Auch die in der Literatur beschriebene Fokussierung der Innovationsforschung auf die Makroebene wird durch die Aussagen der von uns Befragten in der Praxis bestätigt. So ist laut der befragten Expert:innen eine Innovation eher eine Unternehmens- und Teamleistung. Diese Sichtweise führt allerdings dazu, dass die Identifikation einzelner Innovator:innen als Grundvoraussetzung für deren Förderung und Sichtbarmachung erschwert wird (Soleas, 2021). Zusätzlich entsteht durch die Unsichtbarkeit der individuellen Innovator:innen ebenfalls eine Unsichtbarkeit und Vernachlässigung des Themas Gender in Innovationskontexten (Alsos et al., 2013). An dieser Stelle lässt sich darauf hinweisen, dass unsere Expert:innen auf die Frage, wodurch sich Innovatorinnen auszeichnen würden, zwar angaben, dass sie keine geschlechterspezifischen Unterschiede erkennen können und eher von ‚innovativen Personen‘ als von ‚innovativen Frauen‘ sprechen wollen würden. Nichtsdestotrotz zeichnete sich in den Gesprächsverläufen teilweise direkt oder indirekt ein stereotypes Bild von Innovatorinnen ab. Hieran wird die Diskrepanz zwischen einem vermeintlich differenzierten, rationalen und objektiven Blick auf Innovatorinnen und den dazu konträren unterbewussten Wahrnehmungen und Bildern der Befragten deutlich. Auf die Diskrepanz des „gesellschaftlichen Bilds des Innovators [...] zum typisch weiblichen Rollenbild“ weisen auch Brink et al. (2014, S. III) hin. Diese Ergebnisse sollen in Anbetracht der Tätigkeitsbereiche der Befragten besondere Berücksichtigung finden, da davon auszugehen ist, dass die Expert:innen für geschlechtsbezogene Aspekte im Kontext Innovation überdurchschnittlich sensibilisiert sind. Bei den Faktoren, die die Sichtbarkeit und Sichtbarmachung von Innovatorinnen begünstigen, werden durch die Aussagen der Befragten in erster Linie vor allem die Innovatorinnen selbst adressiert. So kann ihre Sichtbarkeit durch entsprechendes Verhalten, strategische Selbstvermarktung sowie Vernetzung und Austausch verstärkt werden. Zusätzlich betonten die befragten Medienexpert:innen, dass Innovationsnachrichten durch eine persönliche Komponente und Storytelling am besten vermittelt werden können und gerade die sozialen Medien und Blogs hier

geeignete Instrumente sind. Laut Gorbatov et al. (2018) kann Selbstdarstellung heutzutage in einigen Berufsfeldern und Positionen (z. B. CEOs oder Selbstständige) als berufliche Anforderung verstanden werden. Frauen sind hier jedoch mit Barrieren auf verschiedenen Ebenen konfrontiert: Bei der Beschreibung von Innovatoren durch die Befragten als offensiv und dominant fällt auf, dass sich dies mit den benannten proaktiven Verhaltensweisen, die zu einer gesteigerten Sichtbarkeit führen, zu großen Teilen deckt. Frauen wurden von den Befragten jedoch als tendenziell zurückhaltend, bescheiden und wenig selbstvermarktend beschrieben – keine optimale Voraussetzung für die Steigerung der eigenen Sichtbarkeit.

Hinzu kommt das – von den befragten Innovationsexpert:innen benannte – strukturelle Hindernis, dass Männer in Entscheidungspositionen überrepräsentiert sind. Torchia et al. (2018) führen dazu an, dass männliche Führungspersönlichkeiten und Vorstände häufig tradierte Führungsstile vertreten, die Diskriminierung verstärken können. Ähnliches lässt sich in einer Studie von Foss et al. (2013) finden. Die Studie zeigt, dass Frauen bei der Entwicklung neuer Ideen genauso innovativ wie Männer sind, aber die Ideen von Frauen seltener im Unternehmen umgesetzt werden. Alsos et al. (2013) argumentieren daher, dass Frauen von ihren Kolleg:innen nicht als Innovator:innen wahrgenommen werden, ihre Ideen daher weniger gehört bzw. minderwertig gegenüber den Ideen von Männern angesehen werden und diese Ideen daher nicht in die Umsetzungsphase gelangen. Es mangelt Innovatorinnen dementsprechend nicht an Innovationsfähigkeit, sondern organisationale Praktiken können als Hemmnisse ausfindig gemacht werden. (Un-)Sichtbarkeit kann folglich auch durch Machtbeziehungen verstärkt und durch organisationale Prozesse und Praktiken aufrechterhalten bleiben (Stead, 2013). Für eine vermehrte Sichtbarkeit von Innovatorinnen die Frauen selbst in erster Linie in die Pflicht nehmen zu wollen, indem diese ihre Handlungen und Herangehensweisen verändern sollen, scheidet mit Blick auf die kontextuell bedingten Hürden, mit denen sie konfrontiert sind, deutlich zu kurz zu greifen. Dass die von uns Befragten auf die Frage, wodurch die Sichtbarkeit von Innovatorinnen erschwert wird, hier sehr wohl externe Faktoren, wie mediale Hürden und männlich geprägte Strukturen, thematisieren, unterstreicht, dass hier gesamtwirtschaftliche und gesamtgesellschaftliche Veränderungen vonnöten sind. Diese Sichtweise findet ebenfalls im Global-Entrepreneurship-Monitor Unterstützung (GEM, 2021). Der Report besagt, dass das Innovations-

level von weiblichen-gestalteten Unternehmen zwar ähnlich zu männlich-geführten Organisationen ist, aber in Bezug auf die erwartete Innovation geschlechtsspezifische Diskrepanzen festgestellt werden können. Barabino (2019) fordert daher eine Neuausrichtung des Themas Innovation, bei der Diversity im Mittelpunkt steht. Den Innovatorinnen die Veränderung struktureller Missstände aufzubürden, die sie weder verursacht haben noch selbst ändern können, reicht somit nicht aus, sondern muss auf gesamtwirtschaftlicher und gesamtgesellschaftlicher Ebene angegangen werden. Dies bedeutet konkret, dass eine Sichtbarkeit auf mehreren Ebenen (z. B. medial, politisch) geschaffen werden muss, um die Situation langfristig zu verändern.

5 Implikationen und Ausblick

Ungeachtet des Ergebnisses, dass nicht nur die Innovatorinnen selbst gefordert sind, wenn es um ihre stärkere Sichtbarkeit geht, gibt es hier durchaus Ansatzmöglichkeiten auf individueller Ebene. Um Innovatorinnen darin zu stärken, ihre eigene Sichtbarkeit strategisch zu planen und umzusetzen, bieten sich Sichtbarkeits- und Medientrainings (Stichwort: Personal Branding) an, die darin schulen, den eigenen professionellen Auftritt im Online- und Offline-Bereich strategisch zu gestalten. Darüber hinaus könnten mit Hilfe professioneller Unterstützung bei der Erstellung von Bild- und Textmaterialien der Zugang und Kontakt zu Medienexpert:innen erleichtert werden, und damit die Wahrscheinlichkeit für eine stärkere Medienpräsenz erhöht wird.

Da eine zukünftig stärkere Sichtbarkeit von Innovatorinnen nicht ohne Veränderungen auf institutioneller, gesamtwirtschaftlicher und gesamtgesellschaftlicher Ebene möglich sein wird, lassen sich auch hier Handlungsmöglichkeiten formulieren. Wie von unseren Befragten angesprochen, könnten Netzwerke sowie der Einfluss von Institutionen (z. B. Wirtschaftsförderungen) genutzt werden, um Innovatorinnen und vielfältige Formen von Innovation auch von institutioneller und politischer Seite aus in ihren Wirkungskreisen stärker sichtbar zu machen. Ebenso ist eine Sensibilisierung von Medienexpert:innen für geschlechtsbezogene Aspekte und Stereotype im Kontext Innovation sinnvoll, damit sie zukünftig in der Berichterstattung ausgetretene Pfade verlassen und proaktiv auf Innovatorinnen zugehen – um über sie zu berichten oder um sie als Expertinnen zu Wort kommen zu lassen. Auch könnte die Reichweite und Stimme der Medien maßgeblich dazu beitragen, ein zeitgemäßes Innovationsverständnis gesellschaftlich zu verankern.

Künftige Forschung sollte darüber hinaus noch stärker Innovatorinnen selbst miteinbeziehen und Fragen rund um das Thema der wahrgenommenen persönlichen Sichtbarkeit beantworten. Wie bewerten Innovator:innen grundsätzlich das Thema (Un-)Sichtbarkeit für sich selbst? Inwieweit ist es ihnen wichtig, dass sie selbst und ihre Leistungen wahrgenommen werden? Was tun sie, um sich und ihre Innovation sichtbar zu machen? Da auch Netzwerke wiederholt als relevant für Sichtbarkeit thematisiert wurden, sollten zukünftig auch Netzwerke von Innovator:innen und deren Strukturen stärker in den Forschungsfokus genommen werden. Auf struktureller bzw. Makro-Ebene gilt es, organisationale bzw. unternehmerische Praktiken und Strukturen besser zu verstehen, die eine (Un-)Sichtbarkeit von Innovatorinnen innerhalb von Organisationen beeinflussen, und Ansatzpunkte aufzuzeigen, wie Innovator:innen in Organisationen identifiziert, gefördert und sichtbar gemacht werden können. Um den Innovationsstandort Deutschland langfristig zu erhalten, können Innovatorinnen einen Beitrag zur Ausschöpfung unseres Innovationspotenzials leisten. Es bedarf weiterer Forschung und auf deren Ergebnissen aufbauende Maßnahmen und Anstrengungen, hier durch die Sichtbarmachung bereits erfolgreicher Innovatorinnen Vorbilder für nachfolgende Generationen junger Frauen zu schaffen.

Literatur

- Alsos, G. A., Ljunggren, E. & Hytti, U. (2013). Gender and innovation: state of the art and a research agenda. *International Journal of Gender and Entrepreneurship*, 5(3), 236–256. <https://doi.org/10.1108/IJGE-06-2013-0049>
- Barabino, G. A. (2019). Reframing Innovation. *Technology & Innovation*, 20(4), 361–366. <https://doi.org/10.21300/20.4.2019.361>
- Bijedić, T., Brink, S., Ettl, K., Kriwoluzky, S. & Welter, F. (2016). Women's innovation in Germany – empirical facts and conceptual explanations. In G. A. Alsos, U. Hytti & E. Ljunggren (Hrsg.), *Research Handbook on Gender and Innovation* (S. 51–71). Edward Elgar Publishing. <https://www.elgaronline.com/view/edcoll/9781783478118/9781783478118.00009.xml>
- Blake, M. K. & Hanson, S. (2005). Rethinking Innovation: Context and Gender. *Environment and Planning A: Economy and Space*, 37(4), 681–701. <https://doi.org/10.1068/a3710>
- BMBF. (2022, 7. November). *Innovative Frauen im Fokus*. https://www.bmbf.de/bmbf/de/home/_documents/innovative-frauen-im-fokus.html

- Brickwedde, K., Gevorski, M., Hess, A., Michalak-Maliszewska, I., Nowak, K. & Winiarska-Brodowska, M. (2017). *Im Spiegel der Medien: Unternehmertum von Frauen und Männern in der deutschen und polnischen Presse – Images im Wandel?* [Fachhochschule des Mittelstandes, Bielefeld]. RIS. https://www.fh-mittelstand.de/fileadmin/user_upload/fhm-im_spiegel_der_medien-2017.pdf
- Brink, S., Kriwolutzky, S., Bijedić, T., Ettl, K. & Welter, F. (2014). *Gender, Innovation und Unternehmensentwicklung (IfM-Materialien Nr. 228)*.
- Carter, A. J., Croft, A., Lukas, D. & Sandstrom, G. M. (2018). Women's visibility in academic seminars: Women ask fewer questions than men. *PLOS ONE*, 13(9), e0202743. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0202743>
- Colombo, M. G., Krogh, G. von, Rossi-Lamastra, C. & Stephan, P. E. (2017). Organizing for Radical Innovation: Exploring Novel Insights. *Journal of Product Innovation Management*, 34(4), 394–405. <https://doi.org/10.1111/jpim.12391>
- Dresing, T. & Pehl, T. (2015). *Praxisbuch Transkription: Regelsysteme, Software und praktische Anleitungen für qualitative ForscherInnen* (6. Aufl.). Dr. Dresing und Pehl GmbH.
- European Commission. (2022). *2022 report on gender equality in the EU*. https://ec.europa.eu/info/sites/default/files/aid_development_cooperation_fundamental_rights/2022_report_on_gender_equality_in_the_eu_en.pdf
- Foss, L., Woll, K. & Moilanen, M. (2013). Creativity and implementations of new ideas. *International Journal of Gender and Entrepreneurship*, 5(3), 298–322. <https://doi.org/10.1108/IJGE-09-20120049>
- GEM (2021). *Women's Entrepreneurship 2020/21: Thriving Through Crisis*. <https://www.gemconsortium.org/reports/womens-entrepreneurship>
- Gorbатов, S., Khapova, S. N. & Lysova, E. I. (2018). Personal Branding: Interdisciplinary Systematic Review and Research Agenda. *Frontiers in psychology*, 9, 2238. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2018.02238>
- Greguletz, E., Diehl, M.-R. & Kreutzer, K. (2019). Why women build less effective networks than men: The role of structural exclusion and personal hesitation. *Human Relations*, 72(7), 1234–1261. <https://doi.org/10.1177/0018726718804303>
- Institut der deutschen Wirtschaft (2019). *IW-Trends 1/2019: Der Beitrag weiblicher Erfinder zu deutschen Patentanmeldungen*.
- Johannessen, J.-A., Olsen, B. & Lumpkin, G. T. (2001). Innovation as newness: what is new, how new, and new to whom? *European Journal of Innovation Management*, 4(1), 20–31. <https://doi.org/10.1108/14601060110365547>
- Kollmann, T., Strauß, C., Pröpfer, A., Faasen, C., Hirschfeld, A., Gilde, J. & Walk, V. (2022). *Deutscher Startup Monitor 2022: Innovation – gerade jetzt!* https://startupverband.de/fileadmin/startupverband/mediaarchiv/research/dsm/DSM_2022.pdf
- Kuckartz, U. (2016). *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung (3. Aufl.). Grundlagentexte Methoden*. Beltz. <http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-epflicht-1117809>
- Luksyte, A., Unsworth, K. L. & Avery, D. R. (2018). Innovative work behavior and sex-based stereotypes: Examining sex differences in perceptions and evaluations of innovative work behavior. *Journal of Organizational Behavior*, 39(3), 292–305. <https://doi.org/10.1002/job.2219>
- Maier, T. & Thiele, M. (2019). Theoretische Perspektiven auf mediale Geschlechterbilder. In K. Lobinger (Hrsg.), *Springer Reference. Handbuch visuelle Kommunikationsforschung* (S. 404–419). Springer VS.
- Mari, M., Poggesi, S., Abatecola, G. & Essers, C. (2021). Women entrepreneurs and innovation: state of the art and research challenges. *Academy of Management Proceedings*, 2021(1), 10434. <https://doi.org/10.5465/AMBPP.2021.136>
- OECD/Eurostat. (2018). *Oslo Manual 2018: Guidelines for Collecting, Reporting and Using Data on Innovation, 4th Edition*. OECD Publishing. <https://doi.org/10.1787/9789264304604-en>
- Poggesi, S., Mari, M., Vita, L. de & Foss, L. (2020). Women entrepreneurship in STEM fields: literature review and future research avenues. *International Entrepreneurship and Management Journal*, 16(1), 17–41. <https://doi.org/10.1007/s11365-019-00599-0>
- Šadl, Z. (2009). 'We Women Are No Good at It': Networking in Academia. *Czech Sociological Review*, 45(6), 1239–1264. <https://doi.org/10.13060/00380288.2009.45.6.04>
- Sahut, J.-M. & Peris-Ortiz, M. (2014). Small business, innovation, and entrepreneurship. *Small Business Economics*, 42(4), 663–668. <https://doi.org/10.1007/s11187-013-9521-9>
- Soleas, E. (2021). Environmental factors impacting the motivation to innovate: a systematic review. *Journal of Innovation and Entrepreneurship*, 10(1), 17. <https://doi.org/10.1186/s13731-02100153-9>
- Stead, V. (2013). Learning to deploy (in)visibility: An examination of women leaders' lived expe-

- riences. *Management Learning*, 44(1), 63–79. <https://doi.org/10.1177/1350507612470603>
- Torchia, M., Calabrò, A., Gabaldon, P. & Kanadli, S. B. (2018). Women directors contribution to organizational innovation: A behavioral approach. *Scandinavian Journal of Management*, 34(2), 215–224. <https://doi.org/10.1016/j.scaman.2018.02.001>
 - Universität Rostock. (2021). *Sichtbarkeit und Vielfalt: Fortschrittsstudie zur audiovisuellen Diversität*. Institut für Medienforschung – Universität Rostock.

- Weiss, M., Baer, M. & Hoegl, M. (2022). The human side of innovation management: Bridging the divide between the fields of innovation management and organizational behavior. *Journal of Product Innovation Management*, 39(3), 283–291. <https://doi.org/10.1111/jpim.12624>

Kontakt und Information

Prof. Dr. Kerstin Ettl
Westfälische Hochschule
Münsterstraße 265
46397 Bocholt
Tel.: (02871) 2155-732
kerstin.ettl@w-hs.de

Julia Voß, M. Sc.
julia.voss@w-hs.de

Clara Meyer zu Altenschildesche,
M. A.
clara.meyerzualtenschildesche@w-hs.de

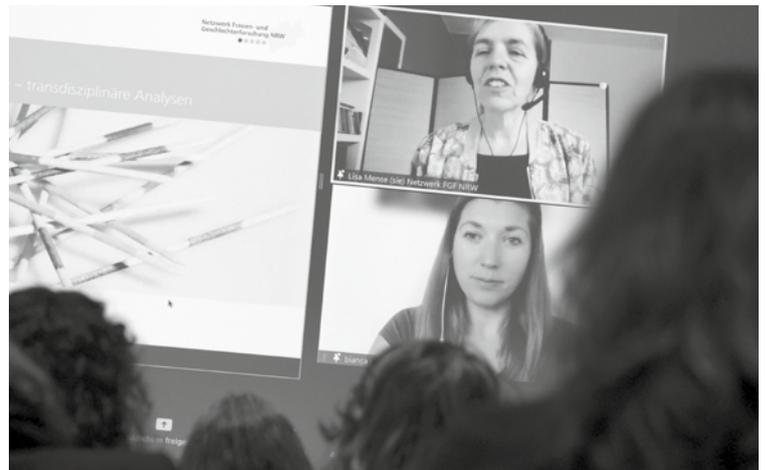
<https://doi.org/10.17185/dupublico/77274>

Bianca Prietl

Das Geschlecht der Datafizierung. Macht\Wissen im digitalen Zeitalter

1 Digitalisierung, Datafizierung und das Zusammenspiel von Technik, Macht und Wissen

Mein Beitrag greift das Tagungsthema – Macht und Geschlecht – aus einer wissens- und techniksoziologisch informierten Perspektive auf, um ein gegenwartsdiagnostisches Argument zu machen: nämlich, dass der zunehmende Einsatz von digitalen Technologien zur Wissensproduktion und Entscheidungsfindung zu einer Verschiebung in der gesellschaftlichen Wissensordnung führt, die *nicht* geschlechtsneutral ist. Analytisch beziehe ich mich hierfür zum einen auf Michel Foucault und seine Ausführungen zum Zusammenhang von Macht und Wissen; zum anderen auf Arbeiten der Feministischen Science and Technology Studies, insbesondere auf Überlegungen Donna Haraways, die betont, dass technische Apparate spätestens seit den informationstechnischen und biotechnologischen Innovationen der 1980er-Jahre unabdingbar für die Produktion von Wissen geworden sind und diese aktiv mitbestimmen. Die Technologien, auf die ich fokussiere, sind digitale Technologien, wie algorithmische Entscheidungssysteme oder Künstliche Intelligenz, die im Kern als *Datentechnologien* verstanden werden können: Sie sind darauf an- und ausgelegt, mit Daten zu operieren, und ihr Funktionieren hängt ganz entscheidend von diesen Daten(-sätzen) ab. Schon heute werden digitale Datentechnologien zur Wissensproduktion eingesetzt – etwa um die Kreditwür-



Bianca Prietl (unten) und Lisa Mense digital zugeschaltet (Foto: Bettina Steinacker).

digkeit einer Person einzuschätzen, geeignete Bewerber:innen für einen Job zu identifizieren oder aber Personen, die ein Sicherheitsrisiko darstellen könnten (kritisch dazu: O’Neil 2016). Stark vereinfacht, sucht dabei ein Algorithmus in einem sehr großen Datensatz (Stichwort *big data*) nach Mustern, um aus diesen Mustern Regeln über das zu betrachtende Phänomen abzuleiten – etwa: welche Personen im vorliegenden Datensatz ihren Kreditschulden fristgerecht nachkamen, welche Bewerbungen eine Einstellung nach sich zogen oder welche Personen als ‚gefährlich‘ gelabelt wurden. Gelabelt werden die Daten des sog. Trainingsdatensatzes in aller Regel von Menschen; die Verteilungsmuster hinter diesen Labeln soll jedoch der Algorithmus

ableiten. Daraus folgt, dass die algorithmisch zur Verfügung gestellten ‚Einschätzungen‘ oftmals nicht nur für die derart Beurteilten, sondern auch für die diese Technologien Einsetzenden undurchschaubar bleiben (Burrell 2016). Nach Abschluss der Trainingsphase wird der Algorithmus eingesetzt, um das entwickelte Regelwerk auf neue, noch unbekannte Daten anzuwenden und probabilistische Vorhersagen über deren zukünftige Entwicklung zu machen (zu den Funktionsweisen derartiger Algorithmischer Systeme siehe auch Zweig 2019).

Vor dem Hintergrund dieser und ähnlicher Entwicklungen argumentiere ich in dem gemeinsam mit Daniel Houben herausgegebenen Sammelband „Datengesellschaft“ (Houben/Priegl 2018), dass die Verbreitung digitaler Technologien einer zunehmenden *Datafizierung* des Sozialen Vorschub leistet: nämlich der datenförmigen Erfassung des sozialen Lebens, verbunden mit dem Ziel, dieses datenbasiert zu ergründen und letztlich auch zu ‚führen‘. Dabei werden immer mehr Aspekte des täglichen Lebens technisch vermittelt in digitale, verobjektivierende Daten(-sätze) überführt, die dann gespeichert, vernetzt und algorithmisch ausgewertet werden, um derart wiederum soziale Prozesse und Praktiken zu informieren – oder auch selbststeuernd anzustoßen (auch: Mämecke/Passoth/Wehner 2018; Mau 2017; früh: Kitchin 2014). Ausgehend von dieser Beobachtung werde ich nun die Frage weiterverfolgen, wie die Verbreitung digitaler Datentechnologien beeinflusst, wer was und wie *wissen* kann; mit anderen Worten: wie der in ihnen verobjektivierte, datenförmige Zugriff auf die (soziale) Welt als gesellschaftlich höchst voraussetzungsvoll wie folgenreich, als zugleich machtförmig wie machtvoll, verstanden werden kann.

Dies stellt eine sowohl geschlechterforscherisch interessante als auch gesellschaftspolitisch notwendige Auseinandersetzung dar. Denn: Als Informations- und Entscheidungsunterstützung werden digitale Datentechnologien in immer mehr Bereichen der Gesellschaft eingesetzt, um effizientere, effektivere und nicht zuletzt gerechtere Ergebnisse zu garantieren. Seit Jahren publik werdende Fälle sog. Biases – oder algorithmischer Diskriminierungen, wie ich sie nennen möchte (Priegl 2019b) – ziehen diese datensolutionistischen Versprechen nicht nur stark in Zweifel; sie demonstrieren auch, dass es immer wieder Frauen, nicht-binäre Personen und ‚other Others‘ (Haraway 2003) sind, die von einer benachteiligenden Betrachtung und Beurteilung durch digitale Technologien eher betroffen sind. So attestieren Tools zur automatisierten Beurteilung der Kreditwürdigkeit von Personen Frauen

systematisch eine geringere Kreditwürdigkeit, wie die hierfür in die Kritik geratene Apple Card (The New York Times 2019); Amazon nahm nach heftiger Kritik ein selbstlernendes System wieder zurück, das bei der Personalauswahl unterstützen sollte, dabei aber die Bewerbungen von Männern bevorzugte (DerStandard 2018); und Sasha Constanza-Chock (2018) hat eindrücklich dafür sensibilisiert, wie automatisierte Sicherheitstechnologien, wie Bodyscanner an Flughäfen, Transpersonen regelmäßig als Sicherheitsrisiko ausflaggen, weil ihre Körper weder den als Norm unterstellten Männer- noch Frauenkörpern entsprechen. Ungeachtet dieser und weiterer ‚Fälle‘ werden algorithmische Systeme vermehrt zur Beurteilung sozialer Sachverhalte entwickelt; sie werden im öffentlichen Sektor ebenso wie in der Privatindustrie eingesetzt, und werden so zunehmend relevant für die Lebens- und Partizipationschancen von Menschen. Im Unterschied zu verbreiteten Diskursen und Ethikinitiativen (kritisch dazu: Sloane 2019; Hagendorff 2020; Priegl 2021), wonach es sich bei algorithmischen Diskriminierungen um *Einzelfälle* – also isolierte technische und/oder menschliche Fehler – handelt, die entsprechend nur ‚gefixt‘ werden müssten, um die datensolutionistischen Visionen Realität werden zu lassen, möchte ich die Gegenthese aufstellen, dass es sich hierbei gerade *nicht* um zufällige Fehler oder eben Einzelfälle handelt, sondern um die Machtwirkungen eines zutiefst vergeschlechtlichten datenförmigen Zugriffs auf das Soziale, der in digitalen Technologien verobjektiviert wird.

Um diese These zu entfalten, skizziere ich zunächst in gebotener Kürze die analytischen Perspektiven, auf denen meine Argumentation fußt (2). Daran anschließend zeige ich einige der vergeschlechtlichten Strukturen und Normen auf, auf die die Datafizierung des Sozialen rekurriert, und welche vergeschlechtlichenden Ein- und Ausschlussdynamiken der datenförmige Zugriff auf die soziale Welt dabei entfaltet (3). Abschließend werde ich ein kurzes Resümee ziehen und mit einem Ausblick auf feministisch engagiertes Intervenieren in digitale Macht\ Wissens-Relationen verbinden (4).

2 Rationalitäts- und machtkritische Perspektiven auf Datafizierung

Um digitale Technologien als historisch spezifische Techniken der Wissensproduktion einer Machtanalyse zuzuführen, offerieren die Arbeiten Michel Foucaults und Donna Haraways instruktive Analyseperspektiven (ausführlicher: Priegl 2019c). Beide weisen Vorstellungen von

einer absoluten Wahrheit konsequent zurück und fokussieren stattdessen auf die gesellschaftlichen Bedingungen von Wissensproduktion und Wahrheitsfindung.

Für Foucault ist die Analyse der in einer Gesellschaft „bevorzugte[n] Techniken und Verfahren der Wahrheitsfindung“ (1978: 51) untrennbar mit der Machtfrage verbunden. Denn die Macht entfalte ihre Wirkung primär über, durch und vermittelt Wissen – und zwar, indem sie „Wissensapparate entwickelt, organisiert und in Umlauf setzt“ (a. a. O.: 87), die prästrukturieren, wer als Produzent:in wahren Wissens in einer Gesellschaft (an-)erkannt wird, wie Wahrheitsansprüche erhoben werden können und was folglich überhaupt zu Wissen werden kann. Mit seinem Begriff des MachtWissens lenkt Foucault den Fokus von Machtanalysen also auf die *epistemische* Ebene und damit darauf, wie die in einer Gesellschaft jeweils gültige Wissensordnung Erkenntnissubjekte, Wahrheitsansprüche und Modi der Wissensproduktion reguliert (1978: 51). Im Unterschied zu dem Francis Bacon zugeschriebenen Diktum „Wissen ist Macht“ geht es mit ihm also um mehr und anderes als darum, Wissensbestände als Machtressource bestimmter Akteur:innen zu betrachten. Macht hat Foucault zufolge nicht einfach nur jemand, der oder die etwas weiß, sondern eine Frage der Macht ist bereits, wer überhaupt etwas wissen kann und wie Wissen grundsätzlich möglich ist. Wenngleich technische Artefakte als nicht-diskursive Elemente einer Wissensordnung vor allem in Foucaults späteren Schriften durchaus Beachtung finden, gilt ihnen doch nicht seine analytische Aufmerksamkeit (Foucault 1978: 125; Agamben 2008; Moebius 2013: 431).

Dies ist anders bei Donna Haraway, die sich schon in den 1980er-Jahren vor dem Hintergrund der damals neuen Informations- und Kommunikations- sowie Bio- und Reproduktionstechnologien mit technischen Artefakten und ihrer Bedeutung für die Produktion von Wissen befasst. Haraway entwickelt dabei einen zugleich objektivitäts- und herrschaftskritischen Blick auf technowissenschaftliche Wissensproduktion, der technische Artefakte als bedeutsame Akteur:innen in Prozessen der Wissensgenerierung ernst zu nehmen fordert. Mit dem Konzept des „situieren Wissens“ dekonstruiert sie nicht nur herkömmliche, wissenschaftliche Objektivitätsvorstellungen und betont in diametraler Gegenüberstellung zu diesen, dass jedes Wissen lokal, partikular und verkörpert – eben „situieren“ – sei (2017 [1995]). Als Vordenkerin neomaterialistischer Perspektiven auf Wissenschaft und Technik betont sie zudem die Eigensinnigkeit und Handlungsfähigkeit technischer Artefakte, die als Teil

von „körperlichen Apparaten der Wissensproduktion“ (Haraway 2017 [1995]: 396) prästrukturierten, was überhaupt wie ‚gesehen‘ und erkannt und entsprechend zu Wissen werden kann. Am Beispiel von Visualisierungstechnologien, wie Mikroskopen oder Satellitenkameras, konstatiert sie, dass diese „Augen‘ der modernen technologischen Wissenschaften“ (2017 [1995]: 384) als „aktive Wahrnehmungssysteme“ (ebd.) „spezifische Sichtweisen [...] etablieren“ (ebd.), und sensibilisiert so dafür, dass unterschiedliche Technologien ganz unterschiedliche Möglichkeiten des Weltzugangs begründen.

In der Tradition des historischen Materialismus stehend (Haug 2016), problematisiert Haraway zudem die herrschaftsförmig strukturierten Entstehungs- und Verfügungskontexte technowissenschaftlicher Entwicklungen (Haraway 1995 [1985]) und erklärt Wissenschaft, Erkenntnisgewinnung und Technikgestaltung so zu gesellschaftlichen Orten der Aushandlung, Fortschreibung, aber potenziell auch Auflösung von Herrschaftsverhältnissen (Weber 2017: 349).

Was lässt sich vor dem skizzierten analytischen Hintergrund nun über das Verhältnis von Macht und Geschlecht im Kontext von Digitalisierung und Datafizierung sagen?

3 Vergeschlechtlichte Macht\Wissens-Relationen im ‚digitalen Zeitalter‘

Anhand ihrer fiktionalen Figur der Cyborg kritisiert Haraway (1995 [1985]) die technowissenschaftlichen Entwicklungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dafür, dass sie „Abkömmlinge“ des Militarismus, patriarchalen Kapitalismus sowie Staatssozialismus seien. Vergleichbar erweisen sich auch gegenwärtige digitale Technologien als herrschaftsförmig situiert und dabei vor allem durch Militär- und Sicherheitsinteressen einerseits und Profit- und Rationalisierungsinteressen andererseits strukturiert. Pointiert formulieren Catherine D’Ignazio und Lauren Klein (2020: 41) entsprechend, dass aktuelle Datentechnologien vor allem für drei Zwecke entwickelt und eingesetzt werden: „profit (for a few), surveillance (of the minoritized), and efficiency (amidst scarcity)“.

Strukturell stützt sich die Datafizierung des Sozialen zudem auf eine hochgradig vergeschlechtlichte und globale Arbeitsteilung (Weber/Priestl 2022). Wie bei vorangehenden Technisierungsschüben auch wird die Digitalisierung mehrheitlich von Männern* aus Ländern des globalen Nordens geprägt – angefangen bei den öffentlich bekannten Gründerfiguren, CEOs und CTOs der weltweit führenden Internet- und

Datenkonzerne bis hin zu den sog. Tech Worker (Dorschel/Brandt 2021), die als gut qualifizierte Softwareentwickler:innen, Data Scientists und KI-Expert:innen die konkrete Gestaltung digitaler Technologien verantworten. Diesen gegenüber steht eine anonyme Masse an oftmals im globalen Süden angesiedelten Arbeitskräften, die das Gros der unsichtbaren, gleichwohl essenziellen, Arbeiten mit und an Daten(-sätzen) unter ungleich schlechteren Bedingungen verrichtet; bisweilen beteiligen auch wir alle, die wir digitale Technologien nutzen, uns an diesen Datenarbeiten, wenn wir online Inhalte erstellen, teilen und bewerten. Treffend hat Kylie Jarrett (2016) das Konzept der „digitalen Hausfrau“ geprägt, um auf die Parallelen zwischen diesen Arbeiten im Bereich der Datenaufbereitung, -bereinigung und -moderation mit der nach wie vor überwiegend von Frauen verrichteten, weitestgehend unsichtbaren, un- bis schlecht entlohnten, aber eben unabdingbaren Hausarbeit hinzuweisen. Die skizzierte, wissens- und techniksoziologisch informierte Machtanalyse der Datafizierung weist aber über Fragen der Beteiligung von Frauen* an Digitalisierung und Datafizierung hinaus und fordert stattdessen dazu auf, die Denkformen, Weltzugänge und Wahrheitsregime in den Blick zu nehmen, die mit digitalen Datentechnologien verknüpft sind.

Zentral ist hier die von Kate Crawford (2013) in kritischer Distanz als „Datenfundamentalismus“ bezeichnete Vorstellung, wonach Daten für sich sprechen könnten, ja, dass theoretisch informierte Analysen der ‚reinen‘ Aussagekraft von Daten im Weg stünden. Eindrücklich formulieren diese Idee die selbsterklärten Botschafter von Big Data, Viktor Mayer-Schönberger und Kenneth Cukier (2013: 14), in der Einleitung zu ihrem Buch *Big Data: A Revolution that Will Transform How We Live, Work, and Think*: „Before big data, our analysis was usually limited to testing a small number of hypotheses that we defined well before we even collected the data. When we let the data speak, we can make connections that we had never thought existed.“

Der Glaube, dass Daten ein Informations- und Innovationspotenzial inhärent sei (auch Prietl/Raible i.E.), befeuert nicht nur den gesellschaftlichen ‚Willen zur Datafizierung‘ (Link 2013: 21); er schließt auch an Vorstellungen subjektfreier Erkenntnis und mechanischer Objektivität an, wie sie sich in der wissenschaftlich-technischen Moderne als Erkenntnisideale etablierten und von der feministischen Erkenntniskritik als andro- und eurozentristisch dekonstruiert wurden (Haraway 2017 [1995]; Singer 2005): Diesen Erkenntnisidealen liegt die Idee eines unpersönlichen, nicht-situierten, rational-ver-

nünftigen Erkenntnissubjekts zugrunde, das in der okzidentalischen Wissensordnung als ‚weißes‘ männliches Subjekt in Abgrenzung von der emotional-körperlich situierten Frau und rassifizierten Anderen gedacht und konstituiert wurde. Mit der Raum greifenden Datafizierung werden so erneut Vorstellungen westlicher männlicher Rationalität und Objektivität befördert, die ein Einfallstor für geschlechterbezogene Ausschlüsse schaffen (ausführlicher hierzu: Prietl 2019a: 17f.).

Dem datenfundamentalistischen Glauben an die Aussage- und Repräsentationskraft von Daten mangelt es aber auch an Sensibilität für die (vergeschlechtlichten) Ein- und Ausschlüsse des datenförmigen Zugriffs auf die Welt. Indem er suggeriert, dass Daten eine ihnen vorfindliche Wirklichkeit ‚bloß‘ abbilden bzw. einfach gegeben sind, lässt er außer Acht, dass Daten stets das Ergebnis vielzähliger Praktiken und Prozesse der Konstruktion sind, allen voran das Resultat von Entscheidungen über Ein- und Auszuschließendes, Relevantes und Nicht-Relevantes (u. a. Gitelman 2013). Als solches sind Daten, wie schon Geoffrey Bowker und Susan Leigh Star (1999) demonstrierten, niemals losgelöst von kulturellen Normen, Werten und Deutungen, die in unserer Gesellschaft von Geschlechter-, Klassen-, Ethnizitäts- und anderen Hierarchien durchzogen sind. Deshalb darf es nicht verwundern, dass die für die Entwicklung und das Funktionieren von digitalen Technologien so zentralen Daten(-sätze) kein repräsentatives Abbild von allen (und allem) bieten (Jasanoff 2017), sondern gerade ohnehin schon marginalisierte soziale Gruppen wie Ältere, sozioökonomisch Benachteiligte, Personen aus dem globalen Süden und auch Frauen unterrepräsentieren (Lazer/Radford 2017; Chun 2021). Caroline Criado-Perez (2021) hat eindrücklich auf eine sog. „Gender Data Gap“ hingewiesen, also eine Lücke, wenn es um Daten über und zu Frauen geht. Diese Fehl- und Unterrepräsentationen stellen nicht einfach nur Verzerrungen dar; sie sind vielmehr im datenförmigen Zugriff auf die soziale Welt angelegt, insofern dieser in der Tendenz die Perspektive der Herrschenden abbildet und so historisch etablierte Strukturen der Un-/Sichtbarkeit fortschreibt (auch Prietl 2019b: 311ff.). Als Folge reagierten frühe Sprachassistenzsysteme nicht auf die Stimme von Frauen, weil sie nicht auf deren im Durchschnitt höhere Stimmlagen eingestellt waren (Both 2011); ein zur automatisierten Erkennung von Hautkrebs entwickeltes KI-Tool funktioniert deutlich schlechter bei stärker pigmentierten Hautproben (Zou/Schiebinger 2018: 325); und das eingangs erwähnte Beispiel der Bodyscanner an Flughäfen (Constanze-Chock

2018) ist Ausdruck einer Datenwelt, die nur zwei Geschlechter kennt.

Datenförmige Repräsentation ist jedoch nicht an und für sich erstrebenswert. Vielmehr stellt sie ein – bildlich gesprochen – zweischneidiges Schwert dar. Denn während marginalisierte Personengruppen in für kommerzielle Entwicklungen zentralen Datenbanken oftmals unterrepräsentiert sind, stehen sie umgekehrt verstärkt im Fokus von datenbasierten Kontrolltechnologien in sicherheitspolitischen und administrativen Kontexten, wie Virginia Eubanks (2017) aufzeigt. Diskussionen um datenförmige Repräsentation müssen deshalb den Einsatz- und Verfügungskontext der entsprechenden digitalen Technologien berücksichtigen.

4 To be data or not to be

Mit der Verbreitung digitaler Datentechnologien zählt vermehrt, wer oder was datenförmig erfasst wird – und datenförmig erfasst wird nur, wer oder was in die etablierten Kategorien der herrschenden symbolischen Ordnung, so auch der Geschlechterordnung, passt. Dies mag in manchen Fällen verschmerzbar, ja sogar willkommen sein; expandieren digitale Technologien und datenwissenschaftliche Verfahren jedoch weiter – wofür etwa die seit einigen Jahren vorangetriebene akademische Institutionalisierung von Data Science spricht (Prietl/Raible i. E.) –, dann kann zunehmend nur mehr das zum Gegenstand der Wissensproduktion gemacht werden, was den Erfordernissen einer datenwissenschaftlichen Wissensgenerierung gerecht wird, d. h. vor allem worüber ausreichend umfangreiche und vollständige Daten(-sätze) vorliegen, um einer algorithmischen Auswertung zugeführt werden zu können.

Vor diesem Hintergrund bedarf es der Reflexion und Diskussion darüber, welche Ein- und Ausschlüsse im datenförmigen Weltzugriff selbst angelegt sind und was sich im Rahmen einer auf digitalen Datentechnologien gründenden Wissensordnung überhaupt wie erfassen und folglich wissen lässt.

Gleichzeitig bieten die neuen Möglichkeiten der automatisierten Datenverarbeitung – wenn entsprechend reflektiert eingesetzt – auch Möglichkeiten, gegen Macht- und Herrschaftsverhältnisse anzugehen. In Mexiko betreibt etwa Maria Salguero eine Counterdata-Initiative, indem sie alle Femizide dokumentiert und damit überhaupt erst eine Datengrundlage für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Gewalt gegen Frauen schafft (für diese und weitere Beispiele eines „Data Feminism“ siehe D'Ignazio/Klein 2020).

Mit Mona Singer (2005: 259ff.) lassen sich solche Unternehmungen als „engagiertes“ Intervenieren imaginieren – nämlich: anerkennend, dass es keine zwangsläufige oder gar ‚natürliche‘ Verbindung zwischen Wissenschaft, Wahrheit und Fortschritt gibt, deshalb aber Wahrheits- und Gestaltungsansprüche nicht gänzlich aufgebend, sondern diese dezidiert mit einem politischen Anliegen verknüpfend. Wie solch geschlechterforscherisch-feministische Anliegen konkret aussehen und ausgestaltet sein könnten, wäre zum Gegenstand einer möglichst breiten, partizipativ angelegten, gesellschaftlichen Diskussion zu machen. Ziel könnte die Gestaltung von Technik und digitalen MachtWissens-Relationen sein, die „die Konstruktion von Welten ermöglich[en], die in geringerem Maße durch Achsen der Herrschaft organisiert sind“ (Haraway 2017 [1995]: 386), die also darauf abzielen, soziale Ungleichheiten, Ausschlüsse und Marginalisierungen qua Geschlecht in und durch Technik und technische Artefakte zu hinterfragen und abzubauen (Paulitz/Prietl 2021: 291). Mit Blick auf die gegenwärtig Raum greifende Datafizierung hieße dies gerade auch die Frage zu reflektieren, wer sich an der Produktion von Wissen beteiligen kann, wessen ‚Stimme Gewicht hat‘ und welche Instrumente – seien sie kognitiver oder materieller Art – dafür legitimerweise eingesetzt werden.

Literatur

- Agamben, Giorgio (2008): Was ist ein Dispositiv? diaphanes.
- Both, Göde (2011): Agency und Geschlecht in Mensch/Maschine-Konfigurationen am Beispiel von Virtual Personal Assistants. HU Berlin: Diplomarbeit.
- Bowker, Geoffrey C./Star, Susan L. (1999): *Sorting Things Out. Classification and its Consequences*. MIT Press.
- Burrell, Jenna (2016): *How the machine ›thinks‹: Understanding opacity in machine learning algorithms*. In: *Big Data & Society*. DOI: 10.1177/2053951715622512.
- Chun, Wendy Hui Kyong (2021): *Discriminating Data. Correlation, Neighborhoods, and the New Politics of Recognition*. MIT Press.
- Constanza-Chock, Sasha (2018): *Design Justice, A.I., and Escape from the Matrix of Domination*. Online unter: <https://jods.mitpress.mit.edu/pub/costanza-chock/release/4> [10.09.2022].
- Crawford, Kate (2013): *The Hidden Bias in Big Data*. Harvard Business Review, 01.04.2013. Online unter: <https://hbr.org/2013/04/the-hidden-biases-in-big-data> [zuletzt: 05.01.2020].

- Criado-Perez, Caroline (2021): Unsichtbare Frauen: Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Bevölkerung ignoriert. Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Der Standard (2018): Amazon streicht KI-Rekrutierungstool wegen Frauenfeindlichkeit. Online unter: www.derstandard.de/story/2000089096622/amazon-streichtki-rekrutierungstool-wegen-frauenfeindlichkeit [zuletzt: 30.12.2019].
- Dorschel, Robert/Brandt, Philipp (2021): Professionalisierung mittels Ambiguität: Die diskursive Konstruktion von Data Scientists in Wirtschaft und Wissenschaft. In: Zeitschrift für Soziologie 50/3–4. 193–210.
- D'Ignazio, Catherine/Klein, Lauren F. (2020): Data Feminism. MIT Press.
- Eubanks, Virginia (2017): Automating Inequality. How High-Tech Tools Profile, Police, and Punish the Poor. Macmillan.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Merve Verlag.
- Gitelman, Lisa (Hrsg., 2013): Raw Data is an Oxymoron. MIT Press.
- Hagendorff, Thilo (2020): The Ethics of AI Ethics: An Evaluation of Guidelines. In: Minds & Machines 30. 99–120.
- Haraway, Donna (1995 [1985]): Ein Manifest für Cyborgs. In: dies: Die Neuerfindung der Natur. Campus. 33–72.
- Haraway, Donna (2017 [1995]): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Bauer, Susanne/Heinemann, Torsten/Lemke, Thomas (Hrsg.) Science and Technology Studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven. Suhrkamp. 369–403.
- Haraway, Donna (2003): The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness. The University of Chicago Press.
- Haug, Frigga (2016): Riskante Verbindungen. Donna Haraways Dynamisierung der Standpunkte. In: Haraway, Donna. J. (Hrsg.) Monströse Versprechen. Die Gender- und Technologie-Essays. Argument. Online unter: <https://www.linksnet.de/artikel/37651> [zuletzt: 13.03.2022].
- Houben, Daniel/Prietzl, Bianca (Hrsg., 2018): Datengesellschaft. Einsichten in die Datafizierung des Sozialen. transcript.
- Jarrett, Kylie (2016): Feminism, labour and digital media. The digital housewife. Routledge.
- Jasanoff, Sheila (2017): Virtual, visible, and actionable: Data assemblages and the sightlines of justice. In: Big Data & Society. doi.org/10.1177/2053951717724477.
- Kitchin, Rob (2014): The Data Revolution. Big Data, Open Data, Data Infrastructures and Their Consequences. SAGE.
- Lazer, David/Radford, Jason (2017): Data ex Machina: Introduction to Big Data. In: Annual Review of Sociology 43/7. 19–39.
- Link, Jürgen (2013): Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart. Konstanz university press.
- Mau, Steffen (2017): Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen. Suhrkamp.
- Mayer-Schönberger, Viktor/Cukier, Kenneth (2013): Big Data. Die Revolution, die unser Leben verändern wird. Redline Wirtschaft.
- Mämecke, Thorben/Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hrsg., 2018): Bedeutende Daten. Modelle, Verfahren und Praxis der Vermessung und Verdatung im Netz. VS Verlag.
- Moebius, Stephan (2013): Strukturalismus/Poststrukturalismus. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hrsg.) Handbuch Soziologische Theorien. VS Springer. 419–444.
- O'Neill, Cathy (2016): Weapons of Math Destruction. Broadway Books.
- Paulitz, Tanja/Prietzl, Bianca (2021): Feministische Innovationstheorien. In: Blätzel-Mink, Birgit/Schulz-Schaeffer, Ingo/Windeler, Arnold (Hrsg.) Handbuch Innovationsforschung. VS Springer. 279–294.
- Prietzl, Bianca (2019a): Die Versprechen von Big Data im Spiegel feministischer Rationalitätskritik. In: GENDER, Schwerpunktheft Gender, Technik und Politik 4.0. 11–25.
- Prietzl, Bianca (2019b): Algorithmische Entscheidungssysteme revisited: Wie Maschinen gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse reproduzieren können. In: feministische studien, Sonderheft Cyborgs revisited. 303–319.
- Prietzl, Bianca (2019c): The Politics of Datafication. Zu einer intersektionalen Machtanalyse digitaler Datentechnologien. In: Bird, Katherine/Hübner, Wolfgang (Hrsg.) Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen: Der Verhandlungsband des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 24.–28. September 2018 an der Georg-August-Universität Göttingen.
- Prietzl, Bianca (2021): Warum Ethikstandards nicht alles sind. Zu den herrschaftskonservierenden Effekten aktueller Digitalisierungskritik. In: Behemoth, Special Issue Future(s) of Critique. 19–30.
- Prietzl, Bianca/Raible, Stefanie (i. E.): The Politics of Data Science – Institutionalising Algorithmic Regimes of Knowledge Production in Academia. In: Jarke, Juliane/Prietzl, Bianca/Egbert, Simon/Boeva, Jana/Heuer, Hendrik/Arnold, Maïke (Hrsg.) Algorithmic Regimes. Methods, Interactions, and Politics. Amsterdam University Press.

- Singer, Mona (2005): Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies. Löcker.
- Sloane, Mona (2019): Inequality Is the Name of the Game: Thoughts on the Emerging Field of Technology, Ethics and Social Justice. In: Proceedings of the 2nd Weizenbaum Conference. 1–9.
- The New York Times (2019): Apple Card Investigated After Gender Discrimination Complaints. Online unter: <https://www.nytimes.com/2019/11/10/business/apple-credit-card-investigation.html> [zuletzt: 03.09.2021].
- Weber, Jutta (2017): Einführung. Feministische STS. In: Bauer, Susanne/Heinemann, Torsten/

Lemke, Thomas (Hrsg.) Science and Technology Studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven. Suhrkamp. 339–368.

- Weber, Jutta/Prietzl, Bianca (2022): AI in the age of technoscience: on the rise of data-driven AI and its epistem-ontological foundations. In: Elliot, Anthony (Hrsg.) The Routledge Social Science Handbook of AI. Routledge. 58–73.
- Zou, James/Schiebinger, Londa (2018): Design AI so that it's fair. In: Nature 559. 324–326.
- Zweig, Katharina (2019): Ein Algorithmus hat kein Taktgefühl. Heyne.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Bianca Prietzl
 Professorin für Geschlechterforschung mit Schwerpunkt Digitalisierung
 Universität Basel
 Philosophisch-historische Fakultät
 Rheinsprung 21
 4051 Basel, Schweiz
bianca.prietzl@unibas.ch
<https://doi.org/10.17185/dupublico/77276>

Janna Hilger

„We have begun to define *ourselves*“: das Ich und Wir des *consciousness raising*

Das sog. *consciousness raising* – also die kollektive Selbstbefragung unter Marginalisierten – hatte in den 1970er- Jahren in zahlreichen US-amerikanischen bewegungspolitischen Strömungen Konjunktur. Insbesondere bildeten entsprechende Gruppen das unverzichtbare Rückgrat der damaligen feministischen Aktivismen. In diesem Text möchte ich die Praxis des *consciousness raising* kritisch würdigen. Auf der einen Seite werde ich argumentieren, dass es sich dabei um eine reichhaltige Kritikstrategie handelte. Auf der anderen Seite werde ich aufzeigen, dass der oftmals positive Fluchtpunkt dieser Selbstauslotungen – ein re-souveränisiertes Subjekt – selbst kritikwürdig ist.



Janna Hilger (Foto: Bettina Steinacker).

Was war *consciousness raising*?

Consciousness raising war zunächst – sehr formal gesprochen – eine kollektive Tätigkeit. Frauen sowie gleichgeschlechtlich begehrende Personen trafen sich in (jeweils unterschiedlichen) Kleingruppen und betrieben einen extensiven Austausch über das eigene Leben. Ein Theoretisieren oder Intellektualisieren war dabei tabu; es sollte ausschließlich aus der eigenen Erfahrung heraus gesprochen werden (Peslikis 1970, 81; Sarachild 1978, 144–145). Gleichzeitig besaßen diese Gespräche jedoch einen

weiterreichenden, überpersönlichen Horizont, der nichts weniger war als die Verfasstheit der damaligen Gesellschaft. Der Gang durch die eigene Biografie sollte Gemeinsamkeiten zutage fördern, die es den Teilnehmenden wiederum erlaubten, die konkrete Wirksamkeit makropolitischen Strukturen zu begreifen – und zwar in Bezug auf das eigene Selbst. Eine besonders wichtige Rolle spielten dabei die eigenen Emotionen, deren Vermögen die damals führende weiße Feministin Kathie Sarachild so beschreibt: „We assume [...] that our feelings are saying something *political*“ (Sarachild 1970, 78. Hervor-

hebung im Original). Dem eigenen Fühlen wurde also eine seismografische, ja gesellschaftsanalytische Qualität zugeschrieben. Im fortlaufenden Prozess des *consciousness raising* erschienen die eigenen Affektivitäten weniger als eine abgekapselte, private Situation, sondern als eine Sedimentierung von Macht und Herrschaft und damit als eine soziale *Gewordenheit*. Ähnliches gilt für das Ich oder die Subjektivität der Beteiligten: Das eigene So-Sein stellte keine stumme, quasi natürliche Gegebenheit mehr da. Es wurde ersichtlich als gelebter, am eigenen Leib spürbarer Widerschein einer zutiefst macht- und herrschaftsdurchtränkten Vergangenheit und Gegenwart. Durch den Austausch mit Anderen begriffen sich die Teilnehmenden somit unter einer politisch geschärften, ent-naturalisierten Perspektive.

Ich-Sagen: eine Errungenschaft des Wir

Als Kritikpraxis ist *consciousness raising* jedoch nicht nur aufgrund dieser nutzbar machenden Einbeziehung der eigenen Emotionen und Erfahrungen bemerkenswert. Diese Tätigkeit lebte auch von einer komplexen, untersuchungswürdigen Wechselwirkung zwischen dem Individuum und dem Kollektiv. Um dies zu erläutern, muss zunächst ein wichtiger Effekt von *consciousness raising* beschrieben werden: Der Austausch untereinander konnte zu einem freien, selbstverfügbaren Sprechen befähigen.¹ So galt es als wichtige Regel, die sprechende Person nicht zu unterbrechen und sie in ihrem Gesagten ernst zu nehmen (Women's Action Alliance 1975, 192). Dies sollte es den Teilnehmenden ermöglichen, sich zu öffnen und auf eine hoch intime, persönliche und damit auch riskante Weise über sich selbst zu sprechen. Es war dabei die Gruppe, die dem Gesagten Gewicht und Bedeutung verlieh und somit die einzelnen Teilnehmenden auch jenseits des Kollektivs zu einem solchen Diskurs autorisierte. Oder anders formuliert: Indem die Gruppe den Anspruch auf die eigene Wahrheit der Einzelperson bekräftigte („das ist meine Wahrheit“), vermittelte sie ein „Rüstzeug“ zum anderweitigen Ich-Sagen. Dies konnte dann gegen verhärtete Herrschaftsformationen eingesetzt werden, wie ein Zitat einer anonymen schwulenpolitischen Gruppe andeutet: „We have been defined by the churches, by psychiatrists, by sociologists, and, generally, by our sector in society which is not homosexual. Through the process of consciousness-raising, we have begun to define ourselves.“ (A Gay Male Group 1992, 295–296. Hervorhebung im Original).

Dabei ist es wichtig zu betonen, dass die Fähigkeit zu einem solchen aufbegehrenden und kritischen Sprechen nur über das Kollektiv zustande kam. Die in der Gruppe – idealerweise – einsetzenden Resonanzen und Befähigungen waren also primär und das individuelle Kritisch-Werden sekundär. Die von mir in Anschlag gebrachte Beschreibung als „selbstverfügt“ ist demnach – dies möchte ich herausstellen – eine Behelfsformulierung, impliziert sie doch ein autarkes Subjekt, das seine Sprechfähigkeiten ganz allein aus sich heraus schöpft. Die Pointe von *consciousness raising* war es jedoch gerade, diesem Subjekt-Phantasma etwas entgegenzusetzen bzw. dessen schiere Möglichkeit anzuzweifeln. Als Praxis transportierte diese Selbstbefragungstechnik das implizite Wissen, dass das einzelne Subjekt eben nicht von sich aus kritisch wird. Beim *consciousness raising* erhielt es seine kritischen und widerständigen Kompetenzen von woanders her, nämlich aus einer verworrenen Sozialität, zu der die konkrete Gruppe ebenso gehört wie die – ebenfalls vertrackten und historisch zurückreichenden – feministisch-kritischen Wissensbestände, auf die die Gruppe zurückgriff.² Noch einmal anders formuliert: Was *consciousness raising* illustriert, ist, dass auch in Momenten einer Selbstermächtigung eine Kollektivität durch die Einzelne spricht. Ein kritisches Ich-Sagen, bei dem die Kritikerin vermeintlich „ganz bei sich ist“, behält Spuren einer Entäußerung, eines „Gesprochen-Werdens“. Das Beharren auf dem eigenen Standpunkt, das Sich-selbst-Riskieren im kritischen Akt bleibt, in den Worten Deleuzes und Guattaris, ein „losgelöstes Massenfragment“ (Deleuze und Guattari 2010, 118). Und das kritische Subjekt ist nur kritisch aufgrund einer vorgängig existierenden Kollektivität.

Kritik an der Kritikpraxis

Es gibt also gute Gründe, sich unter einer feministischen Perspektive auch in der heutigen Gegenwart weiterhin für *consciousness raising* zu interessieren. Nicht nur handelt es sich um eine konkrete Praxis, die sich im Rahmen der Frauen- sowie der Schwulen- und Lesbenbewegung faktisch als effektiv erwiesen hat. In ihr angelegt ist auch eine Dekonstruktion eines maskulin konnotierten Kritiker-Subjekts, das sich insular, verpanzert und im unbedingten Alleingang gegen den Rest der Welt erhebt. An dessen Stelle setzt *consciousness raising* das wechselseitige Getragen-Sein und die Sorge umeinander in einer geteilten kritischen Tätigkeit. Bedeutet dies nun, dass ein heutiger Feminismus gut daran täte, zu

¹ Diese Möglichkeit zum freien Sprechen wird immer wieder von Zeitzeuginnen angeführt und machte für viele die Attraktion der Gruppen aus. Vgl. dazu exemplarisch folgendes Zitat einer Teilnehmerin: „The feeling was incredible – to be that open, that free, that able to say what you were thinking without fear of reprisal, without worrying that someone would laugh at you.“ (Zitiert nach: Shreve 1989, 48)

² Laut der Autorin und Aktivistin Marta Malo de Molina datiert *consciousness raising* zurück auf die „schwarzen Frauengruppen des Blackclub-women's Movement nach dem Sezessionskrieg in den Vereinigten Staaten und der Abschaffung der Sklaverei (1865)“ (de Molina in: Precarias a la deriva 2014, 144).

den Strategien der 1970er Jahre zurückzukehren? Dies möchte ich deutlich verneinen. Denn obwohl die Selbstbefragungen strömungsübergreifend, im bürgerlichen wie radikalen weißen Feminismus ebenso wie im Black Feminism praktiziert wurden, spiegeln sich darin tiefgreifende, bis heute aktuelle Problematiken. Analog zur Sozialstruktur der Frauenbewegung waren die Gruppen mehrheitlich weiß, hetero und mittelständisch. Lesben wurden oftmals zunächst mit Skepsis empfangen (Wilchins 1997, 110; Shreve 1989, 95) und in der Praxis existierte in der Regel ein verengender Fokus auf ein unklassifiziert und unklassifiziert gedachtes Frau-Sein, den Schwarze Feministinnen bereits in den 1970er-Jahren scharf kritisierten (Combahee River Collective 2002, 238).

Derartige Ausschlüsse waren sogar in die konkrete Ausgestaltung dieser Strategie eingeschrieben. So zielten weiße Gruppen darauf ab, das bloße *Dass* der Unterdrückung thematisierbar zu machen; ihr angestrebter Erkenntnisgewinn lag in einer sehr grundsätzlichen Politisierung. Demgegenüber betonten die lesbischen, Schwarzen Akademikerinnen Beverly und Barbara Smith, dass Schwarze Frauen qua ihrer Lebensrealität bereits ein prä-reflexives Bewusstsein über ihre Unterdrückung mitbrächten (Smith und Smith 2002, 124). Ein augenöffnender Moment wie im weißen Feminismus sei nicht nötig, vielmehr ginge es darum, das tatsächliche *Ausmaß* von Macht und Herrschaft zu begreifen (ebd., 125). Aus dem *Whitening* und der Verbürgerlichung der Frauenbewegung ergeben sich noch weitere Problematiken, die ich hier nur in Frageform anreißen kann: Wie laut und andauernd war der Nachhall der erlebten Kollektivität? Galt er als bloße „Durchgangsstation“ auf dem Weg zu einer Selbstpossessivität, zu einer erneuten Alleinkämpferinnen-Mentalität, die obendrein feministisch abgesegnet wäre? Anders gefragt: Wie kann sich diese Praxis absichern gegen ein konsumerisches und individualisierendes Kippmoment, das aus einer kritischen Tätigkeit ein managementförmiges, allein zweckdienliches *empowerment* macht? Eine Garantie gegen solche Vereinnahmungen gibt es nicht. Wohl aber lässt sich aus der Praxis des *consciousness raising* selbst ein Handlungssignal entnehmen:

Es gilt, sich gegen Imaginationen der Selbstgenügsamkeit und solipsistischen Wirksamkeit zu stemmen. Das Subjekt ist und bleibt eine Vielheit, entäußert, ek-statisch – auch und gerade in den Momenten, in denen es anfängt, für sich zu sprechen.

Literatur

- A Gay Male Group (1992). *Notes on gay male consciousness-raising*. In: Karla Jay/Allen Young (Hg.). *Out of the Closets. Voices of Gay Liberation*. New York, New York University Press, 293–301.
- Combahee River Collective (2002). *A Black Feminist Statement*. In: Cherríe L. Moraga/Gloria Anzaldúa (Hg.). *This Bridge Called My Back. Writings by Radical Women of Color*. Berkeley, Third Woman Press, 234–244.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (2010). *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin, Merve Verlag.
- Precarias a la deriva (2014). *Was ist dein Streik? Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität*. Wien/Linz, Transversal texts.
- Sarachild, Kathie (1970). *A Program for Feminist „Consciousness Raising“*. In: Shulamith Firestone/Anne Koedt (Hg.). *Notes from the Second Year: Women’s Liberation. Major Writings of the Radical Feminists*. New York, Radical Feminism, 78–80.
- Shreve, Anita (1989). *Women Together, Women Alone. The Legacy of the Consciousness-Raising Movement*. New York, Viking.
- Smith, Beverly/Smith, Barbara (2002). *Across the Kitchen Table. A Sister-to-Sister Dialogue*. In: Cherríe L. Moraga/Gloria Anzaldúa (Hg.). *This Bridge Called My Back. Writings by Radical Women of Color*. Berkeley, Third Woman Press, 123–140.
- Wilchins, Riki Anne (1997). *Read My Lips. Sexual Subversion and the End of Gender*. Ithaca, Firebrand Books.
- Women’s Action Alliance (1975). *Consciousness-Raising Guidelines*. In: Deena Peterson (Hg.). *A Practical Guide to the Women’s Movement*. New York, Faculty Press, 189–194.

Kontakt und Information

Janna Hilger
 janna.hilger@gmx.de
<https://doi.org/10.17185/duerpublico/77278>

KILL ME, I AM A SOPRANO! Macht und Gewalt im Musiktheater und seiner Vermittlung

1 Problemaufriss

Humiliated, hunted, driven mad, burnt alive, buried alive, stabbed, committing suicide – Violette, Sieglinde, Lucia, Brinnhilde, Aida, Norma, Melisande, Liu, Butterfly, Isolde, Lulu, and so many others – all sopranos, and all victims. [...] Opera features a parade of dying women. (Clément 1989, S. 47)

Die Tatsache, dass Werke des Musiktheaters und speziell der Oper für Protagonistinnen tendenziell tödlich enden, postulierte Catherine Clément bereits 1979 (Clément 1979). In den 43 Jahren, die seit ihrer Publikation vergangen sind, veränderten sich zwar weder der Musiktheater-Kanon noch die Handlungen seiner Werke, wohl aber das gesellschaftliche Interesse an Thematiken wie Gewalt gegen Frauen, Machtmissbrauch oder Femizid. Stark anfällig für Übergriffe war seit jeher der streng hierarchisch geprägte klassische Musikbetrieb (Bull 2019), wengleich die mediale Verhandlung erst mit der #metoo-Bewegung 2017 einsetzte.

Aufschluss über gegenwärtige Werthaltungen zu dem Sujet „Kill me, I am a soprano – Macht und Gewalt im Musiktheater und seiner Vermittlung“ bieten aber nicht nur Skandale *hinter der Bühne*, wenn etwa gefeierte Opernstars wegen sexueller Belästigung belangt werden (Gauthier 2017), sondern auch Produkte, die zur Vermittlung von Geschehnissen *auf der Bühne* gedacht sind: Handbücher, Opernführer und Schulbücher, Podcasts oder You-Tube-Clips von Opernhäusern, die in die Handlung einführen, oder natürlich das klassische Programmheft.

Im Rahmen einer linguistischen Diskursanalyse (Bendel Larcher 2015) lassen sich anhand dieser Medien Rückschlüsse auf Norm- und Wertevorstellungen von Akteur*innen ziehen und ermöglichen einen Einblick, wie Sprache zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung verwendet wird.

In einer Pilotstudie wurde ein Korpus mit Texten aus den Jahren 2016–2021 analysiert, die in das Werk „Don Giovanni“ einführen¹. Hier wird exemplarisch dargestellt, wie Macht und Gewalt in den Handlungen, Beziehungen und Bezeichnungen gegenüber Rollen des weiblichen Stimmfachs sprachlich repräsentiert werden. Auffallend sind romantisierende Narrative sowie eine tendenziöse sprachliche Behandlung: Täter*innen (Täter?)

bleiben Held*innen (Helden?); Frauen werden zu Opfern gemacht, stereotyp gezeichnet oder verschwinden in sprachlichen Leerstellen.

Durch Framings wie diese wird Rape Culture nicht nur im Musiktheater, sondern auch in dessen Vermittlung, seinem fachlichen Diskurs und in Bildungsinstitutionen reproduziert. Eine weitere Auseinandersetzung ist somit sowohl für die Musikpädagogik und den Kulturbetrieb dringlich als auch für Gender Studies und linguistische Forschung von Interesse.

2 Musik-(Theater-)Vermittlung als Ansatzpunkt

Der Beruf des*der Musikvermittlers*in ist mittlerweile fest in Opernhäusern installiert. Neben Workshops, Führungen und Aktionen für Schulklassen, die junges Publikum an die Häuser locken sollen, gibt es auch Produkte der Vermittlung, die nicht auf den ersten Blick als solche wahrgenommen werden.

Auf den offiziellen Homepages, YouTube-Kanälen und Spotify-Profilen der Häuser werden Texte, Interviews, Unterrichtsmaterialien, Image-Filme, Podcasts und Clips veröffentlicht, die in Werke einführen, Mitarbeiter*innen vorstellen oder einen Einblick in den Betrieb ermöglichen. Während der Corona-Lockdowns wurden diese Produkte noch mehr befeuert, waren sie doch die einzige Möglichkeit zur fortwährenden Präsenz. Sie dienen nicht nur interessiertem Publikum, sondern auch Lehrpersonen als Vor- und Nachbereitungsmaterialien, tragen zu einem geführten Hören oder einer veränderten Wahrnehmung bei (Thorau 2018, S. 192–193) und sind daher aus musikpädagogischer Perspektive interessant.

Auch während der Aufführung erreichen das Publikum verschiedene Informationen. Die Eröffnungsproduktion der Wiener Staatsoper 2022 z. B. war „La Bohème“, prominent besetzt mit Anna Netrebko. Online abrufbar sind dazu Informationen zu Libretto, Inhalt, Hintergründen der Entstehung und der speziellen Aufführungsgeschichte am Haus (Staatsoper 2022). Zusätzlich findet man die Informationen auf einem Screen am eigenen Sessel während der Operaufführung. Ein vermittelndes und informierendes

¹ Verweise zum Textkorpus befinden sich im Literaturverzeichnis.

Element wohnt dem Opernabend damit automatisch inne.

3 Sprach- und Vermittlungskritik

An dieser Art der Wissensvermittlung gibt es durchaus Kritik: Rita Felski etwa beklagt in ihrer – auf literarische Werke bezogenen – Kontextkritik, dass Wissen in Fällen wie dem eben genannten nur als Box verstanden würde, in die historische Informationen einsortiert würden. Es macht Sinn, Kontext nicht als Box, sondern als Anknüpfungspunkt zu sehen. Felski beschäftigt sich damit, was Werke über die eigene Gegenwart lehren können. In diesen Komplex sortiere ich die Frage nach Macht im Musiktheater ein, deren Ziel es ist, neue Perspektiven, neue gesellschaftliche Diskurse in altbekannten Narrativen herauszuarbeiten. Wo zum Beispiel „Wozzeck“ oft als „mitleidserregender Mörder“ rezipiert wird, mit dem in Inszenierungen sympathisiert wird, da bietet sich auch ein Einbetten in aktuelle gesellschaftliche Diskurse wie zum Beispiel Femizide an.

Durch eine pädagogische Setzung steht nicht nur ein gewähltes Werk im Zentrum der Betrachtungen, sondern auch Haltungen, Werte und politische Fragestellungen. Ein Werk ist nach Reinhard Strohm nicht nur ein „Grabmal seines Schöpfers“, sondern kann durch seine Niederschrift wieder und wieder im Sinne performativer Vorgänge aufgeführt werden (Strohm 2013, S. 348). Durch seine Wiederverwendung, seine individuelle Lesart oder Hörart und Inszenierungen ist es flexibel – und das wiederum ermöglicht eine Kontextualisierung mit Macht.

Dass es keine groß wahrnehmbaren Veränderungen in Inszenierungen oder Texten, die über die Werke sprechen, gibt, liegt einerseits an der Verteidigung des *opus absolutum* und andererseits an Bemühungen der Statusrettung. Kanon, Ritual und Werktreue (Strohm 2013, S. 348–351) sind im klassischen Konzertbetrieb Werkzeuge dafür. Die Traditionen sind aber im Umbruch, das zeigt sich unter anderem an der Installation von zahlreichen Outreach-Programmen. Wenn man auf der Suche danach ist, wie man das Bedürfnis nach etwas vermitteln kann, das es genauso gut nicht geben könnte, könnte eine Verortung im gesellschaftlichen Diskurs ein lohnender Ansatz sein.

Deshalb ist es erforderlich, einen Ist-Zustand über den gegenwärtigen Diskurs zur sprachlichen Verhandlung von Macht und Gewalt in Texten zum Musiktheater zu ermitteln. Es gibt zahlreiche Szenen und Momente, in denen in einer Opernaufführung oder dem Libretto

Macht und Gewalt verhandelt werden. Doch wie sprechen Intendant*innen, Regisseur*innen, Sänger*innen und Schulbuchautor*innen heute darüber, wie wird dieser Diskurs geführt? Eine diesbezügliche Untersuchung bietet einen Einblick in heutige Werte und Denkweisen.

Wenn man nach Bruce Robbins (Nielsen/Ladegaard 2019, S. 4) davon ausgeht, es würde bei Kontext und (literarischen) Werken einen Dialog zwischen ihnen und der sie umgebenden Welt geben, dann stellt sich mir die Frage, wer kommuniziert: Kommuniziert tatsächlich das Werk selbst oder kommunizieren (mündliche wie schriftliche) Metatexte wie Werkeinführungen, Inszenierungsgespräche oder Interviews von Intendant*innen und Darsteller*innen? Exemplifizieren will ich das anhand von Liane Curtis' Behauptung, Mozart habe mit Don Giovanni einen „sehr attraktiven Sünder“ kreiert (Curtis 2000). Wo manifestiert sich die Attraktivität des Sünders? In der Musik? Im Libretto? In den Spielhandlungen der Inszenierung? Intensiv hervorgehoben wird diese vermeintliche Attraktivität nämlich an ganz anderer Stelle, zum Beispiel in der Einführung seiner Person im Schulbuch „Wege zur Musik“ (Schmid et al. 2015, S. 76):

Ein unsterblicher Frauenheld: Die Figur des Don Giovanni gilt als Archetyp des Frauenhelden. [...] ein atheistischer Freigeist, der Frauen verführt. [...] Die Braut Zerlina erregt sofort Don Giovannis „Jagdinstinkt“.

Schon kleine sprachliche Betrachtungen lassen Rückschlüsse auf Framings zu. Allein die Tilgung der Autor*innen zeigen, dass die Aussagen im Text nicht als persönliche Überzeugungen gerahmt sind, sondern als objektive, unumstößliche Tatsachen, bei denen es keine Rolle spielt, von wem sie geäußert werden. Die Aussage wird als *wahr* betrachtet.

Die Nomination des Akteurs, also die Darstellung von Don Giovanni mittels Eigennamen und sozialen Kategorien, führt ihn als Frauenheld, als Archetypen, als Freigeist an. Attributiv wird erwähnt, er sei unsterblich und atheistisch, einer, der seinen Handlungsbeschreibungen nach verführt. Der Figur wird also positiv geframed. Nicht erwähnt wird unter anderem der Mord, für den Don Giovanni die Verantwortung trägt.

Basierend auf dem linguistic turn (Tröhler/Fox 2019, S. 19–26) gehe ich davon aus, dass der in den untersuchten Texten verwendete Sprachduktus ein Bild der Wirklichkeit und Einstellungen vermittelt, in dem Wertehaltungen und Einstellungen reproduziert werden. Nicht nur die sprachliche Analyse nach Bendel-Larcher, sondern auch Formen der stilistischen Textanalyse unterstreichen die Funktionalität und kommunikative Außenwirkung von grammatikalischen

Phänomenen auf Lesende (Krieg-Holz/Bülow 2016, S. 81–95). Problematisch sind Frames, wenn Produzent*innen von Metatexten Figuren in einem stilistischen oder sprachlichen Duktus verhandeln, der bei Leser*innen nur eine bestimmte Art der Bewertung zulässt.

4 Musiktheater und Macht

Musiktheater ist fest in der Gesellschaft verankert, sowohl in Bildungskontexten, erkennbar an der Behandlung in Schulbüchern, als auch in finanziellen Zuwendungen für Opernhäuser in Form von öffentlichen Geldern. Schulischer Musikunterricht und Opernhäuser sind in der Frage der Musiktheatervermittlung eng ineinander verweben: Während Schulen auf der Suche nach der Vermittlung von kanonisiertem Bildungsgut Spielorte aufsuchen, sind in den entsprechenden Häusern wirtschaftliche Interessen tragend, die sich von interessierten Schüler*innen die Entwicklung neuer Publika erhoffen. Während das klassische Konzert- und Opernpublikum immer älter wird, bleibt die jüngere Generation aber aus (Gembris/Menze 2018, S. 311). Für den Vermittlungsprozess bedeutet dies, dass nicht nur die Werkbewältigung angeleitet werden muss, sondern auch das Bedürfnis nach dem Produkt selbst.

Die Oper im Kontext von Macht zu behandeln bietet damit eine große Chance. Es liegt in der Verantwortung der Häuser, die Autorität und Macht innehaben (Bull 2019), sich mit gesellschaftlich relevanten Themen auseinanderzusetzen. Die Oper im Kontext von Macht zu behandeln, bietet aber auch große Chancen, um einen neuen Angelpunkt für *audience engagement* zu finden.

5 Auswahl der Textsorten

Im Zentrum des Interesses stehen Werkeinführungen und informierende Textsorten in Programmheften und Schulbüchern und, wie eingangs erwähnt, auch die Produkte der Musikvermittlung. Denn neben der immer wieder kritisch betrachteten verkürzten Darstellung der Themen in Schulbüchern, die aufgrund der gegebenen Strukturen durchaus ihre Berechtigungen haben, können auch die Texte der Opernhäuser selbst kritisch betrachtet werden. Offensichtlich geben Opernhäuser Programmhefte heraus, die sorgfältig lektoriert wurden und deren Autor*innen wissenschaftliche oder musikalisch leitende Positionen bekleiden (Wiener Staatsoper GmbH 2021). Ich behaupte, dass Programmhefte, Werk-

einführungen u. ä. eine quasi-pädagogische Funktion innehaben. Sie mögen einen intellektuelleren Anspruch haben als Schulbücher, zudem ein anderes sprachliches Niveau, und außerdem leiten sie nicht zum Üben und Wiederholen an – dennoch handelt es sich um informierende Textsorten, die nicht nur zur Vor- oder Nachbereitung eines Opernbesuchs dienen, sondern auch zu geführtem Hören beitragen (Thorau 2018, S. 192–193). Aufgrund der verwendeten Sprache und formalen Kriterien (Krieg-Holz/Bülow 2016) ist davon auszugehen, dass die zur Verfügung gestellten Informationen von den Textproduzent*innen selbst und den Lesenden als *wahr* betrachtet werden.

Das Programmheft zur Produktion von Don Giovanni an der Staatsoper in der Spielzeit 2021/2022 etwa wurde vom Haus selbst herausgegeben. Als Autor*innen fungierten etwa Dramaturg*innen oder Musikwissenschaftler*innen (Wiener Staatsoper GmbH 2021). Hinter dem anonymen Programmheft stehen Akteur*innen eines Felds, das sich innerhalb eigener Traditionen bewegt. Programmhefte sind demnach – ähnlich Schulbüchern – kein zufälliges, sondern ein genau erarbeitetes und lektoriertes Produkt, das ein Haus mit all seinen Wertehaltungen nach außen vertritt.

6 Vorgehensweise Pilotstudie

Die sprachliche Analyse beruht auf Sylvia Bendel-Larchers Methode der linguistischen Diskursanalyse. Sie untersucht, welches Bild der Wirklichkeit ein Einzeltext zu vermitteln versucht, und sucht nach einer gesättigten Analyse von Einzeltexten nach wiederkehrenden Argumentations-, Deutungs- und Handlungsmustern, um den Diskurs zu interpretieren. Die sprachliche Analyse der Einzeltexte folgt dem alleinigen Zweck, die Frage nach dem *Bild der Wirklichkeit* zu beantworten. Dafür werden Aspekte der Perspektivierung (Wirkung der Sprecher*innen im Text), der Nomination und Prädikation (Darstellung der Akteur*innen), der Themenstrukturanalyse (behandelte und ausgelassene Themen), der Modalität (Rahmung der Aussagen) sowie der Evaluation (Bewertung der Gegenstände) untersucht (Bendel Larcher 2015, S. 59–100).

Im Rahmen einer Pilotstudie habe ich Online-Publikationen zu ausgewählten österreichischen Produktionen von Don Giovanni in den Jahren 2016–2021 sprachlich untersucht². Besonders betrachtet wurden die Figuren der Donna Anna (Sopran), Donna Elvira (Sopran) und Zerlina (Sopran/Mezzosopran). An ihnen wurde untersucht,

² Verweise zum Textkorpus siehe Literaturverzeichnis.

ob sich Cléments Anklage „All sopranos, and all victims“ wiederfinden lässt. Für die Analyse wurden die Texte folgender Institutionen oder Festivals verwendet: Staatsoper Wien, Salzburger Festspiele, Volksoper Wien, Landestheater Linz, Bregenzer Festspiele und Theater an der Wien. Davon ausgehend stelle ich die Frage, welche Narrative und Frames in Texten bezüglich der Darstellung von Machtverhältnissen und (sexualisierter) Gewalt gegenüber Rollen des weiblichen Stimmfachs verwendet werden. Weitere Überlegungen, die die Auswirkungen etwaiger romantisierender Narrative auf musikpädagogisches Handeln behandeln, werden in diesem Beitrag nicht näher ausgeführt.

Voraussetzung für die Auswahl der Texte war, dass sie von den jeweiligen Institutionen online veröffentlicht wurden, und dass sie eine informierende Handlungsabsicht haben, zum Beispiel in die Oper einführen und/oder die Handlung wiedergeben. Es handelt sich um eine Corpus-based-Analyse, es wurden Einzeltexte nach dem Konzept von Sylvia Bendel-Larcher analysiert, codiert und interpretiert.

7 Ausgewählte Ergebnisse der Pilotstudie

Relevante Ergebnisse der Pilotstudie werden im Folgenden in zusammengefassten Themenfeldern vorgestellt, illustriert von exemplarischen Zitaten aus dem Korpus. Auf die online abrufbaren Texte des Korpus wird im Literaturverzeichnis verwiesen.

Sozialer Status und Vornamen

In den Texten des Korpus wurde Don Giovanni durchgehend mit dem Adelstitel „Don“ bezeichnet. Donna Anna hingegen „verlor“ ihren Adelstitel „Donna“ im Verlauf der Texte immer wieder und blieb „Anna“. So wie Vornamen im vertrauten und persönlichen Umgang benutzt werden, so werden sie auch für Minderjährige, zur Verniedlichung oder für untergeordnete Personen verwendet (Bendel Larcher 2015, S. 64).

Don Giovanni versucht maskiert Donna Anna, die Tochter des Komturs, zu verführen.

Anna schwört, zusammen mit ihrem Verlobten Don Ottavio den Mörder zu finden und ihren Vater zu rächen.

Handlungen im Kontext von sozialem Status

Die Art der Handlungsbeschreibung zeigt unter anderem, wann eine Figur als passiv oder aktiv handelnd beschrieben wird. Zerlina etwa wird als sehr aktive Person beschrieben, wenn sie

mit ihrem Verlobten Masetto, einem Bauern, spricht:

Zerlina findet Masetto und versöhnt sich mit ihm.

Zerlina bittet Masetto um Verzeihung.

Zerlina findet ihn [Masetto] und bringt ihn dazu, sich endgültig mit ihr zu versöhnen.

Die gewählten Zitate stammen aus einer Szene nach einer vorhergegangenen Kränkung: Zerlina geht aktiv auf Masetto zu und leitet die Versöhnung zwischen ihnen ein.

Wenn Zerlina allerdings in Szenen mit Don Giovanni beschrieben wird, dann verliert sie ihre Aktivität in der Sprache, mit der über sie gesprochen wird:

Auf einer Bauernhochzeit macht Don Giovanni der Braut Zerlina den Hof.

Don Giovanni setzt die Verführung Zerlinas fort.

Er macht Zerlina Avancen, die sich zu ihm hingezogen fühlt.

In der beschriebenen Verführungsszene wird Don Giovanni als handelnd und fordernd beschrieben, Zerlina bleibt sehr passiv. Nicht erwähnt wird hingegen, dass Zerlina im Libretto Don Giovanni zunächst immer wieder ablehnt.

Weibliche Stimmfächer in Beziehung zu männlichen Bezugspersonen

Die weiblichen Stimmfächer werden oft nicht als eigenständige Personen, sondern in ihrer Beziehung zu anderen Männern genannt:

[...] der in strenger väterlicher Obhut erzogenen Donna Anna [...]

Der Komtur eilt seiner Tochter zur Hilfe.

Don Giovanni versucht maskiert Donna Anna, die Tochter des Komturs, zu verführen.

Während Donna Anna als „Tochter des Komturs“ eingeführt wird, wird Zerlina als „Braut des Masetto“ und Donna Elvira als „verlassene Braut des Don Giovanni“ bezeichnet. Solche generischen Bezeichnungen – wenn Menschen nicht als eigenständige Personen, sondern nur in einer bestimmten sozialen Rolle genannt werden (Bendel Larcher 2015, S. 64) – lösen bei Leser*innen kognitive Frames (Busse 2012, S. 9–12) aus, die den Blick auf die Person und deren Bewertung beeinflussen.

Zuschreibungen: Das Unterschichtenmädchen und die Wütende

Bei der Darstellung von Akteur*innen wurden auch Zuschreibungen und Attribute (wie etwa

Adjektive oder Relativsätze) danach untersucht, ob Beschreibungen auch Bewertungen enthielten. Dabei ist auffallend, dass Zerlina als „Braut“ oder „Unterschichtenmädchen“ betitelt wird, eine, die vom sozialen Aufstieg träumt, in Don Giovanni Armen liegt, die untreu sei. Im Libretto der Oper wehrt Zerlina die Angebote Don Giovannis zunächst ab, worauf in den untersuchten Texten nicht eingegangen wird. In der Bewertung ihrer Person liegt der Schwerpunkt auf der Untreue. Donna Elvira hingegen ist die „Wütende“, eine, die sich nicht anpasst. Sie wird aufgrund ihrer Wut, ihres Verlassenseins, ihrer Kränkung in Richtung einer Verrückten und Wahnsinnigen geframed, wodurch sie zu einer unzuverlässigen Figur gemacht wird.

Ganz anders gehen die Texte mit Don Giovanni um: Dem „ewigen oder schurkischen Verführer“ wird „Genusssucht“ nachgesagt, er sei ein „Wüstling“, der unbeirrt durch die Lande ziehe. Interessanterweise sind Beleidigungen wie „Wüstling“ eine Verniedlichungsform, auch Genusssucht entschuldigt das Fehlverhalten der Figur. Diese Rechtfertigungen ziehen sich durch die Texte des Korpus:

Seine dem Lustprinzip verschriebene Existenz, die weder Ruhe noch Reflexion kennt, drängt Don Giovanni zu pausenloser Verführung – ein verzweifelter Zwang, in dem sich jenseits des Genusses das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit, des Todes widerspiegelt.

Handlungsbeschreibungen in Abhängigkeit von Beziehungen

Donna Elvira pendelt in ihren Handlungsbeschreibungen ähnlich Zerlina zwischen machtvollen und machtlosen Aktivitäten. Anders als bei Zerlina kann dies aber nicht am sozialen Status festgemacht werden, sondern ist in ihren Beziehungen zu den Gesprächspartner*innen zu verorten. Ist sie im Gespräch mit Don Giovanni oder seinem Diener Leporello, der als Sprachrohr Don Giovannis dient, wird mit ihr gemacht, setzt sie keine aktiven Handlungen:

Er überlässt die Wütende Leporello, der ihr das Ausmaß von Don Giovannis Affären enthüllt.

Er überlässt es Leporello, die gekränkte Elvira zu besänftigen.

Leporello führt Elvira vor Augen, dass sie nur eine von vielen Frauen in Giovannis Leben war.

Handelt sie alleine oder befindet sie sich in Gesellschaft von Donna Anna oder Zerlina, wird sie als proaktive Person beschrieben, die machtvolle Aktionen setzt:

Auch Elvira schwört, sich an Don Giovanni zu rächen.

Elvira warnt die beiden [Donna Anna und Don Ottavio] vor Giovanni, er [Don Giovanni] erklärt sie für wahnsinnig.

Elvira bittet um Gnade für ihren angeblichen Verlobten.

Elvira erwischt die beiden [Zerlina und Don Giovanni] und zieht Zerlina mit sich.

Sowohl die Handlungsbeschreibungen von Zerlina als auch von Donna Anna sind abhängig davon, mit wem sie interagieren. Ungeklärt ist, ob es hier eine Übertragung des Librettos in die Metatexte gibt. Sprich: Ob die Autor*innen von Werkeinführungen Donna Elvira als machtlos darstellen, weil sich Don Giovanni ihr im Libretto permanent entzieht und sie keinerlei Einfluss darauf üben kann. Ihre Stärke demonstrieren Donna Elvira und Zerlina in einem für sie sicheren Umfeld. Erkennbar ist jedoch, dass Donna Anna, Donna Elvira und Zerlina über ihre Namensbezeichnungen Eigenständigkeit genommen wird oder generische Bezeichnungen übergestülpt bekommen.

Die Sopranistinnen werden demnach nicht durchgängig als „Opfer“ skizziert, so wie Clément es postuliert. Die Machtverhältnisse in ihren Handlungen, Beziehungen und Bezeichnungen sind stark davon abhängig, mit wem sie gerade in Beziehung stehen.

Die Betrachtung von Oper im Kontext von Macht und Gewalt kann dem Gegenstand die Chance eröffnen, Anschlussmöglichkeiten abseits von Musikwissenschaft und Interpretationsforschung zu generieren. Neben einer kritischen Betrachtung von musikpädagogisch genutzten Produkten bietet es Angebote zu einem erweiterten Werkverständnis, das sich mit Diskursen der Gegenwart beschäftigt.

Literatur

Zitierte Literatur

- Bendel Larcher, Sylvia (2015): Linguistische Diskursanalyse: ein Lehr- und Arbeitsbuch (= Narr Studienbücher). Tübingen: Narr.
- Bull, Anna (2019): Class, Control, and Classical Music. New York: Oxford University Press.
- Busse, Dietrich (2012): Frame-Semantik: Ein Kompendium. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.
- Clément, Catherine (1979): L'opéra ou la défaite des femmes. Paris: Grasset.
- Clément, Catherine (1989): Opéra, Or the Undoing of Women. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Curtis, Liane (2000): The Sexual Politics of Teaching Mozart's Don Giovanni. In: Feminist

- formations 12 (1), S. 119–142. <https://doi.org/10.1353/nwsa.2000.0003>.
- Gauthier, Natasha (2017): Staging Sexual Violence-when the fictional becomes personal: As the opera world faces a reckoning from the #metoo movement, we need to take a harder look at how it portrays sexual violence on stage.(Movie review). In: Opera Canada 58 (3), S. 24–26.
 - Gembris, Heiner/Menze, Jonas (2018): Zwischen Publikumsschwund und Publikumsentwicklung. Perspektiven für Musikerberuf, Musikpädagogik und Kulturpolitik. In: Tröndle, Martin (Hg.): Das Konzert II. Bielefeld: transcript Verlag. S. 305–332. <https://doi.org/10.14361/9783839443156-017>.
 - Krieg-Holz, Ulrike/Bülow, Lars (2016): Linguistische Stil- und Textanalyse: eine Einführung (= Narr Studienbücher). Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.
 - Nielsen, Jakob/Ladegaard, Jakob (Hg.) (2019): Context in Literary and Cultural Studies. London: UCL Press.
 - Schmid, Wieland/Hofmann, Bernhard/Liebl, Robert/Lindner, Ursel/Unterberger, Stephan (2015): Wege zur Musik Band 2. Innsbruck: Helbling.
 - Staatsoper, Wiener (2022): La Bohème. <https://upstream.wiener-staatsoper.at/spielplan-kartenkauf/detail/event/983446484-la-boheme/> (letzter Zugriff 06.09.2022).
 - Strohm, Reinhard (2013): Werk – Performanz – Konsum: Der musikalische Werk-Diskurs.
 - Thorau, Christian (2018): Vom Programmzettel zur Listening-App. Eine kurze Geschichte des

- geführten Hörens. In: Tröndle, Martin (Hg.): Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement. Bielefeld: transcript Verlag. S. 165–196. <https://doi.org/10.14361/9783839443156-010>.
- Tröhler, Daniel/Fox, Stephanie (2019): Der ‚linguistic turn‘ und die historische Bildungsforschung. <https://doi.org/10.3262/EOxx>.
- Wiener Staatsoper GmbH (Hg.) (2021): Don Giovanni Programmheft Spielzeit 2021/2022.

Korpus der Pilotstudie

- Bregenzer Festspiele (2016): Don Giovanni. <https://bibliothek.bregenzerfestspiele.com/programmheft-don-giovanni-2016/62363939/4>.
- Landestheater Linz (2017): Don Giovanni. <https://www.landestheater-linz.at/stuecke/detail?k=16109&s=2016/17>.
- Salzburger Festspiele (2021): Don Giovanni. <https://www.salzburgerfestspiele.at/p/don-giovanni>.
- Staatsoper Wien (2021): Don Giovanni. <https://upstream.wiener-staatsoper.at/spielplan-kartenkauf/detail/event/982854149-don-giovanni/>.
- Theater an der Wien (2016): Don Giovanni. <https://www.theater-wien.at/de/programm/production/113/Don-Giovanni>.
- Volksoper Wien (2019): Don Giovanni. https://www.volksoper.at/volksoper_wien/repertoire/Don_Giovanni_Inhaltsangabe.de.php.

Kontakt und Information

Priska Seidl
 Universität für Musik und
 darstellende Kunst Wien
 Institut für musikpädagogische
 Forschung, Musikdidaktik und
 Elementares Musizieren
 Lothringerstraße 18
 1030 Wien, Österreich
 seidl-p@mdw.ac.at
<https://doi.org/10.17185/duerpublico/77281>

Beiträge

Bettina Franzke, Ina Weirich

Geschlechterstereotype in Stellenanzeigen erkennen und vermeiden: Eine sprachwissenschaftliche Analyse und Handlungsempfehlungen

39 Stellenanzeigen wurden hinsichtlich geschlechtsspezifischer Formulierungen untersucht. Die Ergebnisse zeigen, dass Stellenanzeigen für frauendominierte Berufe von feminin konnotierten Wörtern und männerdominierte Berufe von maskulin konnotierten Wörtern geprägt sind. Gemischtgeschlechtliche Berufe sind nur teilweise genderneutral formuliert. Besonders offensichtlich ist die sprachliche Stereotypisierung in akademischen Berufen und Helfertätigkeiten. Ferner enthalten die Anforderungsprofile viele agentische Merkmale. Dadurch können Frauen von Bewerbungen auf bestimmte Positionen abgehalten werden. Es werden Empfehlungen für eine gendergerechte Gestaltung von Stellenanzeigen abgeleitet.

1 Theoretische Ansatzpunkte

Die berufliche Geschlechtersegregation erweist sich seit Jahrzehnten als beständiges Muster und trägt systematisch zu Geschlechterungleichheiten auf dem deutschen Arbeitsmarkt bei. Eine Gleichstellung der Geschlechter ist nur bei gleichen Arbeitsmarktchancen von Frauen und Männern gegeben. Stellenanzeigen sind hier von maßgeblicher Bedeutung, da deren Gestaltung das Bewerbungsverhalten beeinflusst. So können bestimmte Formulierungen dazu führen, dass sich ein Geschlecht stärker angesprochen fühlt (z. B. Gaucher/Friesen/Kay 2011). Geschlechterstereotype in Stellenanzeigen zu identifizieren und zu vermeiden ist auch für Arbeitgeber von großer Bedeutung. Denn gendergerecht gestaltete Stellenanzeigen fördern die Vielfalt im Unternehmen und erleichtern die Fachkräftegewinnung. Sie sind ein zentraler Baustein, um vorhandene Benachteiligungen, insbesondere für Frauen, zu beseitigen.

1.1 Geschlechterstereotype und Selbststereotypisierung

Geschlechterstereotype beinhalten sozial geteiltes Wissen darüber, welche Merkmale Frauen

und Männern in einer Gesellschaft vermeintlich aufweisen (z. B. Eckes 1997; Kite/Deaux/Haines 2008). Die Inhalte geschlechtsstereotyper Annahmen und unterschiedlicher Erwartungen in Bezug auf Frauen und Männer bündeln sich in den Dimensionen *Agency* und *Communion* (Bakan 1966). Frauen werden Eigenschaften zugesprochen, die in den Merkmalen Wärme, Soziales, Feminität und Gemeinschaftsorientierung (engl. *Communion*) verortet sind, während Männer mit Eigenschaften in Verbindung gebracht werden, die sich mit aufgabenbezogener Kompetenz, Instrumentalität, Maskulinität oder Selbstbehauptung (engl. *Agency*) umschreiben lassen (z. B. Deaux/LaFrance 1998; Eckes 1997; Kite/Deaux/Haines 2008). Nach Bakan (1966) kennzeichnet *Agency* einen Menschen als Individuum, während *Communion* die Einbindung des Individuums in eine größere soziale Einheit betont.

Geschlechterstereotype bestehen nicht nur über andere Männer und Frauen, sondern Menschen wenden diese ebenso auf die eigene Person an (Bem 1974; Hentschel/Heilmann/Peus 2019; Spence/Buckner 2000). *Selbststereotypisierung* ist das Ergebnis kognitiver Assoziationen und wird definiert als die Zuschreibung stereotyper Eigenschaften der Eigengruppe auf sich selbst (Boll/Bublitz/Hoffmann 2015; Cadinu/Galdi 2012). *Geschlechtsspezifische Selbststereotypisierung* tritt demzufolge auf, wenn eine Person Geschlechterstereotype in ihr Selbstkonzept integriert. Das Selbstkonzept beschreibt, wie eine Person die eigenen Fähigkeiten und Potenziale wahrnimmt (Boll/Bublitz/Hoffmann 2015). Frauen schätzen sich selbst in Bezug auf gemeinschaftliche Merkmale stärker und in Bezug auf viele agentische Merkmale schwächer ein als Männer (Bem 1974; Hentschel/Heilmann/Peus 2019; Spence/Buckner 2000). Darüber hinaus neigen Frauen stärker als Männer zur Selbststereotypisierung (Cadinu/Galdi 2012). Diese kann dazu führen, dass sie von Stellenanzeigen mit agentisch gestaltetem Anforderungsprofil eher von einer Bewerbung abgehalten werden als von genderneutral gestalteten Stellenanzeigen.

1.2 Unterschiedliche Ansprache von Frauen und Männern in Stellenanzeigen

Stellenausschreibungen sind das bedeutsamste Mittel eines Unternehmens, um mit potenziellen Bewerberinnen und Bewerbern zu kommunizieren und sie zu einer Bewerbung zu bewegen (Hentschel/Horvath 2015). Anhand der Informationen in einer Stellenausschreibung beurteilen Leserinnen und Leser, wie gut sie in ein Unternehmen oder auf eine Position passen, und entscheiden auf dieser Grundlage, ob sie sich bewerben oder nicht (Chapman et al. 2005). Personen, die besonders gut ins Profil des Arbeitgebers passen, werden zu einer Bewerbung ermutigt, während andere Gruppen von einer Bewerbung abgehalten werden können.

Nach § 11 des Allgemeinen Gleichstellungsgesetzes (AGG) sind Stellenausschreibungen grundsätzlich geschlechtsneutral abzufassen. Trotzdem ist eine unterschiedliche Ansprache von Frauen und Männern in Stellenanzeigen denkbar. Tatsächlich sind Stellenausschreibungen oft nicht geschlechtsneutral gehalten, sondern enthalten Formulierungen, die ein Geschlecht stärker ansprechen als das andere (Bauhoff/Schneider 2013). Sie fungieren als Signal, welches das Bewerbungsverhalten von Männern oder Frauen beeinflussen kann. Mit geschlechtsstereotypen Formulierungen sind Wörter gemeint, die häufiger mit Frauen als mit Männern assoziiert werden und in den Konzepten *Communion* versus *Agency* gebündelt sind (Bakan 1966).

1.3 Folgen von Geschlechterstereotypen in Stellenanzeigen

Stellenanzeigen können geschlechtsspezifisch unterschiedlich ansprechend sein. Die nachfolgenden Befunde zeigen, dass bestimmte Formulierungen das Bewerbungsverhalten, insbesondere von Frauen, beeinflussen.

Gaucher, Friesen und Kay (2011) analysierten geschlechtsspezifische Formulierungen in mehr als 4.000 Stellenanzeigen mit dem Ergebnis, dass Stellenausschreibungen für männerdominierte Tätigkeiten deutlich mehr agentische und weniger kommunale Wörter enthalten. Männer- und frauendominierte Berufe unterschieden sich dagegen nicht bei den weiblich konnotierten Formulierungen. Sowohl Männer als auch Frauen nahmen die Stellenanzeigen als umso interessierter wahr, je stärker die stereotype Formulierung mit ihrem Geschlecht übereinstimmte. Insbesondere Frauen fanden Stellen mit vielen maskulinen Formulierungen weniger attraktiv als Stellen, die feminin konnotierte Wörter enthielten. Männer wurden von feminin formulierten

Stellenanzeigen dagegen nicht beeinflusst und bewarben sich unabhängig von der Formulierung der Stellenausschreibung.

In Anlehnung an die kanadische Studie untersuchten Spitzer, Tschürtz und Burel (2019), ob die Befunde von Gaucher, Friesen und Kay (2011) für deutschsprachige Stellenausschreibungen repliziert werden können. Die Ergebnisse zeigen, dass Stellenausschreibungen für männerdominierte Berufe mehr agentische Wörter als Stellenausschreibungen für frauendominierte Berufe enthalten. Umgekehrt waren in Stellenausschreibungen für weiblich dominierte Berufe deutlich mehr kommunale Wörter zu finden als in Stellenausschreibungen für männlich dominierte Berufe. Ferner wurde in Stellenanzeigen männerdominierter Berufe häufiger das Leistungsmotiv angesprochen, wohingegen in Stellenanzeigen frauendominierter Berufe häufiger ein Beziehungsmotiv zum Ausdruck gebracht wurde. Es wurde auch deutlich, dass hochbezahlte Berufe mehr maskuline und weniger feminine Sprache verwenden. Stellenanzeigen für gering bezahlte Berufe enthalten hingegen eher einen ausgewogenen Anteil maskuliner und femininer Wörter. Macht- und Leistungsmotive, nicht jedoch Beziehungsmotive, kommen in hoch entlohnten Berufen häufiger als in gering entlohnten Berufen zur Sprache.

In einer Studie von Hentschel, Heilmann und Peus (2019) in Zusammenarbeit mit der TU München wurden Frauen und Männern Stellenanzeigen vorgelegt, die entweder viele agentische oder viele kommunale Wörter enthielten. Auch hier zeigte sich, dass Frauen Stellenausschreibungen mit kommunalen Wörtern, im Gegensatz zu Stellenanzeigen mit agentischen Wörtern, als attraktiver bewerteten und sie sich eher auf die Position bewerben wollen, während die Formulierung bei Männern keine Auswirkung auf ihre Bewerbungsabsicht hat.

Eine Eye-Tracking-Studie von Jobware aus dem Jahr 2014, bei der die Augenbewegungen ausgewertet wurden, offenbarte, dass Männer und Frauen Stellenanzeigen unterschiedlich lesen. Frauen betrachten deutlich länger als Männer die Elemente, die einen Hinweis auf Anforderungen, Arbeitszeiten und Qualifikationsmöglichkeiten geben. Männer fühlen sich unabhängig von den Anforderungen angesprochen, interessierten sich jedoch deutlich mehr für das Unternehmensprofil als Frauen. Ferner neigen Frauen dazu, jede Anforderung als notwendig anzusehen und sich bei gleicher Qualifikation weniger zuzutrauen als Männer.

Nach Hentschel und Horvath (2015) werden Stellenanzeigen als eher „männlich“ wahrgenommen, wenn die Berufsbezeichnung im generischen Maskulinum verfasst ist, auch wenn

diese durch den Zusatz m/w/d ergänzt wird. Schreiben Organisationen eine Stelle mit Beidnennung der Geschlechter, wie Projektleiterin/Projektleiter aus, wird sowohl die Position als auch die Organisation von Frauen und Männern als attraktiver bewertet und sie bewerben sich eher (Horvath/Sczesny 2014). Auch Stellenanzeigen, die agentische Wörter und Eigenschaften, wie durchsetzungsstark, unabhängig, dominant oder offensiv aufweisen, werden eher als männlich gelesen und können das Bewerbungsinteresse von Frauen einschränken (Hentschel/Horvath 2015). Kommunale Wörter, wie kontaktfreudig, kooperationsfähig, engagiert oder kommunikativ, werden dagegen eher als weiblich wahrgenommen und können das Interesse von Frauen an einer Stelle wecken.

1.4 Forschungsfragen

Die bisherigen Forschungsbefunde lassen den Schluss zu, dass vor allem Frauen auf Wortwahl und Formulierung in Stellenanzeigen reagieren. Sie bewerben sich vorrangig auf stereotyp weiblich formulierte Stellenanzeigen, wohingegen stereotyp männlich formulierte Stellenanzeigen sie eher von einer Bewerbung abhalten. Männer bewerben sich dagegen unabhängig von der Formulierung auf eine Position. Die Wortwahl in Stellenanzeigen kann Frauen insbesondere daran hindern, sich für männerdominierte Berufsfelder zu interessieren oder gezielt zu bewerben. In einer eigenen Forschungsarbeit sollte folgenden Forschungsfragen nachgegangen werden:

- Welche Anteile agentischer und kommunaler Wörter enthalten Stellenanzeigen für männerdominierte, frauendominierte und geschlechtsunspezifische Berufe?
- Sind Unterschiede hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Wortwahl in Bezug auf Stellenanzeigen für Positionen unterschiedlicher Bildungsvoraussetzungen (Ausbildungsberufe, akademische Berufe und Helfertätigkeiten) festzustellen?
- Unterscheiden sich die einzelnen Elemente einer Stellenanzeige (z. B. das Unternehmens- und Anforderungsprofil) hinsichtlich (geschlechtsspezifischer) Wortwahl?

2 Methodik

2.1 Auswahl der Stellenanzeigen

Es wurden 39 in der Internet-Stellenbörse der Bundesagentur für Arbeit veröffentlichte Stellenanzeigen in die Analyse einbezogen. Die Auswahl der Stellenanzeigen erfolgte sowohl aus Berufs-

segmenten, die einen ausgeglichenen Männer- und Frauenanteil aufweisen (31–69 % Frauen bzw. Männer), als auch aus männlich sowie weiblich dominierten Berufen mit einem Anteil von mindestens 70 % eines bestimmten Geschlechts. Weiterhin wurden Stellenanzeigen für Berufe und Tätigkeiten unterschiedlicher Bildungsvoraussetzungen ausgewählt. Analysiert wurden Stellenanzeigen für Berufsausbildungen, akademische Berufe sowie Helfertätigkeiten. Als drittes Kriterium wurde festgelegt, dass die Stellenanzeigen mindestens 2.000 Zeichen, ohne Leerzeichen, enthalten. Für die Kategorie der Helfertätigkeiten wurde davon abgewichen und ein Umfang von mindestens 500 Zeichen zugrunde gelegt, da für Helfertätigkeiten oft keine vollständigen Stellenbeschreibungen vorliegen. Es wurde die Stellenanzeige ausgewählt, die als Erstes im Suchlauf das Kriterium der 2.000 bzw. 500 Zeichen erfüllt. Für jede Tätigkeit wurde eine Stellenanzeige ausgewählt. Bei den Ausbildungsberufen lagen die häufigsten Ausbildungsberufe in Deutschland zugrunde, gemessen an den 2021 neu abgeschlossenen Ausbildungsverträgen (Bundesinstitut für Berufsbildung 2021a/2021b). Es wurden 15 Berufe identifiziert, die zu gleichen Anteilen auf die drei Kategorien Mischberufe, männlich dominierte sowie weiblich dominierte Berufe entfallen.

Die Auswahl der Stellenanzeigen bei den akademischen Berufen stützte sich auf die beliebtesten Studienfächer von Frauen und Männern, operationalisiert über die Anzahl der Studienanfängerinnen und -anfänger im Wintersemester 2020/2021 (Destatis 2021). Hier wurden jeweils vier frauendominierte, männerdominierte und geschlechtsunspezifische Studienfächer bestimmt. Zu den Studienfächern wurden passende Berufe identifiziert, bspw. zu Medizin Arzt/Ärztin oder zum Studienfach Germanistik Texter/in.

Helfertätigkeiten sind einfache und wenig komplexe Tätigkeiten, die in der Regel keinen formalen Ausbildungsabschluss erfordern. Als Grundlage für die Auswahl diente die vom IAB erstellte Liste „Top 20 Berufsgruppen der Helfer in Deutschland“ (Seibert/Wiethölter/Schwengler 2021). Die meisten Beschäftigten auf Helferniveau arbeiten in den Berufsgruppen Lagerwirtschaft und Postzustellung, Reinigung, Altenpflege sowie Büro und Sekretariat. Da keine Auswertung der am stärksten besetzten Berufsgruppen für Helferberufe mit Angabe des Geschlechteranteils vorliegt, wurde auf die Anzahl der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten nach Berufssegmenten und Geschlecht zurückgegriffen (Hobler/Pfahl/Spitznagel 2019). Anhand dessen wurden die Berufsgruppen den drei Kategorien geschlechtsunspezifische, frauendominierte und männerdominierte Berufssegmente zugeordnet.

2.2 Wörterbuch

Analysegrundlage der Wortwahl und des Wortschatzes in Stellenanzeigen waren in früheren Studien veröffentlichte Listen aus dem englischsprachigen Raum. Es wurden die von Bem (1974) und Gaucher, Friesen und Kay (2011) definierten geschlechtsspezifischen Wörter in den Kategorien *maskulin* und *feminin* verwendet, genauso wie Wortlisten von Diehl, Owen und Youngblade (2004), Abele et al. (2008) und Pietraszkiewicz et al. (2019) mit der Einteilung in die Kategorien agentisch (agency) und kommunal (communion). Die Wortlisten jeder Studie wurden mithilfe des PONS Online-Wörterbuchs vom Englischen ins Deutsche übersetzt. Englische Begriffe, für die in der deutschen Sprache verschiedene Ausdrücke existieren, wurden mehrfach in die Liste aufgenommen. So wurde bspw. das agentische Wort *independent* mit *unabhängig*, *selbstständig* und *eigenständig* übersetzt. Ist im Englischen nur der Wortstamm eines Wortes angegeben, wurden im Wörterbuch der deutschen Sprache die verschiedenen Wortarten, wie Nomen, Adjektive und Verben, eines Wortes aufgeführt, um ein möglichst umfassendes Wörterbuch zu erhalten und damit die Wortanalyse zu erleichtern. Auf diese Weise ergab sich ein Pool von 998 agentischen und 823 kommunalen Wörtern. Die Kategorie maskulin/feminin/neutral umfasst einen Pool von 212 maskulinen, 250 femininen und 66 neutralen Wörtern.

Hinsichtlich der Beurteilung des agentischen oder kommunalen Inhalts existieren für einige Wörter Diskrepanzen bei der Zuordnung. Gegebenenfalls wurden Einzelfallentscheidungen getroffen. Dies war bspw. bei der Zuordnung des englischen Wortes *respon** gegeben. Hier ist eine Vielzahl an Übersetzungen möglich. Das vollständige Wort *responsible* (*verantwortlich*) ist bei Pietraszkiewicz et al. (2019) dem agentischen Inhalt zugeordnet, wohingegen Gaucher, Friesen und Kay (2011) den Wortstamm *respon** in die feminine Kategorie einordnen. Auf der Basis der Definitionen von *Agency* und *Communion* (Bakan 1966) wurden die Übersetzungen *verantwortlich**, *zuständig**, *selbstverantwortlich** und *eigenverantwortlich** dem agentischen Inhalt zugeschrieben. Die Übersetzungen *verantwortungsbewusst** und *verantwortungsvoll* wurden dagegen dem kommunalen Inhalt zugeordnet. Das Sternchen bedeutet, dass alle weiteren Formen des Wortstamms, wie *Zuständigkeit* oder *Verantwortungsbewusstsein*, ebenfalls gemeint sind.

2.3 Analyseschritte

Im ersten Analyseschritt wurden die Stellenanzeigen auf agentische und maskuline sowie

kommunale und feminine Wörter untersucht (ohne Pronomen)¹. Für jedes Wort in einer Stellenanzeige fand ein Abgleich mit den Wortlisten statt. Agentische bzw. maskuline Wörter wurden gelb und Wörter, die in den kommunalen bzw. femininen Wörterbüchern aufgeführt sind, grün markiert. Anhand der Markierungen wurden jeder Stellenanzeige männliche und weibliche Werte zugeschrieben. Hierzu wurden die Wörter beider Kategorien gezählt, wobei gleiche Wörter mehrfach und Begriffe, die wie das Wort *Lernmotivation* einen maskulinen wie femininen Anteil in sich vereinen (*lernen* = feminin/kommunal; *Motivation* = maskulin/agentisch), als zwei Wörter gewertet wurden. Anschließend wurde der Prozentsatz männlicher und weiblicher Wörter an der Anzahl der Gesamtwörter einer Stellenanzeige errechnet.

In einem zweiten Schritt wurde der Wortschatz jeder Stellenanzeige analysiert, also die Fülle an verschiedenen Wörtern. Die Geschlechtsspezifität wurde sowohl für die gesamte Stellenanzeige als auch für die einzelnen Elemente einer Stellenanzeige, wie das Unternehmensprofil, das Berufsbild, das Anforderungsprofil, die gebotenen Leistungen und die geforderten persönlichen Stärken, ausgewertet. Abschließend wurde für jede Stellenanzeige herausgearbeitet, ob diese maskulin, feminin oder genderneutral gestaltet ist.

3 Ergebnisse

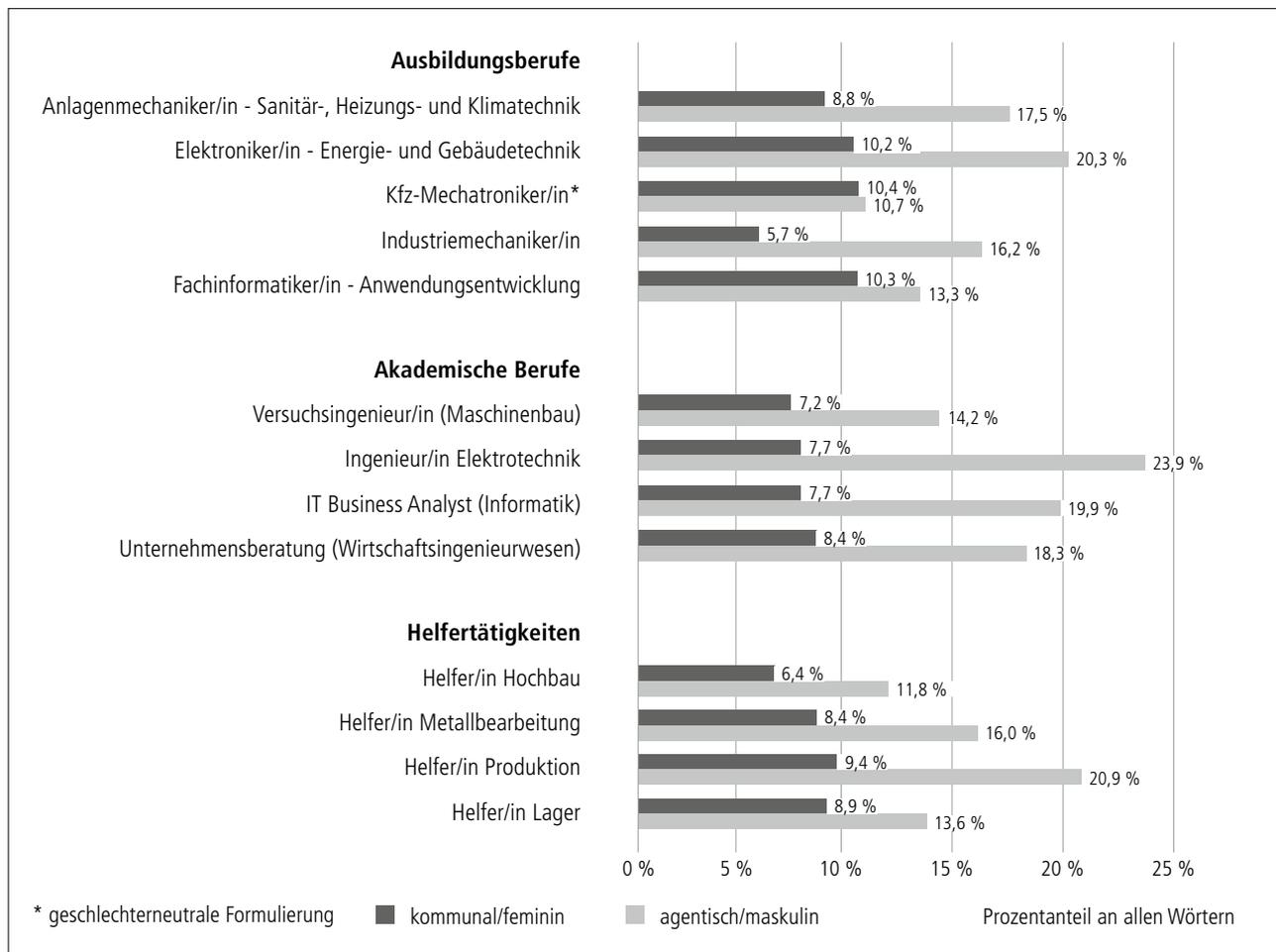
Von den 39 analysierten Stellenanzeigen sind 17 Stellenanzeigen maskulin, zwölf feminin sowie zehn genderneutral gestaltet.

In der Kategorie der *männerdominierten* Tätigkeiten sind zwölf der 13 untersuchten Stellenanzeigen hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Wortwahl maskulin gestaltet (s. Abb. 1). Einzig die Stellenanzeige des Ausbildungsberufes *Kfz-Mechatroniker/in* weist eine geschlechtsneutrale Gestaltung auf. In den Stellenausschreibungen aller anderen Berufe überwiegen agentische Wörter deutlich. Auch der Wortschatz ist in allen 13 Stellenanzeigen durch eine große Vielfalt an maskulinen Wörtern gekennzeichnet.

In der Kategorie der *frauendominierten* Tätigkeiten sind neun der 13 Stellenanzeigen feminin, drei geschlechtsneutral sowie eine Stellenanzeige maskulin gestaltet (s. Abb. 2). Kommunale Wörter kommen bei den Helfertätigkeiten am häufigsten vor, denn hier sind alle vier Stellenanzeigen feminin gestaltet. Aber auch die akademischen Berufe enthalten mit Ausnahme der *Texterin* bzw. des *Texters* überwiegend stereotyp

¹ Eine Auswertung mit Pronomen kam weitgehend zum gleichen Ergebnis wie eine Auswertung ohne Pronomen, weshalb auf eine diesbezügliche Darstellung an dieser Stelle verzichtet wird.

Abb. 1: Wortwahl in Stellenanzeigen männerdominierter Tätigkeiten (Prozentanteil an allen Wörtern)



Quelle: eigene Darstellung.

feminine Wörter. Für die Ausbildungsberufe fällt die Geschlechtsspezifität am geringsten aus: Hier weisen nur zwei der fünf untersuchten Stellenanzeigen wesentlich mehr kommunale als agentische Wörter auf.

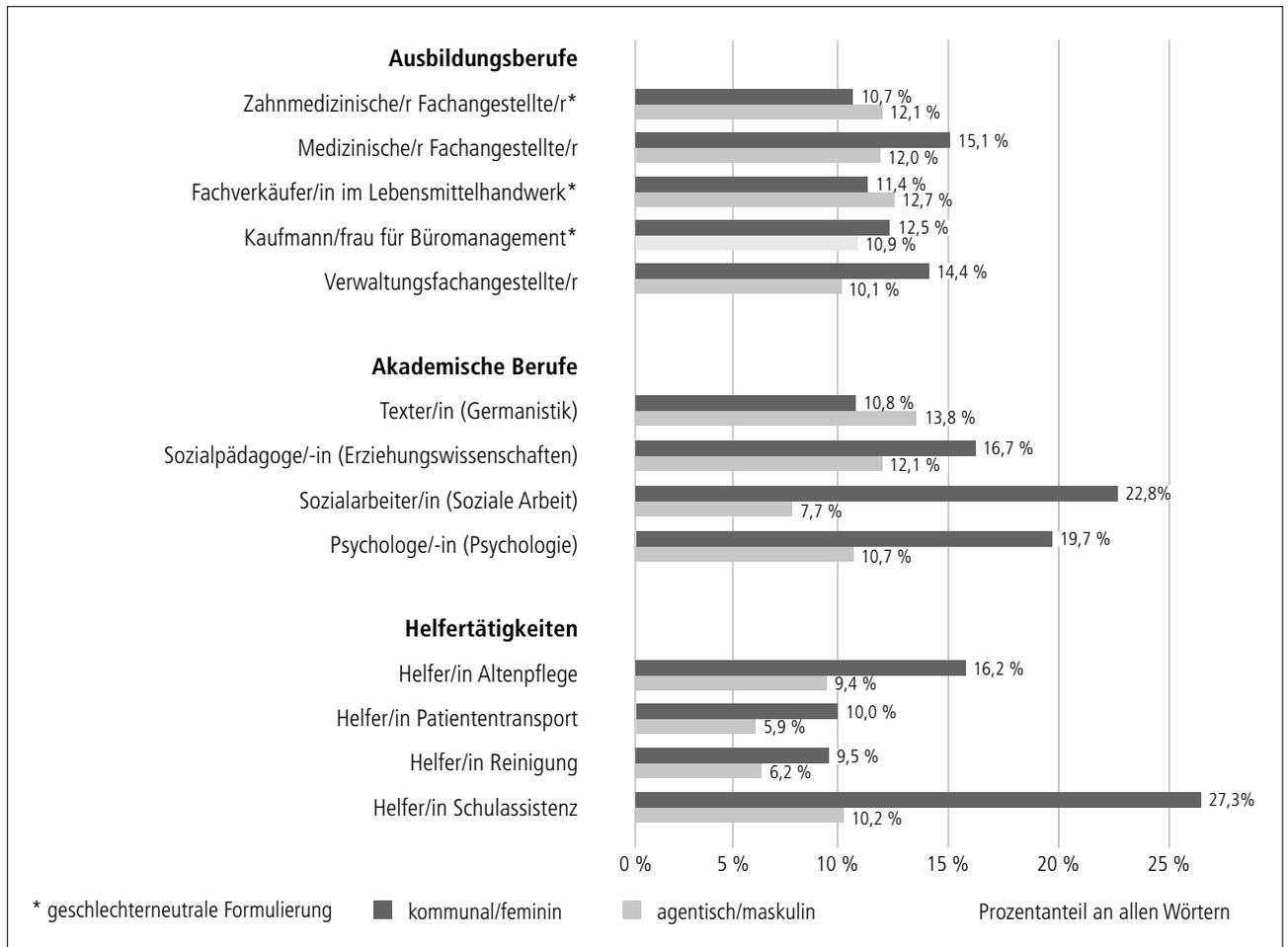
In der Kategorie der *geschlechtsunspezifischen* Tätigkeiten sind sechs der 13 Stellenanzeigen geschlechtsneutral, vier weitere maskulin und drei Stellenanzeigen feminin gestaltet (s. Abb. 3). Bei den Helfertätigkeiten sind drei der vier Stellen geschlechterneutral gestaltet, wohingegen nur zwei der vier Stellenanzeigen in der Kategorie Ausbildungsberufe und eine der vier Stellenanzeigen in der Kategorie akademische Berufe geschlechtsneutral gestaltet sind.

Ein Vergleich nach den Bildungsvoraussetzungen zeigt, dass die Stellenanzeigen der *Ausbildungsberufe* im Schnitt den ausgewogensten Anteil agentischer und kommunaler Wörter verzeichnen und in dieser Kategorie die meisten Stellenanzeigen mit einer neutralen Gestaltung zu finden sind. Von den 15 untersuchten Stellenanzeigen sind sechs Anzeigen genderneutral,

fünf agentisch und vier kommunal gestaltet. Im Kontrast dazu stehen die Stellenanzeigen für *akademische* Berufe. Diese weisen die stärkste Geschlechtsspezifität auf, sprich die heterogenste Verteilung agentischer und kommunaler Wortanteile. Von zwölf Stellenanzeigen kann nur eine als genderneutral kategorisiert werden, wohingegen sieben Anzeigen agentisch und vier feminin formuliert sind. Die Stellenanzeigen für *Helfertätigkeiten* liegen hinsichtlich der Geschlechtsspezifität zwischen den beiden anderen Kategorien. Fünf Stellenanzeigen sind agentisch, vier kommunal und drei neutral gestaltet.

Von den 39 Stellenanzeigen sind nur neun geschlechtsneutral abgefasst, insofern sie sowohl in der *Positionsbezeichnung* als auch im Fließtext stets die männliche und weibliche oder eine geschlechtsneutrale Form aufführen oder zumindest die Positionsbezeichnung durch den Zusatz m/w/d ergänzt ist. In 19 Stellenanzeigen ist die Positionsbezeichnung nur im generischen Maskulinum mit dem Zusatz m/w/d verfasst, wohingegen im Fließtext sogar 29 Stellenanzeigen

Abb. 2: Wortwahl in Stellenanzeigen frauendominierter Tätigkeiten (Prozentanteil an allen Wörtern)



Quelle: eigene Darstellung.

ausschließlich bzw. größtenteils die männliche Form enthalten. Dies betrifft Stellenanzeigen der Kategorien Ausbildungsberufe, akademische Berufe und Helfertätigkeiten gleichermaßen und kann bedeuten, dass diese Stellenanzeigen von Frauen als eher „männlich“ und die damit verbundenen Positionen als weniger attraktiv wahrgenommen werden (Hentschel/Horvath 2015). Im Kontrast dazu steht die Stellenanzeige für die Ausbildung als Zahnmedizinische/r Fachangestellte/r, in welcher im Fließtext durch die alleinige Nennung der weiblichen Form mit dem Zusatz m/w/d verstärkt weibliche Auszubildende angesprochen werden.

Die *Unternehmensprofile* der 39 Stellenanzeigen enthalten überwiegend ausgewogene Anteile agentischer und kommunaler Eigenschaften (15) oder mehr kommunale als agentische Eigenschaften (13).² Nur in acht Unternehmensprofilen übersteigt der Anteil agentischer den Anteil kommunaler Wörter wesentlich. Kommunale Inhalte, mit denen sich die Unternehmen präsentieren, betreffen die *familiäre Atmosphäre*, die

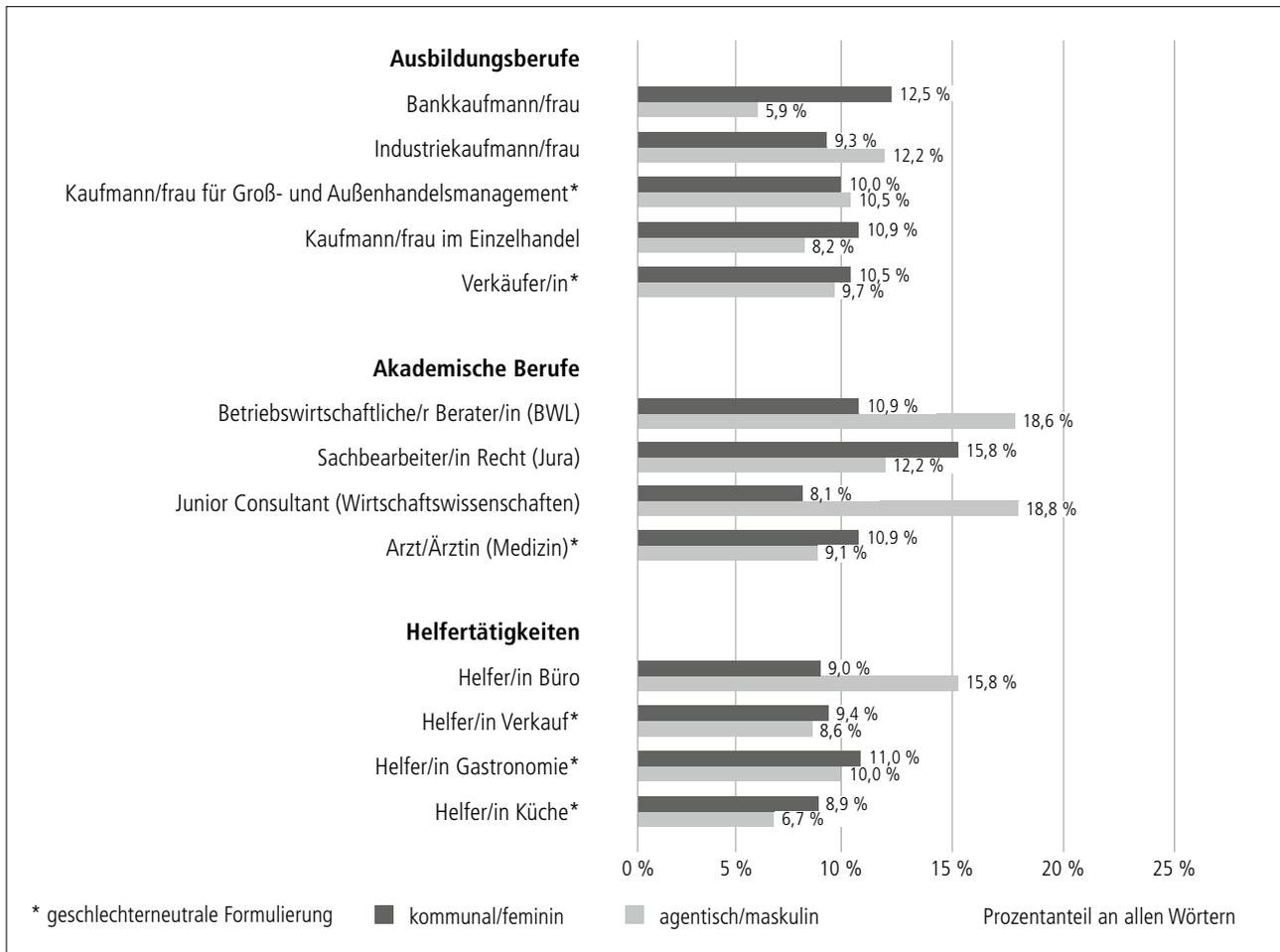
Kollegialität, die *gemeinsame Arbeit im Team*, den *freundlichen Dienstleistungsservice*, den *Mehrwert für die Kundinnen und Kunden* sowie das *Einfühlungsvermögen* und *Engagement der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter*. In Bezug auf die agentischen Inhalte heben die Unternehmen ihre *Spezialisten- und Expertenkenntnisse*, *hohe Fachkompetenz*, ihre *Erfahrungen*, *Auszeichnungen* und *Erfolge*, ihre *führende Position* und *Größe*, ihren *Einfluss* sowie das *Wissen* und die *Qualifikation* der Beschäftigten hervor.

Die *Berufsbilder* werden am häufigsten maskulin (15) oder feminin (12) vermittelt. Die neun übrigen in Stellenanzeigen enthaltenen Berufsbildbeschreibungen weisen agentische und kommunale Wörter zu gleichen Anteilen auf.

Die Geschlechtsspezifität der Berufsbild- bzw. Tätigkeitsbeschreibungen ergibt sich zum einen aus maskulin oder feminin konnotierten Verben und Substantiven. Zum anderen tragen agentische Adjektive zur geschlechtsspezifischen Gestaltung bei. Während Verben den Adressaten direkt ansprechen, Handlungen ausdrücken und einen

² Einige der 39 Stellenanzeigen enthalten keine vollständige Stellenbeschreibung, sodass die Summe von 39 bei der Analyse der einzelnen Elemente (Unternehmensprofil, Berufsbildbeschreibung, Anforderungsprofil, Leistungen des Unternehmens, geforderte persönliche Stärken) häufig nicht erreicht wird.

Abb. 3: Wortwahl in Stellenanzeigen ohne Geschlechterdominanz (Prozentanteil an allen Wörtern)



Quelle: eigene Darstellung.

Text dynamischer gestalten, lassen Substantive einen Text passiver wirken. Mit 22 Stellenanzeigen erfolgt der überwiegende Anteil der Berufsbildbeschreibungen durch reines Aufzählen von Substantiven ohne Pronomen, wodurch keine direkte Ansprache erfolgt, und ein entsprechend passiver Aufgabenbereich impliziert wird. In 17 Stellenanzeigen ist die Aufgabenbeschreibung mit Verben und Pronomen, wie bspw. „Sie organisieren“ und „Du berätst“, und somit in einer aktiven Ansprache, formuliert. Die Berufsbildbeschreibungen in der aktiven Ansprache kommen am häufigsten bei geschlechtsunspezifischen Berufen (7) und männerdominierten Berufen (6) vor. Nur vier Berufsbilder der frauendominierten Berufe werden aktiv vermittelt.

Die *Anforderungsprofile* sind das Element mit der größten Maskulinität in der Wortwahl. So sind 19 der 39 Anforderungsprofile maskulin formuliert. Zwölf Anforderungsprofile sind genderneutral gestaltet. Lediglich 9 der 39 Stellenanzeigen enthalten deutlich mehr kommunal als agentisch konnotierte Anforderungen.

Der größte Anteil maskulin gestalteter Anforderungsprofile entfällt mit 11 von 13 Stellenanzeigen auf männerdominierte Tätigkeitsbereiche. Zu den Anforderungen mit agentischem Inhalt gehören in der Rubrik Soft-Skills *Eigeninitiative*, *Leistungsbereitschaft*, *Belastbarkeit*, *körperliche Fitness*, *Motivation*, *Einsatzbereitschaft*, eine *eigenverantwortliche* und *selbstständige* Arbeitsweise, ein *sicheres* und *überzeugendes Auftreten*, *analytisches* und *lösungsorientiertes Denken* und *Abgrenzungsfähigkeit*. Die genannten Anforderungen repräsentieren die Merkmale aufgabenbezogene Kompetenz, Instrumentalität oder Selbstbehauptung des Konzepts *Agency* (Bakan 1966). Kommunale Anforderungen der Rubrik Soft-Skills sind *Kooperations-* und *Teamfähigkeit*, *Einfühlungsvermögen*, *Lernbereitschaft*, *Engagement*, eine *zuverlässige Arbeitsweise*, *Kommunikationsfähigkeit*, *Kreativität*, *Kontaktfreudigkeit*, *Empathie*, *Verantwortungsbewusstsein*, *Aufgeschlossenheit* sowie *respektvolles* und *fair*es Arbeiten im *Team*. Die kommunalen Anforderungen, welche die Unternehmen an potenzielle

Bewerberinnen und Bewerber kommunizieren, betreffen vorrangig soziale Kompetenzen und sind in den Dimensionen Wärme, Soziales und Gemeinschaftsorientierung des Konzepts *Communion* verortet. Anforderungen der Rubrik Hard-Skills sind häufiger agentisch geprägt. Zu den agentischen Hard-Skills zählen Berufserfahrung, handwerkliches Geschick, Know-how über aktuelle Technologien, das erfolgreiche Bestehen des Auswahltests, gute Englischkenntnisse sowie Anwendungssicherheit im Umgang mit IT. Kommunale Hard-Skills zeigen sich in den Wörtern *Interesse* und *Verständnis* bspw. in den Formulierungen Kaufmännisches Verständnis sowie *Interesse an Wohnen und Einrichten*.

Persönliche Stärken, welche sich die Betriebe von ihren Bewerberinnen und Bewerbern erhoffen, enthalten 27 der 39 Stellenanzeigen. Der überwiegende Anteil der Stellenanzeigen weist mehr agentische als kommunale Stärken auf. So sind in 13 Stellenanzeigen mehr maskulin als feminin konnotierte Stärken aufgeführt. Dagegen enthalten nur acht Stellenanzeigen mehr feminin als maskulin konnotierte Stärken, während in sechs Anzeigen eine ausgeglichene Anzahl an femininen und maskulinen Stärken festzustellen ist.

Die Passagen über die *gebotenen Leistungen* formulieren die Betriebe mit erheblich mehr kommunalen als agentischen Wörtern. So präsentieren die Arbeitgeber ihre Leistungen in 17 Stellenanzeigen feminin, in zehn Anzeigen genderneutral und lediglich in acht Stellenanzeigen maskulin. Damit sind die gebotenen Leistungen das Element mit der größten Femininität in der Wortwahl. Dabei entfällt der größte Anteil feminin formulierter Leistungen auf die frauendominierten (9) und die geschlechtsunspezifischen (6) Berufe. Die Leistungen *familiäre Arbeitsatmosphäre*, *wertschätzende Zusammenarbeit*, *harmonisches* und eingespieltes *Team*, *kollegiale Unterstützung*, *Gestaltungsspielräume*, sehr gute *Vereinbarkeit von Familie* und Beruf sowie die Möglichkeit, sich mit anderen Auszubildenden *auszutauschen* und zu *vernetzen*, transportieren das Konstrukt Gemeinschaftsorientierung (engl. *Communion*). Im Gegensatz dazu versuchen die Arbeitgeber männlich dominierter Ausbildungsberufe potenzielle Bewerberinnen und Bewerber mit *abwechslungsreichen Praxiserfahrungen*, *herausfordernden* und *verantwortungsvollen Aufgaben*, *hervorragenden individuellen* Entwicklungsperspektiven, *hoher Eigenverantwortung* und der Vorbereitung auf die *Herausforderungen* der Arbeitswelt zu überzeugen, was Vorzüge sind, die mit Handlungsfähigkeit bzw. *Agency* in Verbindung stehen. In Bezug auf die finanziellen Aspekte sind die Formulierungen *leistungsbezogenes Vergütungspaket*, *erfolgsabhängiger*

Jahresbonus sowie *leistungsgerechte Vergütung* entsprechend der *Qualifikation* maskulin konnotiert. Feminin konnotiert sind die Formulierungen *faire* und *angemessene* Entlohnung und betriebliche *Altersvorsorge*. Helfertätigkeiten führen überwiegend harte Faktoren zu finanziellen Rahmenbedingungen auf, während Leistungen für Ausbildungs- und akademische Berufe die Tätigkeitsinhalte sowie die Entwicklungsperspektiven stärker in den Vordergrund stellen.

4 Diskussion

Es lässt sich festhalten, dass Stellenanzeigen für *männerdominierte* Berufe deutlich mehr agentische als kommunale Wörter enthalten und die Gestaltung in der Gesamtheit klar maskulin ausfällt. Stellenanzeigen für *frauendominierte* Berufe weisen analog mehr kommunale als agentische Wörter auf und sind überwiegend feminin gestaltet. Jedoch zeigt sich hier im Vergleich zu den Stellenanzeigen der männerdominierten Berufe eine homogenere Gestaltung hinsichtlich des maskulinen und femininen Wortanteils, wodurch die feminine Ausprägung deutlich geringer ausfällt als die maskuline Ausprägung in den Stellenanzeigen für männerdominierte Berufe. Die Stellenanzeigen für *geschlechtsunspezifische* Berufe sind am geschlechtsneutralsten gestaltet und zeichnen sich am häufigsten durch ein ausgewogenes Verhältnis maskuliner und femininer Wörter aus.

Dass sich in frauen- und männerdominierten Berufen so deutlich eine geschlechtsspezifische Wortwahl zeigt, deutet darauf hin, dass sich Arbeitgeber bei der Formulierung von Stellenanzeigen (immer noch) von Geschlechterstereotypen leiten lassen. Abhängig vom Berufsbild scheinen sie bei der Stellenausschreibung stereotype Vorstellungen von der idealen Kandidatin oder dem idealen Kandidaten zu haben, wodurch ungewollt Diskriminierungsrisiken auftreten können. Dies kann dazu führen, dass insbesondere Frauen sich seltener auf agentisch formulierte Stellenanzeigen bewerben.

Ausbildungsberufe sind im Schnitt am neutralsten gestaltet, wohingegen Stellenanzeigen für akademische Berufe und solche für Helfertätigkeiten eine hohe Geschlechtsspezifität zeigen. Dies lässt vermuten, dass Ausbildungsbetriebe stärker als andere Unternehmen für die geschlechtergerechte Gestaltung von Stellenanzeigen sensibilisiert sind. Die Neutralität der Stellenanzeigen für Ausbildungsberufe betrifft jedoch nur Stellenanzeigen für Misch- sowie frauendominierte Berufe, während diejenigen für männerdominierte Ausbildungsberufe agentisch formuliert sind.

Die maskuline Ausgestaltung von *Anforderungsprofilen* sowie *persönlichen Stärken* deutet darauf hin, dass Erfolg in der Berufswelt stärker mit männlichen als mit weiblichen Eigenschaften verknüpft ist. Da Frauen sich im Kontext der Selbststereotypisierung in Bezug auf kommunale Merkmale stärker und in Bezug auf agentische Merkmale schwächer als Männer einschätzen (u. a. Bem 1974), können sie durch Stellenanzeigen, in welchen vermehrt agentische Eigenschaften gefordert werden, von einer Bewerbung abgehalten werden (s. auch Gaucher/Friesen/Kay 2011; Hentschel/Heilmann/Peus 2019). Die Wahrscheinlichkeit, dass Frauen sich auf agentisch gestaltete Stellen bewerben, wird auch dadurch reduziert, dass in den Anforderungsprofilen fast ausschließlich und im Rahmen der persönlichen Stärken ohnehin nur Eigenschaften aufgezählt werden und nicht das mit den Eigenschaften verknüpfte Verhalten, welches sich Frauen in vielen Fällen zutrauen (Born/Taris 2010). Weiterhin ist anzuführen, dass Frauen dazu neigen, jede Anforderung als notwendig anzusehen, und sich bei gleicher Qualifikation weniger zutrauen als Männer (Jobware 2014). Da Geschlechterstereotype nicht nur ins eigene Selbstkonzept integriert werden, sondern auch in der Gesellschaft die Annahme vorherrscht, dass agentische Eigenschaften bei Männern und kommunale Eigenschaften bei Frauen stärker ausgeprägt sind (u. a. Hentschel/Heilmann/Peus 2019), ist davon auszugehen, dass auch arbeitgeberseitig Effekte auftreten. So können geschlechtsstereotype Annahmen und unterschiedliche Erwartungen in Bezug auf Frauen und Männer sowohl beim Verfassen von Stellenanzeigen als auch im Auswahlprozess Einfluss nehmen. Wahrscheinlich werden Stellenanzeigen im Sinne des *unconscious bias* (Habermacher/Peters/Ghadiri 2014) nicht absichtlich geschlechtsspezifisch formuliert, sondern dies ist ein Resultat von in der Gesellschaft verankerten Geschlechterstereotypen, ungleichen Rollenaufteilungen und traditionellen Vorstellungen über Berufsbilder.

5 Handlungsempfehlungen

Dass Stellenanzeigen für männerdominierte Berufe deutlich mehr agentische und Stellenanzeigen für frauendominierte Berufe mehr kommunale Worte aufweisen, deutet darauf hin, dass bei der Formulierung von Stellenanzeigen Geschlechterstereotype projiziert werden. Damit ergibt sich ein deutlicher Handlungsbedarf in Bezug auf die gendergerechte Gestaltung von Stellenanzeigen. Die Befunde zeigen auch, dass

insbesondere für das Element Anforderungsprofil im Hinblick auf gendersensible Formulierungen Maßnahmen ergriffen werden sollten, da Frauen sich auf Stellenanzeigen, welche agentische Anforderungen beinhalten, seltener bewerben (u. a. Bem 1974; Jobware 2014).

Im Umkehrschluss ist davon auszugehen, dass gendergerecht formulierte Stellenanzeigen den Benachteiligungen, welche durch eine geschlechtsspezifische Wortwahl entstehen, entgegenwirken.

A Alle Geschlechter ansprechen

Im Positionstitel sollten alle Geschlechter angesprochen werden. Geschlechtergerechte Sprache kann zum einen durch geschlechtsneutrale Ausdrücke, wie Assistenz, Leitung, Fachkraft, oder durch die Nennung des Studiengangs erreicht werden. Zum anderen ist eine geschlechtergerechte Sprache auch durch Formen, die Frauen und Männer explizit (Texterin und Texter) oder symmetrisch (Texter/in) nennen, möglich. Von der Beidennung der Geschlechter im Positionstitel gehen positive Effekte aus. So wird sowohl die Position als auch die Organisation von Frauen und Männern als attraktiver bewertet und Frauen bewerben sich eher, wenn Organisationen eine Stelle mit Beidennung der Geschlechter anstelle des generischen Maskulinums ausschreiben (Horvath/Sczesny 2014). Männer und Frauen beurteilen die Organisation ggf. auch eher als fair. Geschlechtergerechte Personenbezeichnungen sollten im Text durchgängig beibehalten werden. Wird nur die männliche Form genannt, führt dies dazu, dass Stellenanzeigen von Frauen als „männlich“ und die damit verbundenen Positionen als weniger attraktiv wahrgenommen werden (Hentschel/Horvath 2015). Zudem sollten Arbeitgeber in allen Positionstiteln das Kürzel (m/w/d) angeben, damit sich alle geschlechtlichen Identitäten wiederfinden.

B Geschlechterstereotype vermeiden

Insbesondere Frauen fühlen sich von agentisch formulierten Stellenanzeigen nicht angesprochen. Arbeitgeber sollten daher auf ein ausgewogenes Verhältnis kommunaler und agentischer Wörter in ihren Stellenanzeigen achten oder neutrale Alternativen verwenden. Dies gilt für alle Elemente einer Stellenanzeige. So sollten bspw. in den Tätigkeitsprofilen weiblich und männlich konnotierte Aufgaben gleichwertig beschrieben werden oder bei den Anforderungsprofilen auf einen Ausgleich agentischer und kommunaler Anforderungen geachtet werden.

C Nicht entscheidende Anforderungen als optional kennzeichnen

Frauen stufen Anforderungen im Vergleich zu Männern eher als zwingend ein und können dadurch von Bewerbungen abgehalten werden (Jobware 2014). Sie bewerben sich bei gleicher Eignung seltener auf Positionen, während Männer sich bereits bei Teilerfüllung der Anforderungen für gut geeignet halten. Arbeitgeber sollten sich daher auf die entscheidenden Anforderungen beschränken und Anforderungen, die nicht entscheidend sind, als optional, bspw. mit der Formulierung „wünschenswert“, kennzeichnen.

D Eigenschaften in Verhaltensweisen konvertieren

Unternehmen können mehr Bewerbungen von Frauen erzielen, indem sie agentische Eigenschaften in Verhaltensweisen konvertieren (Born/Taris 2010). Insbesondere für maskulin geprägte Berufsbilder sollten Arbeitgeber erstrebenswerte Verhaltensweisen für einen bestimmten Aufgabenbereich skizzieren und weniger eine Charakterisierung der gewünschten Person vornehmen. Hierdurch werden zudem Transparenz und eine objektive Grundlage geschaffen, auf Basis derer Interessierte ihre Eignung für die jeweilige Position einschätzen können.

E Umwandlung agentischer in kommunale Formulierungen

Da Frauen sich eher auf kommunal oder neutral statt agentisch formulierte Stellenanzeigen bewerben und Männer sich weitgehend unabhängig von den Formulierungen in einer Stellenanzeige von der Position angesprochen fühlen (Jobware 2014; Hentschel/Heilmann/Peus 2019), kann durch die Umwandlung agentischer in kommunale Formulierungen das Bewerbungspotenzial bei Frauen erhöht werden, ohne männliche Interessierte zu verschrecken. Kommunal formulierte Stellenanzeigen dürften somit gendergerechter sein als agentisch formulierte. Insgesamt sollte jedoch ein angemessenes Verhältnis kommunaler und agentischer Wörter geachtet und auch auf eine genderneutrale Wortwahl zurückgegriffen werden. Die Formulierungen in Tab. 1 sind den analysierten Stellenanzeigen entnommen und zeigen für ausgesuchte Elemente Lösungen, wie agentische Formulierungen in kommunale oder genderneutrale Formulierungen konvertiert werden können.

Tab. 1: Umformulierung des Unternehmensprofils und der gebotenen Leistungen

(hellgrau: agentisch, dunkelgrau: kommunal, unterstrichen: genderneutral)

Unternehmensprofil	
Agentisch/Maskulin	Kommunal/Feminin
Wir können uns <u>namhafter</u> Kunden <u>rühmen</u> .	→ Wir unterhalten <u>Beziehungen</u> zu vielen <u>zufriedenen</u> Kunden.
Wir sind ein <u>leistungsstarkes</u> und innovatives Familienunternehmen, welches durch jahrelange <u>Erfahrung</u> <u>bestmögliche</u> Ausführung garantiert.	→ Wir sind ein <u>engagiertes</u> und <u>zuverlässiges</u> Familienunternehmen und <u>bieten</u> einen <u>vorbildlichen</u> und <u>persönlichen Service</u> .
Wir sind <u>berühmt</u> für unseren guten <u>Ruf</u> in puncto <u>Fachkompetenz</u>	→ Wir sind bekannt für unseren guten <u>Service</u> und unser <u>Verständnis</u> für ...
Das Universitätsklinikum (...) ist der <u>überregional</u> <u>anerkannte</u> <u>Experte</u> für <u>komplexe</u> , <u>schwere</u> und <u>seltene</u> Erkrankungen und Verletzungen.	→ Das Universitätsklinikum (...) <u>versorgt</u> und <u>betreut</u> Patientinnen und Patienten mit <u>umfassenden</u> und <u>seltene</u> n Erkrankungen und Verletzungen auf höchstem Niveau.
Wir liefern Produkte von <u>höchster</u> <u>Qualität</u> und <u>Sorgfalt</u> .	→ Wir liefern Produkte, auf die sich Familien rund um den Globus <u>verlassen</u> können.
Wir <u>planen</u> und <u>realisieren</u> für unsere Kunden technische Dienstleistungen.	→ Wir <u>bieten</u> ein breites Spektrum an technischen Dienstleistungen.

Gebotene Leistungen	
Agentisch/Maskulin	Kommunal/Feminin
Wir „pushen“ deine Karriere.	→ Wir fördern dich mit Fort- und Weiterbildung .
Leistungsbezogene Vergütung	→ Faire und angemessene Vergütung
Individuelle Einarbeitung durch Experten	→ Kollegiale Unterstützung im Rahmen der Einarbeitung
Erfahrenes und motiviertes Team	→ engagiertes Team, das gerne seine Erfahrungen mit Ihnen teilt
Herausforderungen in einem dynamischen und hochmotivierten Team	→ Mitarbeit in einem engagierten Team
Anspruchsvolles und spannendes Aufgabenspektrum	→ Mitwirkung an interessanten und vielseitigen Aufgaben
Hervorragende Perspektiven und Aufstiegschancen nach dem Abschluss	→ Unterstützung und persönliche Betreuung im Hinblick auf Ihre berufliche Zukunft nach dem Abschluss

Quelle: eigene Darstellung.

6 Literatur

- Abele, Andrea E.; Uchronski, Mirijam; Suitner, Caterina & Wojciszke, Bogdan. (2008). Towards an operationalization of the fundamental dimensions of agency and communion: Trait content ratings in five countries considering valence and frequency of word occurrence. *European Journal of Social Psychology, 38*, 1202–1217.
- Bakan, David. (1966). *The duality of human existence. An essay on psychology and religion*. Chicago: Rand McNally.
- Bauhoff, Frauke & Schneider, Martin. (2013). „Sekretärin des Vorstandes“ gesucht: Stellenanzeigen und die expressive Funktion des AGG. *The German Journal of Industrial Relations, 54–76*.
- Bem, Sandra L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 42(2)*, 155–162.
- Boll, Christina; Bublitz, Elisabeth & Hoffmann, Malte. (2015). Geschlechtsspezifische Berufswahl: Literatur- und Datenüberblick zu Einflussfaktoren, Anhaltspunkten struktureller Benachteiligung und Abbruchkosten. *HWWI Policy, 90*, 12–17.
- Born, Marise P. & Taris, Toon W. (2010). The impact of the wording of employment advertisements on students' inclination to apply for a job. *The Journal of Social Psychology, 150(5)*, 485–502.
- Bundesinstitut für Berufsbildung (2021a). *Rangliste 2021 der Ausbildungsberufe nach Anzahl der Neuabschlüsse – Männer*. www.bibb.de/de/141927.php.
- Bundesinstitut für Berufsbildung (2021b). *Rangliste 2021 der Ausbildungsberufe nach Anzahl der Neuabschlüsse – Frauen*. www.bibb.de/de/141929.php.
- Cadinu, Mara & Galdi, Silvia. (2012). Gender differences in implicit gender self-categorization lead to stronger gender self-stereotyping by women than by men. *European Journal of Social Psychology, 42(5)*, 546–551.
- Chapman, Derek S.; Uggerslev, Krista L.; Carroll, Sarah A.; Piasentin, Kelly A. & Jones, David A. (2005). Applicant Attraction to Organizations and Job Choice: A Meta-Analytic Review of the Correlates of Recruiting Outcomes. *Journal of Applied Psychology, 90(5)*, 928–944.
- Deaux, Kay & LaFrance, Marianne. (1998). Gender. In Daniel T. Gilbert; Susan Fiske & Gardner Lindzey (Hrsg.), *The handbook of social psychology* (4th Ed., 788–827). New York: McGraw Hill.
- Diehl, Manfred; Owen, Stephanie K. & Youngblade, Lise M. (2004). Agency and communion attributes in adults' spontaneous self-representations. *International Journal of Behavioral Development, 28(1)*, 1–15.
- Eckes, Thomas. (1997). *Geschlechterstereotype: Frau und Mann in sozialpsychologischer Sicht*. Centaurus.
- Gaucher, Danielle; Friesen, Justin & Kay, Aaron C. (2011). Evidence that gendered wording in job advertisements exists and sustains gender

- inequality. *Journal of Personality and Social Psychology*, 101(1), 109–128.
- Habermacher, Andreas; Peters, Theo & Ghadiri, Argang. (2014). Das Gehirn, Entscheidungen und Unconscious Bias. In Charta der Vielfalt e. V., *Vielfalt erkennen – Strategien für einen sensiblen Umgang mit unbewussten Vorurteilen* (S. 21–28). www.charta-der-vielfalt.de/fileadmin/user_upload/Studien_Publikationen_Charta/Vielfalt_erkennen_BF.pdf.
 - Hentschel, Tanja & Horvath, Lisa K. (2015). Passende Talente ansprechen – Rekrutierung und Gestaltung von Stellenausschreibungen. In Claudia Peus; Susanne Braun; Tanja Hentschel & Dieter Frey (Hrsg.), *Personalauswahl in der Wissenschaft: Evidenzbasierte Methoden und Impulse für die Praxis* (S. 73–82). Springer.
 - Hentschel, Tanja; Heilman, Madeline E. & Peus, Claudia. (2019). The multiple dimensions of gender stereotypes – A current look at men’s and women’s characterizations of others and themselves. *Frontiers in Psychology*, 10(11).
 - Hobler, Diemar; Pfahl, Svenja & Spitznagel, Julia. (2019). *Horizontale Segregation des Arbeitsmarktes 2017*. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI). www.wsi.de/data/wsi_gdp_et_20190619_16.pdf.
 - Horvath, Lisa Kristina & Sczesny, Sabine. (2014). *Gender-fair language in organizations: Attracting potential leaders and promoting the organizational image of gender equality*. Paper presented at the 17th General Meeting of the European Association of Social Psychology, Amsterdam, NL.
 - Kite, Mary E.; Deaux, Kay & Haines, Elizabeth L. (2008). Gender stereotypes. *Psychology of women: A handbook of issues and theories*, 2, 205–236.
 - Pietraszkiewicz, Agnieszka; Formanowicz, Magdalena; Sendén, Marie; Boyd, Ryan L.; Sikström, Sverker & Sczesny, Sabine. (2019). The big two dictionaries: Capturing agency and communion in natural language. *European Journal of Social Psychology*, 49(5), 871–887. <https://doi.org/10.1002/ejsp.2561>
 - Seibert, Holger; Wiethölter, Doris & Schwengler, Barbara. (2021). *Beschäftigungsentwicklung von Helfertätigkeiten. Starker Einbruch in der Corona-Krise*. IAB-Kurzbericht 16/2021: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. <https://doku.iab.de/kurzber/2021/kb2021-16.pdf>.
 - Spence, Janet T. & Buckner, Camille E. (2000). Instrumental and expressive traits, trait stereotypes, and sexist attitudes: What do they signify? *Psychology of Women Quarterly*, 24(1), 44–62.
 - Spitzer, Daniel; Tschürtz, Simon & Burel, Simone. (2019). *Deutsche Stellenausschreibungen unterscheiden zwischen Mann und Frau: Wie geschlechtsspezifische Sprache die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern verfestigt*. 100 Worte Sprachanalyse GmbH. www.researchgate.net/publication/333355832.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Bettina Franzke
Lehrbeauftragte
FOM Hochschule für Ökonomie
& Management
bettina.franzke@fom-net.de
<https://doi.org/10.17185/duerpublico/77282>

Natalia Fast

Weiblich – muslimisch – sportengagiert. Eine intersektionale Analyse sportbezogener Biografien türkeistämmiger Frauen in Deutschland

1 Problemstellung

Empirische Studien zeigen seit vielen Jahren, dass Mädchen und Frauen mit einem türkischen Migrationshintergrund im Vergleich zu Mädchen und Frauen aus anderen Herkunftsländern sowie auch zu jenen ohne einen Migrationshintergrund im organisierten Sport in Deutschland am geringsten vertreten sind (Mutz 2009; Mutz/Burmann 2015; Gehrman et al. 2022). Damit bleiben ihnen viele Erfahrungen des Sporttreibens in einem festen sozialen Organisationsrahmen verschlossen, wie z. B. das Erreichen sportlicher Ziele nach Phasen des Übens und Trainierens für einen Wettkampf, die wohltuende Wirkung regelmäßiger Bewegung sowie das Eingebundensein in eine Mannschaft oder Sportgruppe verbunden mit der Integration in soziale Netzwerke. Dadurch entgehen ihnen vielfältige Möglichkeiten der Entwicklung (u. a. Gerlach/Brettschneider 2013; Fussan 2006; Schimank/Schöneck 2006; Becker/Häring 2012: 267).

Führt man sich vor Augen, dass türkeistämmige Mädchen und Frauen die größte herkunftslandbezogene Gruppe unter den Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund in Deutschland bilden (Statistisches Bundesamt 2019: 45), dann wird ersichtlich, dass eine durchaus beträchtliche Zahl von Mädchen und Frauen einem bedeutsamen kulturellen Bereich der Gesellschaft – dem Sport – fernbleibt und dass ihnen damit wichtige Entwicklungschancen entgehen. Die geringe Teilhabe dieser Gruppe am organisierten Sport kann wie andere Benachteiligungen dieser Gruppe (Teilhabe an Bildung und am Arbeitsmarkt; Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration 2019: 156 ff.; 191) als Ausdruck sozialer Ungleichheit gewertet werden, was in einer demokratisch verfassten, pluralistischen und auf gleichberechtigte Teilhabe gerichteten Gesellschaft nicht hinnehmbar und auch von politischer Seite nicht gewollt ist¹.

Als Erklärungen für die geringe Beteiligung dieser Gruppe am organisierten Sport werden häufig sozioökonomische Faktoren, kulturelle Differenzen und die islamische Religionszugehörigkeit herangezogen (Bahlke/Kleindienst-Cachay 2017; Kleindienst-Cachay 2007; Mutz 2009). Dabei wird angenommen, dass die Kombination aus weiblichem Geschlecht und türkischer

Herkunft, verbunden mit der Zugehörigkeit zum Islam, ungünstig für den Zugang zum organisierten Sport sei und ein langfristiges Sportengagement damit erschwert werde. Beispiele erfolgreicher türkeistämmiger Sportlerinnen im organisierten Sport – wenngleich es nur wenige sind – zeigen aber, dass es trotz bestehender Hindernisse gelingen kann, einen Zugang zum Sport zu finden und langfristig darin zu verbleiben (Kleindienst-Cachay 2007). Es gibt also offenbar bestimmte Bedingungen, die förderlich für ein nachhaltiges Sportengagement dieser Frauen sind. Die Frage nach diesen spezifischen Bedingungen für den Zugang und Verbleib ist allerdings bislang kaum beforscht worden. Dieser Forschungen bedarf es aber, um Erkenntnisse darüber zu gewinnen, in welcher Weise Mädchen und jungen Frauen mit türkischem Migrationshintergrund eine Teilhabe am organisierten Sport ermöglicht werden kann. Dabei müssen vor allem die Ungleichheitskategorien Geschlecht, Ethnizität und sozioökonomischer Status, die für sich stehend die Unterrepräsentanz nicht hinreichend erklären können, in ihren Wechselwirkungen betrachtet werden.

Ziel dieses Beitrags ist es daher, Wechselwirkungsprozesse von Ungleichheitskategorien wie sozioökonomischer Status, Geschlecht und Ethnizität beim Zugang zum und beim Verbleib im organisierten Sport von Mädchen und Frauen mit türkischem Migrationshintergrund zu beschreiben und zu erklären. Es wird der Frage nachgegangen, welche Bedingungen den Zugang sowie ein dauerhaftes Sportengagement begünstigen und welche Hindernisse einem Sportengagement entgegenstehen. Weiterführend wird danach gefragt, in welcher Weise der Zugang zum und der Verbleib im organisierten Sport das Leben der Frauen in positiver Weise geprägt hat. Diese Fragen werden auf der Grundlage qualitativer Interviews mit türkeistämmigen, langjährig im organisierten Sport aktiven Frauen zu beantworten versucht.

Im vorliegenden Beitrag wird zunächst der aktuelle Forschungsstand hinsichtlich der Beteiligung türkeistämmiger junger Frauen und zu Erklärungsversuchen der geringen Beteiligung dargelegt. Den theoretischen Bezugsrahmen bildet der Ansatz der Intersektionalität, der auf den Untersuchungsgegenstand übertragen und um

¹ Siehe hierzu das vom Bundesministerium des Innern und für Heimat 2022 bundesweit geförderte Programm „Integration durch Sport“ unter www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/integration/integration-sport/integration-sport-node.html;jsessionid=2414B1506C42050D9B32876AAE4F2FB4.1_cid287.

die theoretische Perspektive der Erziehungsstile ergänzt wird. Darauf folgen die Beschreibung des methodischen Vorgehens und schließlich die Darstellung zentraler Ergebnisse der Interviewstudie.

2 Aktueller Forschungsstand

Empirische Studien, wie die Re-Analyse der PISA-Ergänzungsstudie (Mutz 2009; 2012) – befragt wurden 15-jährige Mädchen und Jungen –, weisen für Mädchen mit Migrationshintergrund einen Organisationsgrad von 28,2 % auf, während dieser bei Mädchen ohne Migrationshintergrund 42,1 % beträgt. Bei türkeistämmigen Mädchen liegt der Organisationsgrad sogar nur bei 20,5 % (Mutz 2009: 108–110). Ähnliche Werte zeigen sich auch bei einer Re-Analyse der Daten des DJI-Jugendsurveys von 2003, die für 12 bis 18-jährige Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund einen Organisationsgrad von 25 % aufweisen, wohingegen einheimische Mädchen zu 50 % im organisierten Sport vertreten sind (Mutz/Burmann 2015: 72). Unabhängig davon, dass die Beteiligungswerte am organisierten Sport in den verschiedenen Studien differieren, ist festzuhalten, dass die Differenzen zu einheimischen Mädchen und jungen Frauen in allen Studien erheblich sind und sich zwischen 20 und 30 Prozentpunkten bewegen.

Eine in jüngerer Zeit vorgenommene Re-Analyse von Daten des Sozioökonomischen Panels (SOEP) zur Beteiligung am Vereinssport für die Zeiträume 2000 bis 2010 und 2011 bis 2018 zeigt für 16 bis 17-jährige Mädchen weiterhin Unterschiede von 13,6 Prozentpunkten in Zeitraum I und sogar von 18,3 Prozentpunkten in Zeitraum II zwischen Mädchen mit und ohne Migrationshintergrund. Der Vergleich zwischen den Daten beider Zeiträume offenbart bei den Mädchen mit Migrationshintergrund einen Rückgang, der insbesondere auf einen Rückgang bei türkeistämmigen sowie aus der ehemaligen Sowjetunion stammenden Mädchen zurückzuführen ist (Gehrmann et al. 2022).

Als Erklärungen für die geringe Beteiligung dieser Gruppe am organisierten Sport werden häufig die islamische Religionszugehörigkeit, kulturelle Differenzen oder auch sozioökonomische Differenzen herangezogen (Kleindienst-Cachay 2007; Mutz 2009; Bahlke/Kleindienst-Cachay 2017). Dabei werden Additionseffekte der Faktoren Geschlecht, Migrationshintergrund, sozioökonomischer Status der Herkunftsfamilie, Bildungsniveau und Zugehörigkeit zur islamischen Religion angenommen, die ungünstig für den Zugang zum organisierten Sport seien und ein langfris-

tiges Sportengagement erschweren. Die Studien von Kleindienst-Cachay (2007) und Zender (2018) verweisen explizit auf Schwierigkeiten im Hinblick auf die Vereinbarkeit des Sportengagements mit religiös-kulturell bedingten Körperregeln (vor allem dem Gebot der Körperbedeckung) und weiteren geschlechtstypischen Rollenerwartungen an türkisch-muslimische Mädchen und junge Frauen, wie etwa die Erfüllung häuslicher Pflichten, das Erwerben von Fertigkeiten, die als hausfrauenspezifisch angesehen werden, sowie die frühe Eheschließung. Dabei wird insbesondere auf die elterlichen Ge- und Verbote bezüglich eines angemessenen Verhaltens muslimischer Mädchen und Frauen im öffentlichen Raum verwiesen (Kleindienst-Cachay 2007; Zender 2018).

Einzelne Beispiele erfolgreicher türkisch-muslimischer Frauen im Leistungs- bzw. Hochleistungssport zeigen allerdings, dass es trotz bestehender Hindernisse gelingen kann, einen Zugang zum Sport zu finden und langfristig darin zu verbleiben (Kleindienst-Cachay 2007). Offenbar gibt es moderierende Faktoren, die die These der Additionseffekte in Frage stellen. So scheinen vielmehr verschiedene, sich gegenseitig bedingende Faktoren Einfluss auf das Sportengagement von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund zu haben. Das Zusammenwirken aller Faktoren und deren Wechselwirkungen ist aber bisher unzureichend empirisch untersucht.

Damit fehlen Forschungsarbeiten, die aufklären, wie die bisher identifizierten Faktoren, die ein Sportengagement moderieren, zusammenwirken, wie sich z. B. der sozioökonomische Status, die Höhe des kulturellen Kapitals der Familien und die Zugehörigkeit zum Islam auf die Regeln in den Familien auswirken. Zudem ist weitgehend unbekannt, welche dieser Faktoren in besonderem Maße wirksam sind bzw. welche Faktoren in Interaktion mit einem oder mehreren Faktoren ein Sportengagement begünstigen oder eher verhindern.

3 Theoretischer Bezugsrahmen der Studie – das Paradigma der Intersektionalität als Erklärung von Ungleichheitsprozessen

Zur Bearbeitung dieser Fragen bedarf es eines theoretischen Ansatzes, der Ungleichheitskategorien wie Geschlecht, sozioökonomischer Status und Ethnizität in deren Wechselwirkungen zu fassen erlaubt. Diesen Anspruch erfüllen Theorien der Intersektionalität, wie z. B. der intersektionalitätstheoretische Ansatz von Winker und Degele (2009; Winker 2012). Dieser Ansatz

bietet sich für die Bearbeitung der vorliegenden Fragestellung vor allem deshalb an, weil er nicht nur eine laborierte Theorie der Intersektionalität, sondern auch eine Analysemethode enthält, um Wechselwirkungsprozesse zwischen den verschiedenen Kategorien herauszuarbeiten und zu beschreiben.

Die Autorinnen definieren Intersektionalität als Verwobenheit und wechselseitige Bedingtheit verschiedener Kategorien sozialer Ungleichheit, die in Wechselwirkung zueinander stehen. Es geht darum, zu analysieren, wie die verschiedenen Kategorien auf unterschiedlichen Ebenen – und zwar der Struktur-, Repräsentations- und Identitätsebene – interagieren (Winker 2012: 15). Winker und Degele leiten vor dem Hintergrund einer Gesellschaftsanalyse vier Kategorien ab, die zu untersuchen sind: Klasse, Geschlecht, „Rasse“ und Körper (Winker/Degele 2009: 37 ff.).

Bezogen auf die Fragestellung dieses Beitrags wurde aufbauend auf Winker und Degele (2009) untersucht, in welchen Wechselwirkungen der sozioökonomische Status, in den die wirtschaftliche Lage, der Beruf, aber auch der Bildungshintergrund der Familie eingehen, mit herkunftsbedingten Traditionen und religiösen Überzeugungen in Kombination mit den Kategorien Geschlecht und Körper stehen und das Sportengagement beeinflussen.

Bisherige Forschungsbefunde zeigen, dass ein Zusammenhang zwischen sozioökonomischem Status, Bildungsniveau und Engagement im organisierten Sport besteht: So ist der Anteil der Vereinsmitgliedschaften unter den Kindern und Jugendlichen mit einem hohen Bildungsniveau und hohem sozioökonomischem Status der Herkunftsfamilien deutlich höher als bei jenen aus niedrigen sozioökonomischen Niveaus (Breuer 2015a: 105). Bei diesem Tatbestand handelt es sich jedoch um „typische, nicht aber um deterministische Entsprechungen“ (Nobis/Albert 2018: 69), d. h., dass die zur Verfügung stehenden – teils knappen – ökonomischen Ressourcen durchaus auch für ein Sportengagement von Kindern und Jugendlichen eingesetzt werden können, wenn die Eltern Wert darauf legen. Festzuhalten bleibt aber, dass Personen mit höherem sozioökonomischem Status und höherem Bildungsniveau häufiger im organisierten Sport engagiert sind als diejenigen mit niedrigem sozioökonomischem Status (Rohrer/Haller 2015: 58). Für Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund, die aufgrund eines geringen Erwerbseinkommens und häufig auch niedrigen Bildungsniveaus ihrer Familien einen niedrigen sozioökonomischen Status aufweisen (Schacht/Metzing 2018: 274 ff.), heißt das, dass sie ungünstigere Bedingungen im Zugang zum

Sport haben dürften als Mädchen ohne Migrationshintergrund.

Jedoch ist beim Zugang zu einem Sozialsystem, wie dem organisierten Sport, der freiwillig ausgeübt wird und als eher niedrigschwellig einzuschätzen ist, in Rechnung zu stellen, dass zahlreiche andere Faktoren die Strukturkategorie „sozioökonomischer Status“ moderieren. Vor allem religiös geprägte Körperpraktiken, ethnische Zugehörigkeiten und familiäre Rollenerwartungen werden in der Forschung als Erklärung für die geringe Partizipation insbesondere von Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund am organisierten Sport angeführt (Seiberth/Weigelt-Schlesinger/Schlesinger 2013: 176). Hierbei zeigt sich, dass die Kategorien Ethnizität, Geschlecht und Körper zusammenwirken, indem beispielsweise religiös-kulturell bedingte Praktiken, die sich auf die Körperpräsentation beider Geschlechter (Beachtung der religiös-kulturell bedingten Gebote der Geschlechtertrennung und der Körperbedeckung) beziehen, beachtet werden und sich auch im elterlichen Erziehungsstil sowie in einer spezifischen Ausprägung der Familienrollen niederschlagen. Die Kategorie Körper wird sodann zum Symbolträger bestimmter religiös-kulturell bedingter Werte und Normen, d. h., über den Körper werden Zugehörigkeit zur türkisch-muslimischen Familie sowie kulturelle Differenz zu anderen gesellschaftlichen Gruppen signalisiert. Kulturelle Differenzen können sich bei der Untersuchungsgruppe auch in bestimmten religiösen Praktiken und damit verbundenen Werten und Normen äußern. Die Bedeutung und Berücksichtigung dieser Praktiken dürfte in hohem Maße von der Erziehung im Elternhaus abhängen. Bereits Boos-Nünning und Karakasoglu (2004) haben gezeigt, dass ein Sportengagement davon abhängt, in welchem Maße bestimmte religiös-kulturell vermittelte Normen innerhalb der Familie eingehalten werden (Boos-Nünning/Karakasoglu 2004: 21 f.). Die Intensität der Religionsausübung wird moderiert durch den in den Familien vorherrschenden Erziehungsstil, der sich in Familien mit Migrationshintergrund oftmals durch eine enge Bindung an die Familie und die Herkunftsguppe auszeichnet (Leyendecker/Schölmerich 2007: 559 f.). Leyendecker und Schölmerich (2007) sprechen hier von einem interdependenten Erziehungsstil, im Unterschied zu einem independenten Stil, der den Nachkommen eine höhere Autonomie zugesteht (Leyendecker/Schölmerich 2007: 558). Die Ausprägung einer independenten oder interdependenten Orientierung bei der Erziehung hängt auch mit dem sozioökonomischen Status einer Familie zusammen, wobei hier vor allem die Schulbildung der Eltern moderierend wirkt:

Je höher die Schulbildung der Eltern, desto eher gewähren diese ihren Kindern mehr Raum für Selbstbestimmung und wenden entsprechend einen eher independenten Erziehungsstil an. Demzufolge legen sie im Vergleich zu Eltern mit niedrigem Bildungsniveau weniger Wert auf strikten Gehorsam (Leyendecker/Schölmerich 2007: 579 f.)

Ein interdependenter Erziehungsstil dürfte in Kombination mit spezifischen Normen und Werten der Familie dazu führen, dass ein Sportengagement nur so lange gewährt wird, wie es noch mit den religiös-kulturell bedingten Erwartungen, die an ein türkisch-muslimisches Mädchen gestellt werden, vereinbar ist und die Eltern nicht befürchten müssen, dass sich die Tochter von den für die Familie bedeutenden Normen und Werten distanzieren könnte. Werden religiöse Gebote, wie Geschlechtertrennung und Körperbedeckung, in den Familien jedoch strikt befolgt, dürfte der Zugang zum und vor allem der Verbleib im organisierten Sport wenig wahrscheinlich sein.

4 Methodik

Um Erkenntnisse in Bezug auf die Fragestellungen zu gewinnen, bedarf es eines Verfahrens, das an den Relevanzen der Subjekte ansetzt und somit die zu untersuchende Gruppe selbst zu Wort kommen lässt. Deshalb wird als Untersuchungsmethode das problemzentrierte Interview mit narrativen Anteilen gewählt, das geeignet ist, persönlich bedeutsame Schilderungen zu generieren, d. h. die subjektiv-biografische Komponente der Thematik angemessen zu berücksichtigen.

Interviewt werden Frauen mit türkischem Migrationshintergrund, die ein langfristiges Engagement, d. h. eine regelmäßige, langjährige sportliche Aktivität, im organisierten Sport in Deutschland aufweisen. Unter Frauen mit türkischem Migrationshintergrund werden Nachkommen türkischer Arbeitsmigrant_innen verstanden, die in der zweiten oder dritten Einwanderergeneration in Deutschland leben und entweder die türkische oder die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen.

Bei dem gebildeten Sample handelt es sich um Frauen, die einen Zugang zum organisierten Sport erhalten haben und viele Jahre darin aktiv waren. Die Aktivität dieser Frauen im organisierten Sport erstreckt sich auf die Teilnahme an Wettkämpfen, an Tanzvorführungen und/oder verbandsinternen Leistungsüberprüfungen (z. B. Gürtelprüfungen im Kampfsport) und – sofern gegeben – auf die Übernahme von Funktions-

rollen (z. B. Übungsleiterin, Trainerin und die dafür notwendigen Qualifizierungen sowie Funktionsrollen in der Vereinselbstverwaltung). Diese Auswahl ist damit zu begründen, dass längerfristig im Sport engagierte Frauen über die Art ihres Zugangs zum Sport und damit im Zusammenhang stehende mögliche Schwierigkeiten, aber auch begünstigende Faktoren kompetent berichten können. Indem sie schildern, wie sie als Frau mit türkischem Migrationshintergrund den Zugang zum und Verbleib im organisierten Sport erleben, sollen Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Faktoren identifiziert werden.

Für das Sample konnten insgesamt elf Frauen mit türkischem Migrationshintergrund aus dem organisierten Sport gewonnen werden. Die Frauen sind im Alter von 19 bis 40 Jahren und kommen aus unterschiedlichen Sportarten: Sechs von ihnen sind dem Mannschaftssport (Fuß-, Hand- und Volleyball), zwei den Kampfsportarten und drei den Gestaltungssportarten (Turnen, Trampolinspringen, Tanz) zuzuordnen. Der sozioökonomische Status der Familien ist unterschiedlich: Er reicht von einem sehr niedrigen ökonomischen und bildungsmäßigen Niveau (etwa dem Hauptschulabschluss oder einem entsprechenden Abschluss im Herkunftsland) und einer Beschäftigung in den unteren Rängen der Berufshierarchieskala (ungelernte Arbeiter_innentätigkeiten wie Reinigungskraft) über die Mittlere Reife bis hin zu Familien, in denen beide Elternteile das Fachabitur in Deutschland erlangt haben. Ein Teil der Eltern bezieht Sozialleistungen.

Die Interviews wurden in den Jahren 2016 und 2017 geführt, verschriftlicht und danach mit Hilfe der Intersektionalen Mehrebenenanalyse (IMA) nach Winker und Degele (2009) ausgewertet. Durch das schrittweise Vorgehen, das das Verfahren nach Winker und Degele vorgibt, kann zwischen Selbstzuschreibungen, Normen und Werten sowie der Sozialstruktur, in die die jeweilige Person eingebunden ist, differenziert werden. Damit kann genau beschrieben werden, wie die Person sich selbst sieht und welche gesellschaftlichen Strukturen – u. a. auch die Familie – sowie welche Normen und Werte sie wahrnimmt, wie sie mit diesen umgeht und wie sie sich innerhalb dieser positioniert.

5 Ergebnisdarstellung

Im Folgenden werden ausgewählte Ergebnisse der Interviewstudie vorgestellt. Dabei wird zunächst der Zusammenhang von sozioökonomischem Status und Sportengagement in den Blick genommen (5.1). Anschließend werden Wechselwirkungen zwischen Geschlecht, Religiosität

und Praxis des Sporttreibens herausgestellt (5.2) und mit dem elterlichen Erziehungsverhalten in Zusammenhang gesetzt (5.3). Abschließend werden Effekte des Sportengagements beschrieben (5.4).

5.1 Zusammenhang zwischen sozioökonomischem Status und Sportengagement

Unter die Kategorie sozioökonomischer Status werden die finanzielle Situation der Familie, das Bildungsniveau sowie die Berufe der Eltern gefasst. Die finanzielle Situation der Familie wurde indirekt aus Aussagen der Interviewpartnerinnen im Zusammenhang mit Fragen zu den durch das Sportengagement anfallenden Kosten erschlossen. Die Zuordnung der Familien der Interviewpartnerinnen zu einem bestimmten sozioökonomischen Status erfolgt nach einem Modell in Anlehnung an einschlägige, in der Sportwissenschaft verwendete Schichtmodelle (Cachay/Thiel 1995: 70 ff.). Dieses Modell gliedert sich in einen unteren, einen mittleren und einen oberen sozioökonomischen Status. Unter der gebotenen Vorsicht einer solchen Einteilung sind zwei Familien der Interviewstudie einem unteren sozioökonomischen Status zuzuordnen, weil das Familieneinkommen sowie das Bildungsniveau der Eltern niedrig und die Eltern entsprechend in unteren Rängen der Berufshierarchieskala beschäftigt sind. Die anderen neun Familien sind einem mittleren sozioökonomischen Status zuzuordnen.

Was die Kategorie sozioökonomischer Status betrifft, kann festgehalten werden, dass ein niedriges sozioökonomisches Niveau der Familie den Zugang zu einem Sportverein nicht verhindert, d. h., der ökonomische Hintergrund ist nicht unmittelbar Ursache für die Nichtaufnahme eines Sportengagements. Als Grund für die Nichtteilnahme im Kindesalter kann auf der Grundlage der Interviews vielmehr die geringe Bedeutung, die einem Sportengagement der Tochter beigemessen wird, herausgestellt werden. Dies geht vielfach mit fehlendem Wissen über die Bedeutung des Sports für Kinder und Jugendliche sowie über mögliche Organisationsformen des Sports einher. Das heißt, Familien, die einem Sportengagement keine bzw. nur eine geringe Bedeutung beimessen und selbst nicht sportaffin sind, platzieren ihre Kinder in der Regel nicht in einem Sportverein.

Familien von Interviewpartnerinnen hingegen, die ein Bewusstsein für die Bedeutung von Sport haben, z. B. aufgrund spezifischer Wertorientierungen, platzieren die Töchter – selbst wenn sie nur über ein niedriges Einkommen verfügen – bereits im Vorschul- bzw. Grundschulalter im Sportverein. Im Interview betonen zwei der

Befragten (Kayra und Büsra), dass es ihren Müttern sehr wichtig war, dass die Tochter am Sport teilnimmt. Entsprechend haben sie sich um einen Vereinsbeitritt der Tochter gekümmert.

Ein Bewusstsein für die Bedeutung von Sport steht dabei häufig im Zusammenhang mit einem höheren Bildungsniveau. Auch die Sportaffinität der Familie (z. B. Vater, ältere Geschwister) spielt eine Rolle: Damit ist zu erklären, dass einige Familien ihre Töchter bereits im Kindesalter im Sportverein platzieren.

Ein niedriges Bildungsniveau der Eltern korrespondiert in einigen Fällen wiederum mit der Beschäftigung in Berufen mit geringem Berufsprestige oder Arbeitslosigkeit bzw. Frührente. Im Falle von Emine führten wirtschaftliche Schwierigkeiten der Familien zum Umzug in eine andere Stadt und damit zur Aufgabe des Sportengagements. In Familien, denen ein niedriges Bildungsniveau attestiert werden kann, besteht zudem mehrheitlich kein Bewusstsein für die Bedeutung des Sports für ihre Töchter. Der Zugang zum Sport erfolgt dann – wie bei Leyla, Emine, Zeynep und Yildiz – in der Regel erst in der weiterführenden Schule, angeregt durch Peers.

Vor diesem Hintergrund wirkt im Hinblick auf ein Sportengagement begünstigend, wenn die Tochter eine Schulform besucht, die zu einem hohen Bildungsabschluss führt. Denn auf einem Gymnasium oder einer Realschule treffen Mädchen eher auf Peers, die im Sportverein engagiert sind, als z. B. in der Hauptschule.

Vor diesem Hintergrund wirken sich hohe Bildungserwartungen der Eltern, die sich im Besuch der höheren Schule der Töchter niederschlagen, günstig auf die Aufnahme eines Sportengagements aus. Dementsprechend hoch ist das Bildungsaspirationsniveau bei den Familien der untersuchten Frauen. Alle Interviewpartnerinnen besuchten das Gymnasium, die Real- oder Gesamtschule. Von den untersuchten elf Frauen hat eine Sportlerin das Fachabitur und zehn haben das Abitur.

Während also für den Zugang zum Sport ökonomische Faktoren nur eine geringe Rolle spielen, sondern vielmehr die Bedeutung, die einem Sportengagement beigemessen wird, entscheidend ist, ist der ökonomische Hintergrund der Familie in Bezug auf den Verbleib im Sportverein jedoch durchaus bedeutsam, vor allem wenn der Sport auf hohem Leistungsniveau betrieben wird. Denn dabei können erhebliche Kosten, z. B. für Fahrten zu Spielen, (Auswahl-)Trainings sowie Ausgaben für Sportkleidung, für die Teilnahme an Trainingslagern etc. entstehen. In Familien, die über ein geringes Einkommen verfügen, ja sogar zum Teil erhebliche finanzielle Sorgen haben, ist deshalb eine intensive sportliche Talentförde-

rung, z. B. durch Aufnahme in Auswahlmannschaften und Fahrten zu speziellen Talentfördererichtungen der Tochter, nicht möglich. Davon berichtet die Handballspielerin Kayra, deren Familie nur über geringe finanzielle Ressourcen verfügt: Sie hatte aufgrund der ökonomischen Situation der Familie nicht die Chance, sich in ihrer Jugend sportlich so weiterzuqualifizieren, wie es ihren Voraussetzungen eigentlich entsprochen hätte.

Ein mittlerer bis hoher sozioökonomischer Status – in Wechselwirkung mit einer positiven Einstellung zum Sport – ist also eine notwendige Voraussetzung dafür, dass finanzielle Ressourcen der Familie und Zeit der Eltern in die Sportkarriere der Tochter eingebracht werden. Deutlich zeigt sich dies im Fall von Ceylin, deren Eltern in der Lage sind, in die Sportausbildung der Tochter zu investieren und sie mehrmals pro Woche zu entfernt gelegenen Trainingsstätten sowie zu den Austragungsorten der Wettkämpfe und Sichtungungen zu fahren.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass das Bildungsaspirationsniveau bei den Familien der untersuchten Frauen hoch ist, da ein erfolgreicher Bildungsabschluss der Kinder eine große Bedeutung für die Eltern in der Migrationssituation hat. Es wird ein sozialer Aufstieg durch Bildung angestrebt. Scheint dieser Bildungsaufstieg gefährdet, etwa durch schlechter werdende Schulnoten, dann erwägen viele Eltern entsprechend auch ein Sportverbot. Dies zeigt z. B. das Interview mit Ceylin, einer Fußballspielerin, die bereits während ihrer Schulzeit in der Frauen-Bundesliga spielt:

„Also für mich [war die Schule nicht so wichtig; Erg. d. Verf.] zu dem Zeitpunkt, aber für meine Eltern. Das heißt, wir hatten ewige Diskussionen, weil die Schule auch eine Zeitlang darunter gelitten hat und weil die Noten nicht so gut waren, [...] Meine Eltern wollten auch Maßnahmen ergreifen, wie zum Beispiel, dass ich dann mit dem Leistungssport aufhören muss, und dann kannst du dir ja denken, was da für eine Diskussion zu Hause entsteht. Ich auf der einen Seite will meinen Leistungssport ausüben, aber auf der anderen Seite leidet dann die Schule drunter. Das waren ewige Diskussionen“.

Ceylins Sportengagement wird von ihren Eltern als „Störfaktor“ betrachtet, weil es den angestrebten Aufstieg durch Bildung gefährdet. Ähnliches berichtet auch die Tänzerin Melisa. Das heißt, der Bildungsaufstieg ist für die Eltern wichtiger als der Sport, während für die Töchter zu dieser Zeit der Sport ihr wichtigster Lebensinhalt ist. Dies ist ein Grund, sich bei der Vereinbarung von Schule und Leistungssport noch mehr anzustrengen. Damit geht jedoch oft eine Über-

forderung einher, die sich in „ständigem Druck“ äußert, wie Ceylin im Interview berichtet.

5.2 Geschlecht, Religiosität und Praxen des Sporttreibens

Die Interaktionen zwischen Geschlecht, Ethnizität und Körper in Bezug auf den Sport zeigen sich am Beispiel spezifischer, religiös-kulturell vermittelter Normen und Werte, die für die interviewten Frauen, die in religiös orientierten Familien aufwachsen, gelten. Entscheidend dafür, wie stark diese Normen auf das Sportengagement Einfluss haben, ist jedoch die Intensität der Religionsausübung in der Familie und die Strenge, mit der die Einhaltung religiös-kulturell bedingter Normen in der Familie gehandhabt wird.

Die Intensität der Religionsausübung der Interviewpartnerinnen reicht nach ihren eigenen Angaben von sehr religiös über religiös bis hin zu areligiös: Während eine Sportlerin angibt, sehr religiös zu sein, und eine andere sich im Interview als „Atheistin“ bezeichnet, weil sie sich im Laufe ihrer Sportkarriere von ihrer Religion losgesagt hat, definiert sich die Mehrheit der befragten Frauen im Sinne von „moderat praktizierend“. Dies heißt, dass religiöse Regeln einen gewissen Einfluss auf ihr Sporttreiben haben, es jedoch nicht gänzlich verhindern.

Im Laufe des Sportengagements zeigt sich bei den Interviewpartnerinnen ein individueller Auseinandersetzungsprozess mit ihrer Religion und der eigenen Religiosität, der zu dem Ergebnis führt, dass bezogen auf den Sport eine differenzierte Sicht auf religiöse Gebote und Praktiken eingenommen wird. Dies betrifft vor allem das Gebot der Bedeckung des Körpers, der Geschlechtertrennung sowie das Fastengebot. Es zeigen sich verschiedene Spielarten der Vereinbarkeit dieser Gebote mit dem Sportengagement: Während die Bekleidung beim Fußball, Handball und Taekwondo im Hinblick auf das Gebot der Körperbedeckung aus Sicht der Interviewpartnerinnen (Tugce, Ceylin und Ayla) wenig Probleme mit sich bringt, äußern Melisa und Büsra, die in den Gestaltungssportarten Tanz und Turnen engagiert sind, erhebliche Schwierigkeiten bei der Vereinbarung. Sie empfinden die im Wettkampf bei ihren Sportarten vorgeschriebene Bekleidung, die meist aus hochgeschnittenen Hosen und eng anliegenden Trikots besteht, wodurch die Körperformen deutlich abgezeichnet werden, als zu freizügig und äußern diesbezüglich eine große Scham. Neben dem eigenen Schamempfinden spielen aber auch die antizipierten Bedenken muslimischer Familien hinsichtlich dieser turn- und tanzspezifischen Bekleidung eine Rolle, denn die Bekleidung ist

mit den Geboten der Körperbedeckung kaum vereinbar.

Entsprechend äußern einige Interviewpartnerinnen (Kayra, Selma und Emine), dass sie die Gebote der Körperbedeckung und der Geschlechtertrennung, die sie im Sport nicht strikt einhalten können, für sich neu interpretieren, indem sie zwischen der Situation im Sport und der Situation im Alltag trennen. Im Interview berichtet die Wasserballspielerin Emine mit Blick auf das Tragen eines Badeanzugs Folgendes:

„Ich bin schon sehr konservativ erzogen worden – aber es war nie ein Problem, jetzt mal im Badeanzug da lang zu laufen oder zu schwimmen [...]. Auch meine Eltern, also meine Mutter, die trägt ja jetzt auch noch ein Kopftuch, aber die [Eltern] haben es uns immer freigestellt, wie wir uns kleiden. Wobei man auch dazu sagen muss, so ziemlich offenherzig zu kleiden, das würden meine Eltern auch nicht begünstigen. Aber trotzdem war das kein Problem, da in Sportkleidung oder auch im Badeanzug da lang zu gehen [...], weil der Fokus nicht darauf gelegt war, sich da körperlich zu präsentieren, sondern eher sportlich da was zu zeigen, was zu leisten.“

Die Eltern und die Sportlerin nehmen also in Bezug auf Situationen des Sports eine differenzierte Haltung bezüglich religiös bedingter Bekleidungs Vorschriften ein: Die Präsentation des Körpers im Funktionszusammenhang „Sport“ wird nicht als Verstoß gegen religiöse Gebote erachtet, eine „offenherzige“ Bekleidung – so die Sportlerin – in anderen sozialen Kontexten allerdings schon. Eine solche Praxis können die Sportlerinnen offenbar rechtfertigen, da sie das jeweilige Sportsetting desexualisieren. Sport wird somit als Eigenwelt gesehen, in der andere Regeln gelten, zu denen eben auch das Tragen einer bestimmten Kleidung gehört. Das heißt, die für das Handeln im Alltag gültigen Gebote verlieren in einem gewissen Maß an Relevanz, sobald die Frauen die Sportwelt betreten.

Ob religiös praktizierende Sportlerinnen ihre Religiosität uneingeschränkt mit ihrem Sportengagement vereinbaren können, hängt davon ab, in welchem Maße die Eltern einfordern, dass die Tochter den religiös-kulturell bedingten Erwartungen, die an junge türkeistämmige Frauen gestellt werden, gerecht wird. Hierbei kommt dem elterlichen Erziehungsverhalten eine zentrale Bedeutung zu.

5.3 Elterliches Erziehungsverhalten und Sportengagement im Spannungsfeld religiös-kulturell bedingter Erwartungen

Dass sich religiös-kulturell vermittelte Werte und Normen im Hinblick auf das Verhalten der Toch-

ter auf den Verbleib im organisierten Sport auswirken können, zeigt sich am Fallbeispiel Leyla, einer Fußballspielerin, die Aussicht auf eine Karriere im Hochleistungssport hat. Wechselwirkungen zwischen Geschlecht und religiös-kulturell bedingter Tradition äußern sich in diesem Fall vor allem in der Erwartung der Eltern und der weiteren Verwandtschaft, als Frau im heiratsfähigen Alter einem bestimmten Frauenbild zu entsprechen, d. h. zu heiraten, eine Familie zu gründen und sich Tätigkeiten zuzuwenden, die für Frauen vorgesehen sind. Sporttreiben und insbesondere Fußballspielen gehören nicht dazu.

Als Leyla nach Eintritt der Pubertät von ihrem Vater als „Frau“ erachtet wird, für die somit das Gebot der Geschlechtertrennung gilt, versucht der Vater den Kontakt zur Fußballmannschaft zu unterbinden. Dies begründet er damit, dass er sich darum Sorge, seine Tochter könne in dieser Mannschaft, in der er beobachtet, dass sich gleichgeschlechtliche Beziehungen entwickeln und sich einige Spielerinnen als bisexuell outen, ebenfalls homosexuelle Neigungen entwickeln. Also reduziert er zunächst die Gelegenheiten zum kommunikativen Austausch vor und nach dem Training, indem er die Tochter mit dem Auto zum Training fährt und nicht mehr erlaubt, dort zu duschen. Er gibt nach Angabe Leylas die Ansage: „Du duschst dich jetzt aber nicht zwischen den ganzen Lesben.“ Außerdem möchte er auch alle Gelegenheiten unterbinden, in denen Leyla Kontakt zu Männern im Sport haben könnte – z. B. mit dem Trainer oder bei Begegnungen mit Männern aus der Herrenmannschaft. Schließlich verbietet er jeglichen Kontakt zur Mannschaft und damit auch das Fußballspielen.

Um Leyla auf ihre Rolle als Frau noch besser vorzubereiten, beschließt der Vater, sie für ein halbes Jahr zu seiner Schwester in die Türkei zu schicken. Dort wird ihr nahegelegt, statt Fußball zu spielen anderen Tätigkeiten wie z. B. dem Kochen nachzugehen. Die Tante versucht, Leyla das Fußballspielen mit folgendem Argument auszureden: „Das ist Männersache, das geht doch gar nicht, du machst dir deine Knie kaputt. Welcher Mann will denn eine Frau, die eine Narbe am Fuß hat?“ Leyla soll von den Einflüssen des Fußballs ferngehalten und wieder stärker an die Normen und Werte für junge Frauen, wie sie in der türkischen Herkunftsgruppe gelten, gebunden werden.

Nach ihrer Rückkehr aus der Türkei unternimmt Leyla noch einen Versuch, den Fußballsport wieder aufzunehmen. Trotz des väterlichen Fußballverbots geht sie zu einem Probetraining, zu dem sie von einem hochklassigen Verein eingeladen wurde. Sie schildert die Situation folgendermaßen:

„Ich habe die Sachen dann einfach trotzig genommen und bin gegangen, aber als ich dann wiederkam, beim Abendessen war er [der Vater; Erg. d. Verf.] dann ganz still, und da hat man das so gefühlt. [...] Er war dann einfach nur ruhig, und dadurch hat er dann immer so verdeutlicht, dass er einfach enttäuscht ist. Die Enttäuschung hat einem dann so ein schlechtes Gewissen gemacht, dass man dann selber gesagt hat: ‚Nee, das lohnt sich nicht.‘“

Ihren Widerstand quittiert der Vater mit Schweigen und straft Leyla auf diese Weise. Zudem bietet er durch sein Schweigen keine Angriffsfläche und damit auch nicht die Möglichkeit, sich zu erklären. Leyla resigniert daraufhin und gibt den Sport ganz auf.

In Konfliktsituationen gibt es in dieser Familie keinen Diskurs auf Augenhöhe – in den Leyla z. B. ihre Wünsche einbringen könnte – und keinerlei Kompromissbereitschaft vonseiten der Eltern. Vielmehr versucht der Vater, Leyla in einem Abhängigkeitsverhältnis zu halten und psychischen Druck auf sie aufzubauen. Die Mutter, von der Leyla im Interview kaum spricht, bildet offenbar kein Gegengewicht gegen den in der Familie dominanten Vater, sodass Leyla keinerlei Unterstützung erhält. Das Zusammenspiel der Faktoren Geschlecht, religiös-kulturell bedingte Traditionen und das Erziehungsverhalten, das auf Interdependenz zwischen den Familienmitgliedern gerichtet ist, führen bei Leyla dazu, dass sie – obwohl sie Aussichten auf eine leistungssportliche Karriere im Fußball hat – im Alter von 17 Jahren ihr Sportengagement gänzlich aufgibt.

Dass die Eltern in konflikthaften Situationen verhandlungsbereit sind, kann ein wichtiger moderierender Faktor für den Verbleib der jungen Frauen im organisierten Sport sein. Die Beziehung zwischen Eltern und Tochter basiert in diesen Fällen auf gegenseitigem Vertrauen und Verständnis füreinander. Dies zeigt sich in anderen Fällen deutlich. Zum Beispiel berichtet Emine davon, dass die Mutter zwar dem Wasserballtraining kritisch gegenübersteht und sich besorgt zeigt, weil für sie unklar ist, wo, wann und unter welchen Bedingungen die Tochter trainiert. Aber dieser Unsicherheit begegnet Emine mit Offenheit und Transparenz und bietet der Mutter an, jederzeit zum Training mitkommen und sich selbst ein Bild vom Training machen zu können. Obwohl die Mutter die Tochter eigentlich am liebsten gar nicht zum Sport gehen lassen würde, zeigt sie sich diskursbereit, stellt sich der Auseinandersetzung mit der Tochter, lässt sich alles erklären und die Tochter schließlich gewähren. In diesem Fall zeichnet sich die Beziehung zwischen Mutter und Tochter dadurch aus, dass

die Tochter etwaige Bedenken und Argumente der Mutter ernst nimmt, diese aufgreift und sie im Diskurs entkräftet. Die Mutter entwickelt allmählich ein Verständnis dafür, wie wichtig der Tochter ihr Engagement im Wasserballsport ist. Das heißt, Mutter und Tochter bewegen sich im Diskurs aufeinander zu.

Auf der Grundlage dieser Interviewstudie lässt sich sagen, dass der Umgang der Familien der Interviewpartnerinnen mit den Individualitätsbestrebungen der Töchter das Ausmaß der Konflikte bestimmt und den Verbleib im Sport moderiert. In Bezug auf die Aufrechterhaltung eines Sportengagements erweist es sich als förderlich, wenn die Eltern den Töchtern Freiräume lassen und sie dazu ermuntern, eigene Entscheidungen zu treffen. Ein Erziehungsverhalten, das dem entspricht, wird von Leyendecker und Schölmerich (2007) in ihren vergleichenden Forschungen zum Erziehungsstil in Migranten- und in Nicht-Migrantenfamilien als *independenter Erziehungsstil* bezeichnet (Leyendecker/Schölmerich 2007: 558).

Die Aufrechterhaltung eines nachhaltigen Sportengagements erfordert in einer Familie, in der strikte religiös-kulturell bedingte Normen und Werte für die Tochter gelten, eine familiäre Beziehung, die von wechselseitigem Vertrauen und Verständnis füreinander geprägt ist. Wenn die Tochter sich in die Bedenken, ja Ängste der Eltern einfühlen kann und den Eltern gegenüber Verständnis signalisiert, während die Eltern der Tochter das Vertrauen entgegenbringen, dass sie sich entsprechend den gemeinsamen Werten und Normen verhalten wird, kann sich ein Prozess des Selbstständigwerdens der Tochter entwickeln. Auf diese Weise wird auch der allmähliche Ablösungsprozess vom Elternhaus eingeläutet.

Ein *interdependenter Erziehungsstil* (Leyendecker/Schölmerich 2007) – wie er im vorgestellten Fall Leyla vorliegt – führt in der Regel dazu, dass das Sportengagement ganz aufgegeben wird, weil von den Eltern ein solch hoher Druck ausgeht, dass die Tochter dem nicht standhalten kann. Diese Erwartungen kommen spätestens beim Übergang vom Mädchen zur Frau zum Tragen, in der Regel ab dem Eintritt der Menarche, womit bestimmte Pflichten als Frau und spezifische Verhaltensvorschriften für die Ausgestaltung der Freizeit einhergehen. Eine Sportaktivität wird dann in bestimmten Familien u. U. nicht mehr als für eine Frau passend erachtet. Hier interagieren die Kategorien Geschlecht, Ethnizität und Körper in einer Weise zusammen, dass ein weiteres Sportengagement erschwert, wenn nicht verhindert wird.

5.4 Effekte des Sportengagements

Was die Frage der Bedeutung eines langfristigen Sportengagements für die Lebensplanung der Frauen betrifft, so zeigt sich Folgendes: Die elf befragten Frauen bleiben dem Sport auch nach ihrer aktiven Zeit verbunden, entweder in Form eines nachhaltigen eigenen Sportengagements und/oder einer Tätigkeit als Übungsleiterin, Trainerin bzw. einer sonstigen Führungsrolle im Sportverein, oder in Form ihres ausgeübten oder angestrebten Berufs (z. B. freiberufliche Tänzerin, Sportlehrerin). Hervorzuheben ist, dass ein Großteil der untersuchten Frauen über den Sport zu ihrem Beruf findet. Für einen anderen, nicht unerheblichen Teil der untersuchten Frauen gilt Sport als zentraler Lebensinhalt, d. h., ohne Sport können sich diese Frauen ihr Leben nicht vorstellen, so ihre Aussagen im Interview.

Einige Frauen führen im Interview ihren Bildungserfolg mittelbar auf Erfahrungen im Wettkampfsport zurück, und zwar auf eine Stärkung des Leistungsmotivs: Die Erfolge im Sport – aufgrund von langen Trainingsprozessen, auch durchaus begleitet von Phasen des Misserfolgs – hätten bei ihnen zu der Überzeugung geführt, auch schulisch mehr leisten zu können. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt allerdings auch, dass alle Elternhäuser durch ein hohes Bildungsaspirationsniveau gekennzeichnet sind. Darüber hinaus berichten die Frauen, dass sie im Sportverein Freundschaften geschlossen haben und dass sich ein soziales Netzwerk gebildet habe, von dem sie in vielerlei Hinsicht profitiert hätten. Sie haben Bestätigung und Anerkennung erfahren, sowohl von der Familie als auch innerhalb der Mannschaft. Dadurch konnten sie ein Gefühl von Zugehörigkeit und Akzeptanz entwickeln. Nicht zuletzt haben sie die Erfahrung gemacht, dass ein Sportengagement auch unter Beachtung der für sie selbst wichtigen Werte und Normen ihrer Herkunftsgruppe möglich ist. So konnten sie einen individuellen Lebensstil realisieren, ohne mit ihren Familien zu brechen.

6 Schlussfolgerungen und Ausblick

Der vorliegende Beitrag hatte zum Ziel, den Wechselwirkungsprozess der Faktoren sozioökonomischer Status, Geschlecht, Ethnizität und Körper beim Zugang zum und beim Verbleib im organisierten Sport von langjährig aktiven Frauen mit türkischem Migrationshintergrund zu beschreiben und zu erklären. Es hat sich gezeigt, dass die Wechselwirkungen zwischen den Faktoren sehr komplex sind und mit einem Erziehungsverhalten einhergehen können, das sich

in spezifischen, religiös-kulturell bedingten Erwartungen der Eltern der Interviewpartnerinnen niederschlägt. Mit Blick auf den Zugang zum und den Verbleib im organisierten Sport erweist es sich als förderlich, wenn die Eltern sich diskurs- und kompromissbereit zeigen und den Töchtern Freiräume – insbesondere was die Befolgung religiöser Gebote betrifft – zugestehen, also einen eher independenten Erziehungsstil anwenden. Eine strenge Befolgung religiös-kultureller Normen und Werte wirkt sich in Verbindung mit einem interdependenten Erziehungsstil, der auf Abhängigkeit der Mädchen und jungen Frauen gerichtet ist, jedoch negativ auf das Aufrechterhalten eines Sportengagements aus.

Unterschiede zu Mädchen und Frauen ohne Migrationshintergrund liegen vor allem in der Verschränkung zwischen religiös-kulturell vermittelten, geschlechertypischen Normen und Werten der Familien. Je nach Intensität, mit der religiös-kulturell vermittelte Werte und Normen in der Familie gelebt werden, müssen Mädchen und junge Frauen mit türkischem Migrationshintergrund also um ein regelmäßiges und nachhaltiges Sportengagement „kämpfen“.

Im Hinblick auf die aufgezeigten positiven und vor allem nachhaltigen Effekte des Sportengagements gilt es daher, die Chancen auf eine gleichberechtigte Teilhabe am organisierten Sport zu verbessern. Dazu sollte sich zum einen der organisierte Sport gezielt um die Gruppe der Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund, vor allem aus Familien mit niedrigem sozioökonomischem Status bemühen. Dafür sind vielfältige Sportangebote im Wohnumfeld und im Schulsport, insbesondere an Grund-, Haupt-, Sekundar- und Gesamtschulen, im Rahmen von AGs und im Ganztage notwendig. Zum anderen sollten von den Sportvereinen vor allem aber die Eltern in den Blick genommen werden: Es gilt, die Eltern über das Sporttreiben im Sportverein, über die Bedeutung des Sports für eine gesunde Entwicklung im Kindes- und Jugendalter sowie über die im Sportverein vermittelten sozialen Netzwerke aufzuklären. Insgesamt gilt es, Gespräche mit den Eltern direkt zu führen und so gegenseitiges Vertrauen und Verständnis aufzubauen.

In Bezug auf künftige Forschungen ist darauf hinzuweisen, dass auch andere Gruppen in den Blick genommen werden sollten, wie z. B. die Gruppe der Mädchen und Frauen aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion, da auch diese im organisierten Sport erheblich unterrepräsentiert sind. Ebenso sollten Mädchen und Frauen aus sozial benachteiligten Familien in der Forschung stärker berücksichtigt werden, was bislang eher selten der Fall ist.

Literatur

- Bahlke, Steffen & Kleindienst-Cachay, Christa (2017). Migrantinnen und Migranten im organisierten Sport. In Gabriele Sobiech & Sandra Günter (Hrsg.), *Sport & Gender – (inter)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung: Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven* (S. 139–151). Wiesbaden: Springer VS.
- Becker, Simone & Häring, Armando (2012). Soziale Integration durch Sport? Eine empirische Analyse zum Zusammenhang von Sport und sozialer Integration. *Sportwissenschaft*, (4), 261–270.
- Boos-Nünning, Ursula & Karakaşoğlu, Yasemin (2004). *Mädchen mit Migrationshintergrund und sportliches Engagement: Sonderauswertung*. KIWI.
- Breuer, Christoph (2015). Sportvereine. In Hans Peter Brandl-Bredenbeck, Christoph Breuer, Nils Neuber, Thomas Rauschenbach, Werner Schmidt & Jessica Süßenbach (Hrsg.), *Dritter Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht: Kinder- und Jugendsport im Umbruch* (S. 104–117). Essen: Hofmann.
- Bundesministerium des Innern und für Heimat (2022). *Integration durch Sport*. Zugriff am 27.09.2022 unter https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/integration/integration-sport/integration-sport-node.html;jsessionid=2414B1506C42050D-9B32876AAE4F2FB4.1_cid287.
- Bundesministerium des Innern/Die Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.) (2019). *Deutschland kann Integration: Potenziale fördern, Integration fordern, Zusammenhalt stärken*. Zugriff am 27.09.2022 unter <https://dserver.bundestag.de/btd/19/157/1915740.pdf>
- Cachay, Klaus & Thiel, Ansgar (1995). *Kindersport als Dienstleistung*. Schorndorf: Hofmann.
- Fussan, Nancy (2006). Einbindung Jugendlicher in Peer-Netzwerke: Welche Integrationsvorteile erbringt die Mitgliedschaft in Sportvereinen. *ZSE*, 26(4), 383–402.
- Gehrmann, Sebastian, Kraus, Irene-Christine, Fast, Natalia, Kleindienst-Cachay, Christa & Kastrup, Valerie (2022). Zum Sportengagement von Mädchen mit und ohne Migrationshintergrund – Analyse der Entwicklung auf Basis der Jugendbefragungen des SOEP 2000–2018. *Forum Kind Jugend Sport*. <https://doi.org/10.1007/s43594-022-00071-y>
- Gerlach, Erin & Brettschneider, Wolf-Dietrich (2013). *Aufwachsen mit Sport: Befunde einer 10-jährigen Längsschnittstudie zwischen Kindheit und Adoleszenz*. Magglingen: Meyer & Meyer.
- Kleindienst-Cachay, Christa (2007). *Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport*. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren.
- Leyendecker, Birgit & Schölmerich, Axel (2007). Interdependente und unabhängige Orientierungen in Kindheit und Jugend. In Gisela Trommsdorff & Hans-Joachim Kornadt (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie: Erleben und Handeln im kulturellen Kontext* (S. 557–597). Göttingen: Hogrefe.
- Lutz, Helma (2001). Differenz als Rechenaufgabe: Über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender. In Helma Lutz & Norbert Wenning (Hrsg.), *Unterschiedlich verschieden: Differenz in der Erziehungswissenschaft* (S. 215–230). Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mutz, Michael (2012). *Sport als Sprungbrett in die Gesellschaft? Sportengagements von Jugendlichen mit Migrationshintergrund und ihre Wirkung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Mutz, Michael (2009). Sportbegeisterte Jungen, sportabstinente Mädchen? Eine quantitative Analyse der Sportvereinszugehörigkeit von Jungen und Mädchen mit ausländischer Herkunft. *Sport und Gesellschaft*, 6(2), 95–121.
- Mutz, Michael & Burrmann, Ulrike (2015). Zur Beteiligung junger Migrantinnen und Migranten am Vereinssport. In Ursula Zender, Ulrike Burrmann & Michael Mutz (Hrsg.), *Jugend, Migration und Sport: Kulturelle Unterschiede und die Sozialisation zum Vereinssport* (S. 69–90). Wiesbaden: Springer VS.
- Nobis, Tina & Albert, Katrin (2018). Kinder- und Jugendsport in einer geschichteten Gesellschaft? Aufarbeitung und Diskussion des aktuellen Forschungsstandes in Deutschland. *Sport und Gesellschaft*, (1), 63–92.
- Rohrer, Tanja & Haller, Max (2015). Sport und soziale Ungleichheit – neue Befunde aus dem internationalen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, (67), 57–82.
- Schacht, Diana & Metzinger, Maria (2018). Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten und deren Nachkommen. In Destatis & WZB (Hrsg.), *Datenreport 2018: Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland* (S. 272–279). bpb. Zugriff am 27.09.2022 unter https://www.destatis.de/DE/Service/Statistik-Campus/Datenreport/Downloads/datenreport-2018.pdf%3F__blob%3DpublicationFile.
- Schimank, Uwe & Schöneck, Nadine M. (2006). Sport im Inklusionsprofil der Bevölkerung Deutschlands – Ergebnisse einer differenzierungstheoretisch angelegten empirischen Untersuchung. *Sport und Gesellschaft*, 3(1), 5–32.

Kontakt und Information

Dr. Natalia Fast
 Universität Bielefeld
 Fakultät für Psychologie und
 Sportwissenschaft, Abteilung
 Sportwissenschaft
 Universitätsstraße 25
 33615 Bielefeld
 Tel.: (0521) 106 67336
 natalia.fast@uni-bielefeld.de
<https://doi.org/10.17185/duerpublico/77284>

- Seiberth, Klaus, Weigelt-Schlesinger, Yvonne & Schlesinger, Torsten (2013). Wie integrationsfähig sind Sportvereine? Eine Analyse organisationaler Integrationsbarrieren am Beispiel von Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund. *Sport und Gesellschaft*, 10(2), 174–198.
- Statistisches Bundesamt (2019). *Statistisches Jahrbuch: Deutschland und Internationales*. Zugriff am 27.09.2022 unter https://www.destatis.de/DE/Themen/Querschnitt/Jahrbuch/statistisches-jahrbuch-2019-dl.pdf?__blob=publicationFile.
- Winker, Gabriele (2012). Intersektionalität als Gesellschaftskritik. *Widersprüche*, 32(126), 13–26.
- Winker, Gabriele & Degele, Nina (2009). *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: Transcript.
- Zender, Ursula (2018). *Sportengagements türkisch-muslimischer Migrantinnen. Der Einfluss von Kultur, Religion und Herkunftsfamilie*. Wiesbaden: Springer VS.

Zeynep Demir, Alexandra Lüüs, Katharina Groening-Lienker

Studierende mit Kind(ern) – Herausforderungen, Bedürfnisse und Perspektiven

Die Gleichstellungskommission der Fakultät für Erziehungswissenschaft an der Universität Bielefeld hat sich im Zeitraum 2019/2020 speziell mit der Qualität des Studiums von Studierenden mit Kind(ern) auseinandergesetzt. Im Zuge dessen wurde im Sommersemester 2021 eine Onlineumfrage ($N = 127$) durchgeführt, die gezielt nach Einschränkungen und Bedarfen studierender Eltern fragt. In dem Artikel werden die Ergebnisse dieser Umfrage detailliert analysiert und diskutiert. Im Diskussionsteil des Artikels wird die Relevanz der Berücksichtigung von Studierenden mit Kind(ern) bei gleichstellungspolitischen Entscheidungen in akademischen Bildungsinstitutionen verdeutlicht.

1 Einleitung

Im Jahr 2012 erschien ein Artikel im Ärzteblatt mit dem Titel „Studieren mit Kind – nichts für schwache Nerven“, in dem eine 34-jährige Medizinstudentin ihren Alltag und ihre Situation mit ihrem Kind und das Studium dargestellt hat. Wie der Titel bereits andeutet, wurden die belastenden Faktoren hervorgehoben. 10 Jahre nach Erscheinen dieses Artikels scheint auch im Jahr 2022 keine große Veränderung bezüglich der problematischen Situation für studierende Eltern spürbar. Das Studium für Studierende mit Kind(ern) ist durch Herausforderungen geprägt: Lehrzeiten und Kinderbetreuungszeiten verein-

baren und in Balance halten, Präsenzlehre und Selbststudium managen und zuletzt Fristen für Prüfungen einhalten (vgl. Helfferich, Hendel-Kramer, & Wehner, 2007). Studierende mit Kind studieren länger und haben meist ein höheres Alter als die kinderlosen Kommiliton*innen (vgl. Buß, 2019). Im Jahr 2013 gab das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) an, dass die Familienfreundlichkeit an deutschen Hochschulen und im Wissenschaftssystem eine Voraussetzung für seine Zukunftsfähigkeit darstelle (BMBF, 2013). Somit stellt sich die Frage, wie zukunftsfähig die akademische Universitätslandschaft für Studierende mit Kind(ern) aktuell aussieht. Welche Hürden und Barrieren nimmt diese spezielle Gruppe wahr? In welche Richtung bewegen sich Hochschulen in puncto der Fragestellung? Besonders hervorzuheben ist dabei, dass auch in der Gleichstellungsarbeit der Universitäten das Thema nicht besonders beachtet wird. Zumeist fokussieren Gleichstellungsberichte Frauenanteile bei den Beschäftigten der Universitäten, bevorzugt bei der Statusgruppe der Professor*innen. Studierende als Adressat*innen der Gleichstellungspolitik und hier noch einmal jene mit Kindern spielen in der Gleichstellungspolitik kaum eine Rolle. Laut der 21. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes, durchgeführt vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung, haben 6 % der Studierenden an deutschen Hochschulen ein Kind (Middendorff,

¹ Wir möchten uns ganz herzlich bei allen Teilnehmer*innen bedanken, die sich an der Umfrage beteiligt haben und somit zum Gelingen der Studie beigetragen haben. Ebenfalls möchten wir uns herzlich bei Dr. Imke Buß für die Bereitstellung ihres Fragebogens zu der Thematik bedanken.

Apolinarski, Becker, Bornkessel, Brandt, Heißenberg, & Poskowsky, 2017). Im Durchschnitt haben die Studierenden 1,6 Kinder. 6 % dieser Gruppe sind Mütter und 5 % Väter (ebd.).

In der Gleichstellungsarbeit der Fakultät für Erziehungswissenschaft an der Universität Bielefeld ist die Gruppe der Studierenden, die Kinder haben, zum ersten Mal im Gleichstellungsbericht 2021 im Fokus. Aus unserem intersektionalen Verständnis für unsere gleichstellungspolitische Kommissionsarbeit wurde im Sommersemester 2021 dazu zunächst eine Onlineumfrage ($N = 127$) durchgeführt, die gezielt nach Einschränkungen und Bedarfen studierender Eltern fragt.

2 Vorgehen

Die Onlinebefragung wurde im Sommersemester 2021 mit einer durchschnittlichen Befragungsdauer von zehn Minuten mit der Umfragesoftware LimeSurvey durchgeführt. Der Onlinefragebogen wurde basierend auf der Dissertationsschrift und den Ergebnissen von Imke Buß' „Flexibel Studieren – Vereinbarkeit ermöglichen“ programmiert (vgl. Buß 2019). Die Umfrage richtete sich per Mail an Studierende der Fakultät für Erziehungswissenschaft. Das Ziel der Befragung bestand darin, die Gruppe der studierenden Eltern gezielt für die Gleichstellungspolitik zu adressieren, ihre Lebenswirklichkeiten kennenzulernen und familiengerechte Studienbedingungen an der Fakultät weiterzuentwickeln.

Die Stichprobe umfasste $N = 127$ Teilnehmer*innen, die den Fragebogen vollständig ausgefüllt haben. 97 % der Befragten leben mit einem oder mehreren Kindern in einem Haushalt. Dieser Wert beinhaltet auch Personen, die ein geteiltes Sorgerecht haben. Im Durchschnitt haben die Befragten 1,6 Kinder, hauptsächlich im Vorschulalter. 53 % der Stichprobe haben ein Kind, 31 % zwei Kinder, 13 % drei Kinder und 3 % vier Kinder. Bezüglich der Familiensituation zeigt sich, dass 70 % in einer festen Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes leben und 8 % alleinerziehend sind. Ebenfalls wurden sozio-ökonomische Angaben erhoben: hier zeigt sich, dass die durchschnittliche Einkommenshöhe der Befragten 1775 EUR beträgt [800 EUR–2500 EUR]. Bezüglich der Einkommensquelle geben 36 % der Befragten an, dass die Sicherstellung des Lebensunterhaltes über ihr*en Partner*in erfolgt, 22 % geben ihren Job als Quelle an, 21 % BAföG-Leistungen. 13 % geben die Kategorie „Sonstiges“ (beispielsweise Stipendien) an, 7 % bekommen finanzielle Unterstützung von der Herkunftsfamilie. Im Bereich der angestrebten Abschlüsse wird deutlich, dass ein großer Teil

der Stichprobe den Masterabschluss anstrebt, gefolgt vom Bachelor. Die Promotion spielt mit lediglich vier Angaben kaum eine Rolle. Im Bereich der Unterstützung für die Kinderbetreuung werden der/die Partner*in (58,2 %), die KiTa (36,4 %), die Großeltern des Kindes (27,5 %) sowie eigene Eltern (27,1 %) als häufige Unterstützung angegeben.

Studierende mit Kind sind durchschnittlich 7,6 Jahre älter ihre kinderlosen Kommiliton*innen (Middendorff, 2013, S. 485). Die Ursachen dafür sind vielfältig. Oft sind die studierenden Eltern bereits älter, wenn sie das Studium aufnehmen. Hinzu kommen, wie sich auch in dieser Studie zeigen wird, längere Studienzeiten aufgrund von Unterbrechungen und geringerer Flexibilität bei der Seminarwahl (ebd., S. 486).

3 Weitere Ergebnisse

Im Folgenden werden die weiteren Ergebnisse im Hinblick auf die Qualität des Studiums, auf die Vereinbarkeit von Studium und Familie, auf die Belastungen, die sich aus dieser Vereinbarkeit ergeben, sowie auf die möglichen Ungleichbehandlungen dargestellt. Nach den quantitativen Ergebnissen in Kapitel 3.1 werden im Anschluss die qualitativen Ergebnisse in Kapitel 3.2 dargestellt.

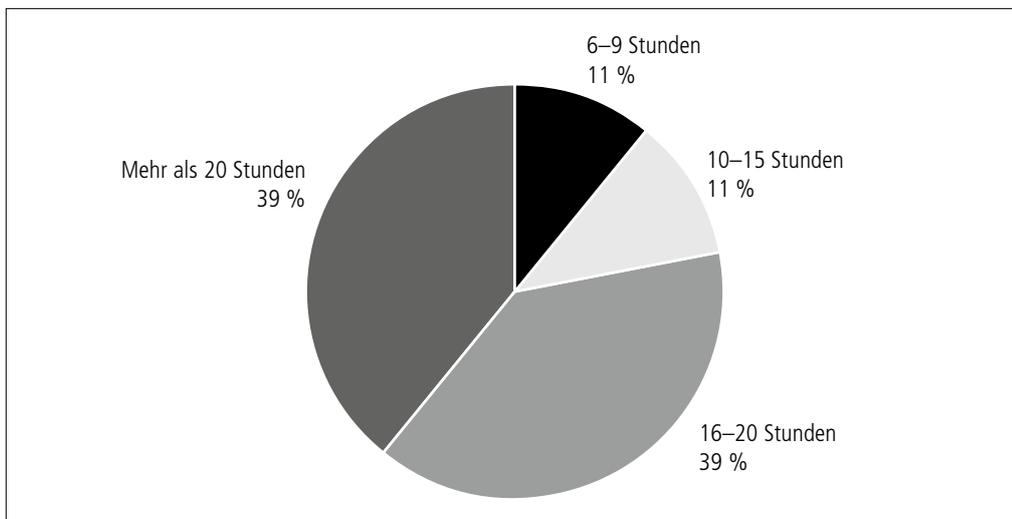
3.1 Quantitative Analysen

Für die quantitativen Ergebnisse der Befragung werden Faktoren wie die Erwerbstätigkeit, Betreuung des Kindes, Zeit für das Studium, zusätzliche Pflegeverantwortung sowie die persönliche Situation (körperliche und seelische Belastung sowie Zeit und Finanzen), Kontakt zu Kommiliton*innen und die Vereinbarkeit von Studium und Kinderbetreuung genauer betrachtet und dargestellt. Ebenfalls wird die Nutzung bereits existierender Unterstützungsangebote abgebildet.

3.1.1 Erwerbstätigkeit

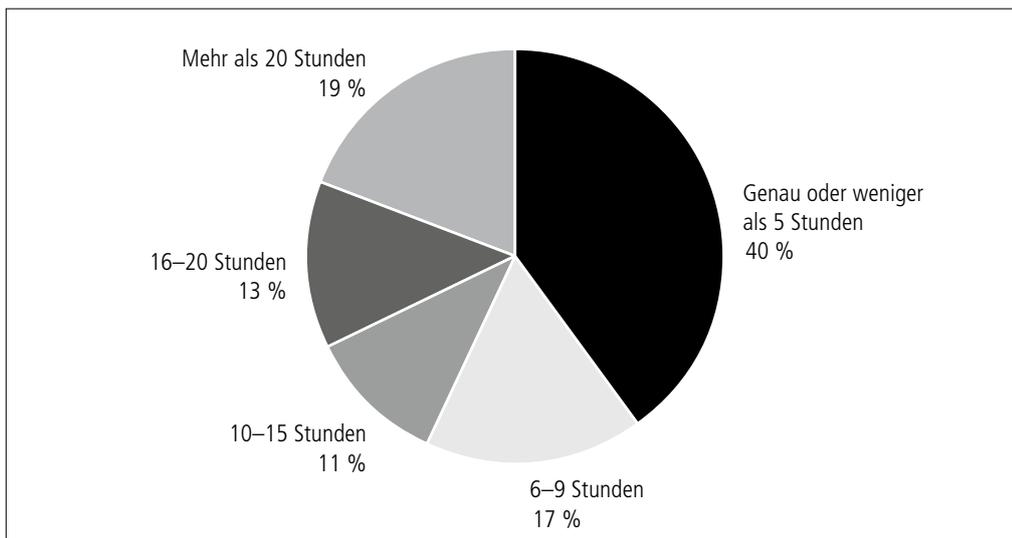
Um ein detailliertes und umfassendes Bild der Situation der Erwerbstätigkeit der Befragten zu erfassen, wurde mit sieben Items die Umfangsaufschlüsselung der Arbeitssituation erhoben. Die Items umfassen dabei folgende Fragen: (1) In welchem Umfang sind Sie während der Vorlesungszeit (inkl. der Prüfungsphase) erwerbstätig? (2) In welchem Umfang sind Sie während der vorlesungsfreien Zeit erwerbstätig? (3) Zu welchen Tageszeiten sind Sie hauptsächlich erwerbstätig? (4) An welchen Wochentagen arbeiten Sie hauptsächlich? (5) Können Sie Ihre

Abb. 1: Umfang der Erwerbstätigkeit während der Vorlesungszeit (inkl. der Prüfungsphase)



Quelle: eigene Darstellung.

Abb. 2: Umfang der Erwerbstätigkeit während der vorlesungsfreien Zeit

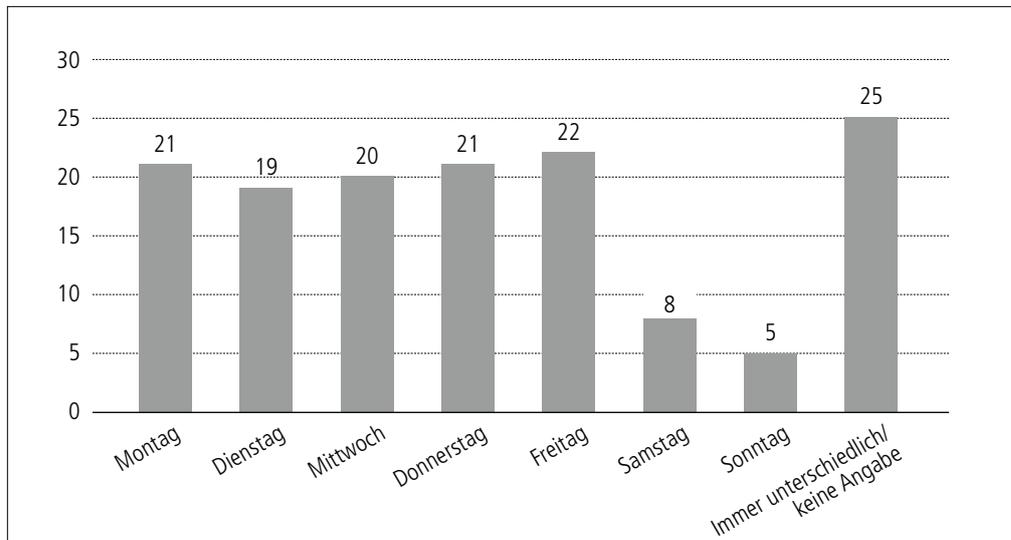


Quelle: eigene Darstellung.

Arbeitszeiten selbst festlegen? (6) Sind Sie mit dem Umfang Ihrer Erwerbstätigkeit zufrieden? sowie (7) Sind Sie auf Ihren Job angewiesen? In der Abbildung 1 wird deutlich, dass 39 % der Befragten mehr als 20 Stunden mit ihrer Erwerbstätigkeit während der Vorlesungszeit (inklusive der Prüfungsphase) beschäftigt sind. Ebenfalls geben 39 % der Befragten an, 16 bis 20 Stunden beschäftigt zu sein. In der Abbildung 2 wird der Umfang der Erwerbstätigkeit während der vorlesungsfreien Zeit abgebildet. Hier zeigt sich ein anderes Bild, die Mehrheit der Befragten (40 %) geben an, in der vorlesungsfreien Zeit genau oder weniger als 5 Stunden erwerbstätig zu sein. Bei der Frage nach der Tageszeit während der Erwerbstätigkeit wird ersichtlich, dass mit dem

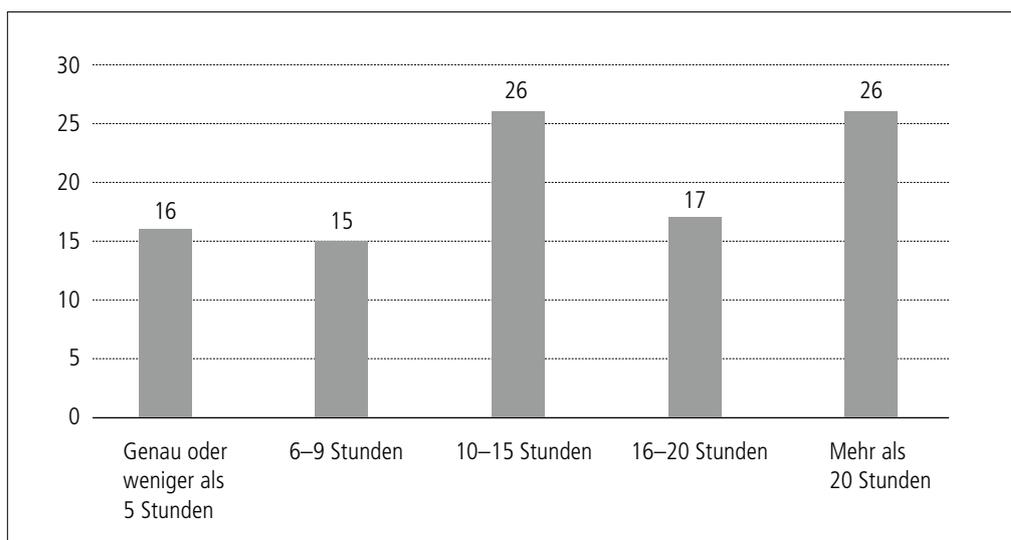
Höchstwert von 72 % der Befragten angeben, von 8:00 Uhr bis 12:00 Uhr zu arbeiten, 38 % geben an, von 12:00 Uhr bis 16:00 Uhr zu arbeiten, von 16:00 Uhr bis 20:00 Uhr sind es 32 %, von 20:00 Uhr bis 24:00 Uhr sind es ein Viertel der Befragten (24 %) und von 6:00 Uhr bis 12:00 Uhr nur noch 5 %. Ein sehr interessantes Bild ergibt sich bei der Frage, an welchen Wochentagen gearbeitet wird. Wie in der Abbildung 3 abzulesen ist, gibt ein Viertel der Befragten an, dass die Arbeitswochentage immer an unterschiedlichen Tagen stattfinden. Die meisten Befragten geben jedoch auch die Wochentage von Montag bis Freitag als Arbeitstage an. Auf die Frage, ob die Befragten ihre Arbeitszeiten selbst festlegen können, zeichnet sich folgendes

Abb. 3: Angabe der Arbeitswochentage (in %)



Quelle: eigene Darstellung.

Abb. 4: Angabe der Wochenstunden für das Studium (in %)



Quelle: eigene Darstellung.

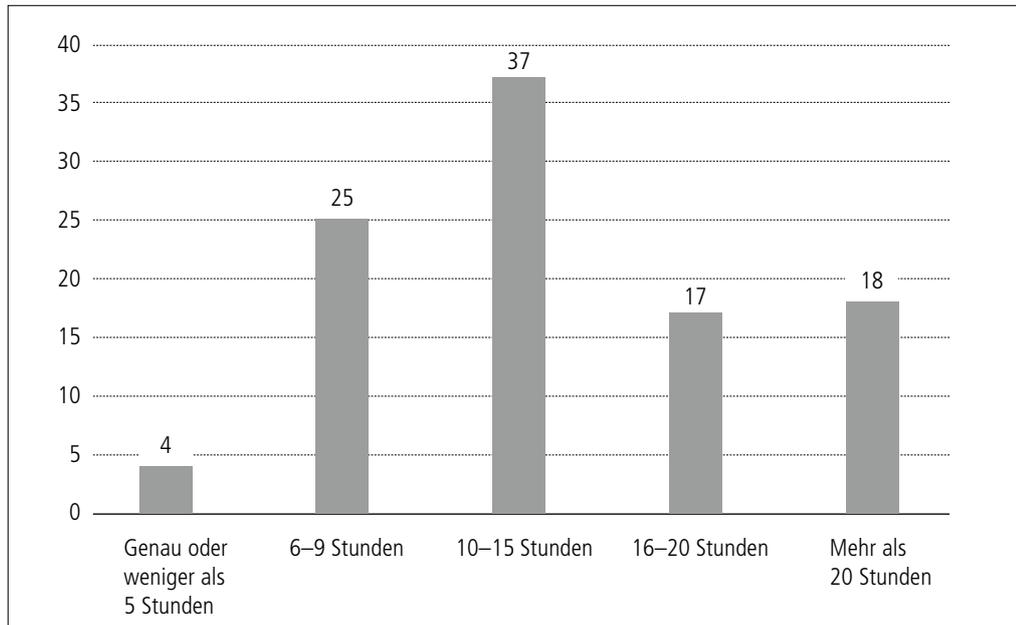
Bild ab: 62 % beantworten diese Frage mit „teilweise“, 23 % mit „nein“ und 15 % mit „ja“. Die Frage nach der Zufriedenheit mit der Erwerbstätigkeit zeigt, dass 38 % der Befragten zufrieden sind, jedoch die meisten Befragten unzufrieden sind: 33 % beantworten die Frage mit „nein, ich würde gerne mehr arbeiten“ und 29 % mit „nein, ich würde gerne weniger arbeiten“. Drei Viertel (76 %) der befragten studierenden Eltern geben an, auf ihre Arbeit angewiesen zu sein. Ein Blick in die 20. Sozialerhebung des Deutschen Studierendenwerks zeigt, dass in beiden Gruppen der Studierenden mit und ohne Kinder etwa 60 % erwerbstätig sind (Middendorff et al., 2013). Middendorff et al. zeigen in dieser

umfassenden Studie jedoch eine große Verschiebung der Erwerbstätigkeit zwischen Müttern und Vätern auf. Während Väter zu 73 % einer Erwerbstätigkeit nachgehen, trifft dies nur bei 47 % der Mütter zu. Diese Unterschiede sind bei Studierenden ohne Kinder kaum existent (ebd., S. 504).

3.1.2 Care-Arbeit

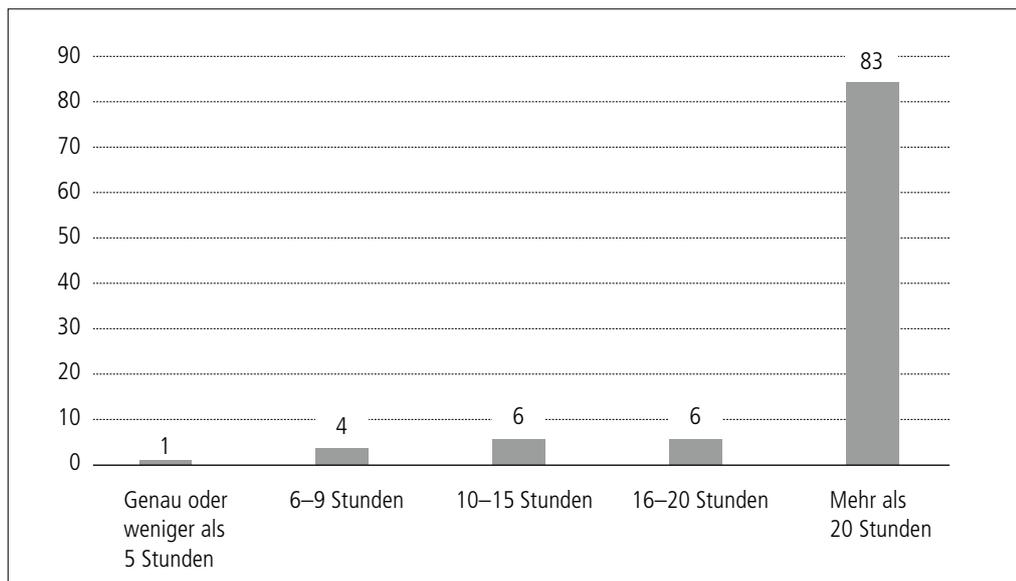
Der Bereich der Umfangsaufschlüsselung für das Studium und die Care-Arbeit wurde mit folgenden vier Items erfasst: (1) Wie viele Stunden in der Woche verbringen Sie mit Ihrem Studium? (2) Wie viele Stunden in der Woche verbringen Sie mit materieller Hausarbeit? (Einkaufen,

Abb. 5: Angabe der Wochenstunden mit materieller Hausarbeit (Einkaufen, Waschen, Putzen etc.) (in %)



Quelle: eigene Darstellung.

Abb. 6: Angabe der Wochenstunden mit der direkten Betreuung des Kindes/der Kinder (in %)



Quelle: eigene Darstellung.

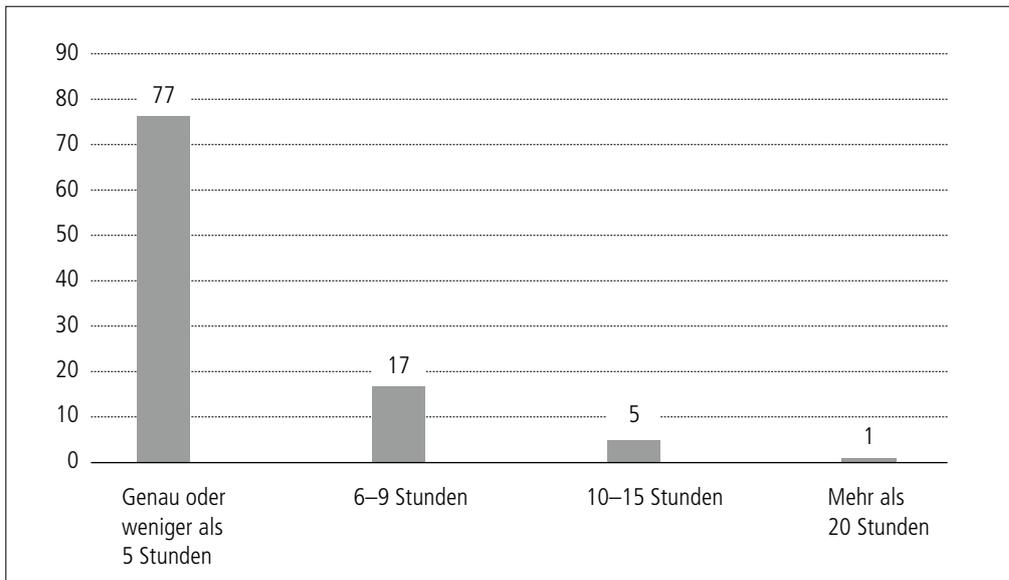
Waschen, Putzen etc.) (3) Wie viele Stunden in der Woche verbringen Sie mit der direkten Betreuung des Kindes/der Kinder? (4) Wie viele Stunden in der Woche nutzen Sie nur für sich selbst? (Entspannung, Hobbys, Sport etc.)

In der folgenden Abbildung 4 wird eine Übersicht der genauen Zeitaufschlüsselung wiedergegeben, welche für das Studium aufgewendet wird. 26 % der Befragten geben hierbei an, mehr als 20 Stunden pro Woche mit dem Studium zu verbringen, ein gleich hoher Prozentsatz findet

sich in der Gruppe, die 10 bis 15 Stunden angibt. 17 % geben 16 bis 20 Stunden pro Woche an, 15 % 6–9 Stunden. Zuletzt immerhin geben 16 % der Befragten an, genau oder weniger als 5 Stunden zu studieren, das heißt, sie studieren faktisch nicht mehr.

In der Abbildung 5 wird im Bereich der Care-Arbeit in der materiellen Hausarbeit, wie zum Beispiel Einkaufen, Waschen, Putzen etc., klar, dass ein großer Teil der Befragten (37 %) angibt, dafür 10 bis 15 Stunden Zeit aufzubringen. Bei

Abb. 7: Angabe der Wochenstunden für die Zeit mit sich selbst (Entspannung, Hobbys, Sport etc.) (in %)



Quelle: eigene Darstellung.

mehr als 20 Stunden pro Woche sind es sogar 18 % der Befragten. Ein fast gleich hoher Prozentsatz findet sich in der Kategorie 16 bis 20 Stunden pro Woche. In der Abbildung 6 zeigt sich ein sehr deutliches Bild im Bereich der Kinderbetreuung ab. 83 % der Befragten geben an, mehr als 20 Stunden pro Woche mit der direkten Betreuung des Kindes/der Kinder zu verbringen. Gefragt wurde auch nach dem zeitlichen Umfang für die Erhaltung der Arbeitskraft, etwa in Form von Entspannung, Sport oder Hobbys. In der Abbildung 7 zeigt sich ein sehr klares Bild: 77 % der Befragten geben an, genau oder weniger als 5 Stunden pro Woche Zeit mit sich selbst zu verbringen. Hier ist die Entspannungszeit mitgerechnet. Lediglich 1 % gibt an, mehr als 20 Stunden Zeit mit Entspannung, Sport und Hobbys in der Woche zu verbringen.

Buß et al. zeigen in einer qualitativen Teilstudie, dass Studentinnen mit Kind dem Studium eher wie einer Nebentätigkeit nachgehen. Die Familienarbeit oder die Erwerbstätigkeit stellen ihre zentralen Aufgaben dar. Dennoch erfordert das Studium und dessen Abschluss viele Kompetenzen wie ein gutes Zeitmanagement, Selbstorganisation und -disziplin. Wie sich später in den Tabellen 1 und 2 erkennen lässt, gelingt das häufig. Studierende mit Kindern erwerben eine ganze Reihe an Fähigkeiten, um im Studium bestehen zu können, und stehen ihren Kommiliton*innen in puncto Leistung und Vorbereitung in nichts nach. Kritisch lässt sich anmerken, dass kein Nachweis darüber besteht, ob diejenigen, die diese zusätzlichen Kompetenzen nicht ausbilden konnten, nicht auch bereits aus dem

Studium ausgeschieden sind. „Der Preis, den die Studentinnen dafür zu zahlen bereit sind, ist ein weitgehender Verzicht auf Freizeit“ (Buß et al., 2018, S. 124).

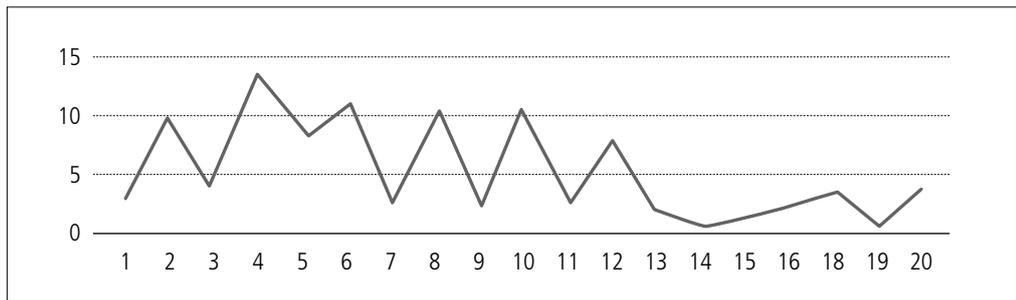
3.1.3 Pflegeverantwortung

Um zusätzliche Care-Dimensionen wie die Pflegeverantwortung zu erfassen, wurde mit zwei Items „Haben Sie aktuell zusätzlich Pflegeverantwortung für weitere Angehörige übernommen?“ sowie „Wie viele Stunden in der Woche verbringen Sie mit Pflegeaufgaben?“ die zeitliche Dimension der zusätzlichen Care-Arbeit erhoben. Hierbei zeigt sich, dass 12 % der Befragten zusätzlich aktuell Pflegeverantwortung für weitere Angehörige übernehmen. Hiervon geben ein Drittel (33 %) an, „mehr als 20 Stunden“ Zeit in der Woche mit Pflegeaufgaben zu verbringen, zusätzlich zu ihren anderen Verantwortlichkeiten. Ebenfalls gibt eine gleich hohe Anzahl (33 %) an, genau oder 5 Stunden für die Pflege Zeit zu investieren. Weitere 21 % sind mindestens 10 Stunden in der Woche mit Pflegeverantwortung beschäftigt.

3.1.4 Studium

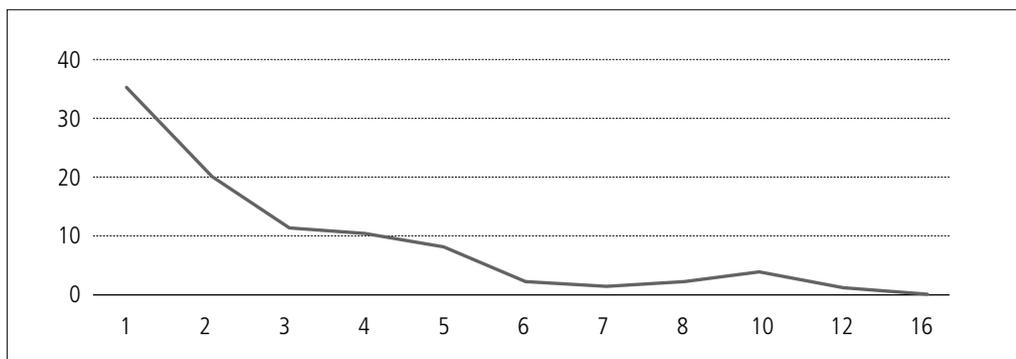
Die genaue Umfangsaufschlüsselung für das Studium wurde mit folgenden Items erhoben: „Bitte schlüsseln Sie hier die Zeit, die Sie auf Ihr Studium verwenden, genauer auf.“ Hier wurden folgende Bereiche abgefragt: (a) Besuch von Seminaren; (b) Vorbereitung der Seminare (inkl. Lesen von Texten); (c) Nachbereitung der Seminare; (d) Treffen in Lern-, Studien- oder Referatsgruppen; (f) Lernen für Prüfungen sowie

Abb. 8: Angaben der Wochenzeitstunden für das Studium für das Besuchen von Seminaren (in %)



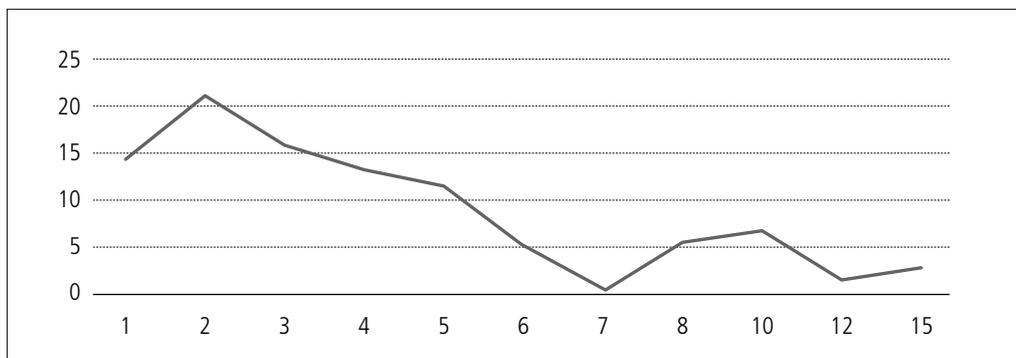
Quelle: eigene Darstellung.

Abb. 9: Angaben der Wochenzeitstunden für das Studium für die Nachbereitung der Seminare (in %)



Quelle: eigene Darstellung.

Abb. 10: Angaben der Wochenzeitstunden für das Studium für die Vorbereitung der Seminare (in %)



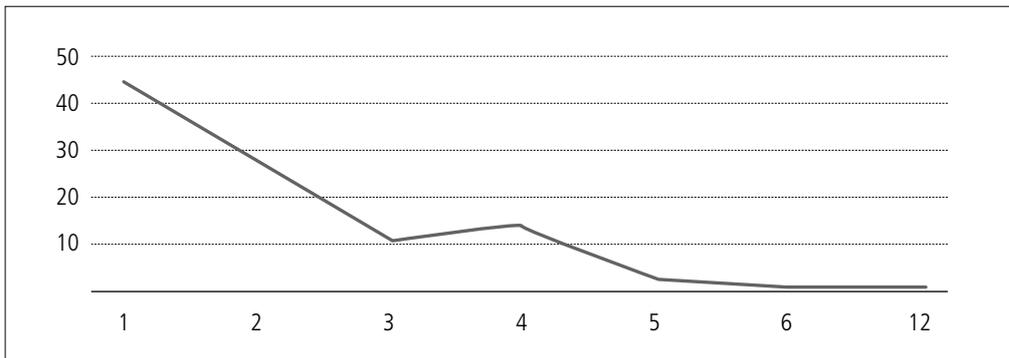
Quelle: eigene Darstellung.

(g) Schreiben von Hausarbeiten, Essays, Studienleistungen etc.

Die folgenden drei Grafiklinien (siehe Abbildung 8, 9 und 10) zeigen die angegebenen Wochenstunden, die die Befragten für das Studium im Bereich Seminare angeben (Besuch der Seminare sowie Vor- und Nachbereitung der Seminare). Hier zeigt sich, dass 13 % der Befragten angeben, lediglich 4 Stunden pro Woche Seminare zu besuchen. Ab 12 Stunden pro Woche gibt es eine sinkende Tendenz bei den Antworten. In der zweiten Grafiklinie (Abbildung 9), welche die

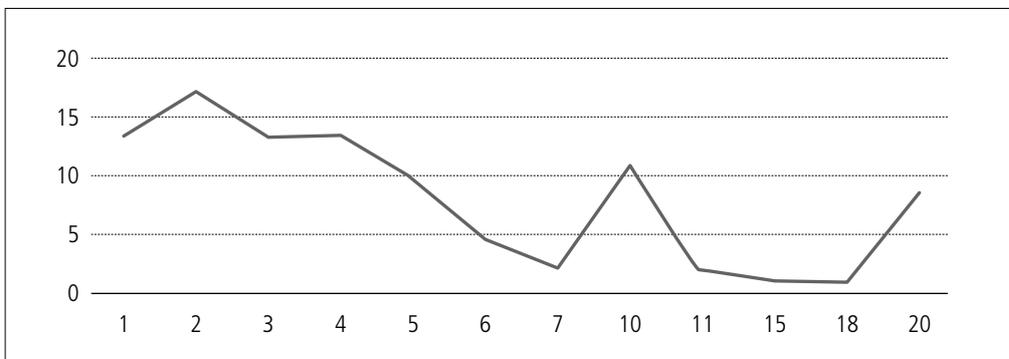
Nachbereitungszeit pro Woche in Stunden für die Seminare darstellt, wird deutlich, dass die meisten Befragten gerade mal 1 bis 2 Stunden hierfür aufbringen. 34 % der Befragten geben an, lediglich 1 Stunde für die Nachbereitungszeit der Seminare aufzubringen. In der dritten Grafiklinie (siehe Abbildung 10), welche die Vorbereitungszeit pro Woche für die Seminare (inklusive Lesen von Texten) zeigt, wird ersichtlich, dass auch hier die meisten Befragten (21 %) angeben, 2 Stunden Zeit für die Vorbereitung der Seminare aufzubringen. Lediglich 2 % der

Abb. 11: Angaben der Wochenzeitstunden für Treffen in Lern-, Studien- oder Referatsgruppen (in %)



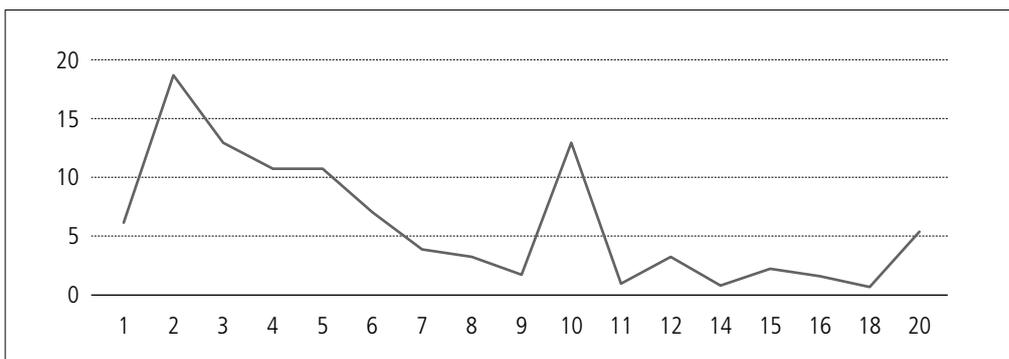
Quelle: eigene Darstellung.

Abb. 12: Angaben der Wochenzeitstunden für Lernen für Prüfungen (in %)



Quelle: eigene Darstellung.

Abb. 13: Angaben der Wochenzeitstunden für Schreiben von Hausarbeiten, Essays und Studienleistungen etc. (in %)



Quelle: eigene Darstellung.

Befragten geben an, 15 Stunden Zeit damit zu verbringen. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in den letzten beiden Grafiklinien eine sinkende Tendenz ab 2 Stunden für die Vor- und Nachbereitungszeit in Stunden pro Woche für Seminare festzustellen ist.

Im Studium für den Bereich „Treffen in Lern-, Studien- und Referatsgruppen“ wird deutlich, dass 45 % der Befragten angeben, nur 1 Stunde Zeit pro Woche dafür aufzubringen (siehe Abbildung 11).

Bedingt durch die Erhebungszeit der Umfrage kann sich dieses Ergebnis jedoch auch durch die Pandemie und das digitale Semester erklären. Bei der Frage nach den Wochenzeitstunden für das ‚Lernen für Prüfungen‘ zeigt sich, dass 17 % der Befragten angeben, lediglich 2 Stunden zu lernen. In der Grafiklinie wird eine sinkende Tendenz deutlich, wobei bei 10 Stunden die Anzahl mit 11 % sowie bei 20 Stunden mit 8 % zwei Ausreißer im geringen Maß zeigen. Bei den An-

gaben der Wochenzeitstunden für ‚Schreiben von Hausarbeiten, Essays und Studienleistungen etc.‘ wird deutlich, dass die meisten Befragten (18 %) angeben, 2 Stunden pro Woche Zeit dafür aufzubringen. Auch in der dritten Grafiklinie wird eine sinkende Tendenz im Antwortverhalten deutlich, wobei bei 10 Stunden sich ein mittlerer Ausreißer mit 13 % zeigt.

3.1.5 Persönliche Situation

Die persönliche Situation der befragten studierenden Eltern wurde mit 14 Items mittels einer vierstufigen Antwortkategorie – gar nicht, wenig, etwas, sehr – erhoben. Die Fragen decken die Bereiche Belastung, die Probleme der Zeit und der Finanzebene ab sowie Partnerschaft und Umfeld. Auch wurden Fragen für den Bereich Studium gestellt. Die Tabelle 1 zeigt die deskriptiven Angaben (Mittelwerte und Standardabweichungen). Auffällig sind die hohen Mittelwertangaben im Bereich Zeitstress sowie körperliche und seelische Belastung. Jedoch wird auch deutlich, dass die meisten Befragten angeben, ihren Alltag gut (30,8 %) oder hinreichend gut (54,1 %) koordinieren zu können ($\bar{x} = 3,14$, $SD = 0,69$).

Bezüglich der Partnerschaft wird klar, dass die Situation die Partnerschaft der Befragten sehr

(11,8 %) oder etwas (43,3 %) belastet ($\bar{x} = 2,51$, $SD = 0,89$). Die Werte im Bereich Studium zeigen, dass die Kommunikation über die persönliche Situation mit Lehrenden sehr gering ausfällt ($\bar{x} = 1,64$, $SD = 0,79$). Lediglich ein geringer Prozentsatz gibt an, mit Lehrenden sehr (1,4 %) oder etwas (15,3 %) über die persönliche Situation zu kommunizieren. Etwas höher fällt die Kommunikation über die Lebenssituation mit anderen Kommiliton*innen aus ($\bar{x} = 2,08$, $SD = 0,92$).

Um einen besseren Einblick in die persönliche Lebenssituation sowie das persönliche Empfinden abbilden zu können, wurden ebenfalls Fragen zur körperlichen und seelischen Belastung mit einer vierstufigen Antwortskala von – gar nicht, wenig, etwas, sehr – gestellt (z. B. „Ich fühle mich durch meine Lebensumstände seelisch belastet.“ oder „Ich fühle mich durch meine Lebensumstände körperlich belastet.“). In beiden Bereichen, sowohl bezogen auf die seelische ($\bar{x} = 2,86$, $SD = 0,88$) als auch auf die körperliche ($\bar{x} = 2,99$, $SD = 0,85$) Belastung, wird besonders bemerkenswert, dass über 40 % der Befragten hier angeben, durch ihre Lebensumstände Belastung zu erleben. In der seelischen Belastung wird deutlich, dass fast jede vierte Befragte angibt, sehr belastet zu sein. Dieser Wert

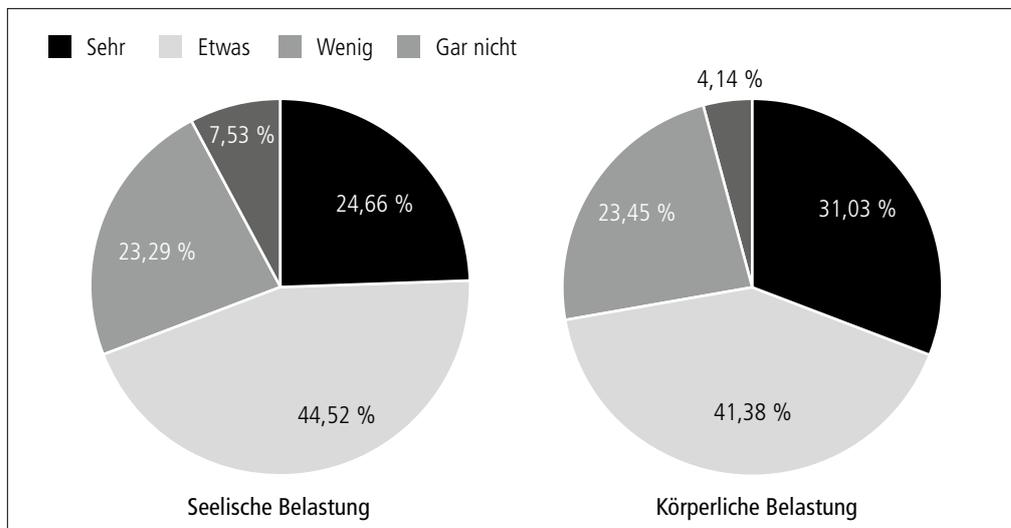
Tab. 1: Deskriptive Angaben der persönlichen Situation

	\bar{x}	SD	Min	Max
Seelische und körperliche Belastung				
1. Ich fühle mich durch meine Lebensumstände seelisch belastet.	2,86	0,88	1	4
2. Ich fühle mich körperlich belastet.	2,99	0,85	1	4
3. Ich fühle mich überfordert.	2,81	0,82	1	4
4. Ich stehe in meiner Situation allein da.	2,00	1,02	1	4
Zeit und Finanzen				
5. Ich bin ständig im Zeitstress.	3,37	0,77	1	4
6. Ich kann meinen Alltag gut koordinieren.	3,14	0,69	1	4
7. Ich habe wenig Zeit für mich.	3,67	0,65	1	4
8. Ich habe finanzielle Probleme.	2,27	1,01	1	4
Partnerschaft und Umfeld				
9. Die Situation belastet meine Partnerschaft.	2,51	0,89	1	4
10. Ich fühle mich durch mein Umfeld gut unterstützt.	2,77	0,96	1	4
Studium				
11. Ich erzähle meinen Kommiliton*innen von meiner Lebenssituation.	2,08	0,92	1	4
12. Ich spreche mit Lehrenden über meine Lebenssituation.	1,64	0,79	1	4
13. Ich arbeite gut mit meinen Kommiliton*innen zusammen.	2,79	0,99	1	4
14. Ich habe engen Kontakt zu meinen Kommiliton*innen.	2,02	0,96	1	4

Anmerkung: \bar{x} = Mittelwert, SD = Standardabweichung; Min = minimaler Itemwert; Max = maximaler Itemwert.

Quelle: eigene Darstellung.

Abb. 14: Angabe der Häufigkeit der Belastung durch die Lebensumstände



Quelle: eigene Darstellung.

Tab. 2: Deskriptive Angaben der Studiensituation

	\bar{x}	SD	Min	Max
1. Ich kann Studium und Betreuung gut vereinbaren.	2,66	0,75	1	4
2. Ich fühle mich durch meine Universität gut unterstützt.	2,12	0,76	1	4
3. Ich fühle mich durch die Lehrenden gut unterstützt.	2,35	0,88	1	4
4. Mein Studium bietet mir ausreichend Flexibilität.	2,65	0,86	1	4
5. Ich habe schon ernsthaft daran gedacht, das Studium abzubrechen.	2,24	1,17	1	4
6. Ich kann Fristen oft nicht einhalten.	2,48	1,15	1	4
7. Ich bin gut organisiert und vorbereitet.	2,98	0,82	1	4
8. Ich bin mit der Zeit, die ich in das Studium investieren kann, zufrieden.	2,14	0,87	1	4
9. Ich kann die geforderten Präsenzzeiten nicht einhalten.	2,62	0,93	1	4
10. Ich kann Prüfungen zum geplanten Zeitpunkt ablegen.	2,90	0,94	1	4

Anmerkung: \bar{x} = Mittelwert, SD = Standardabweichung; Min = minimaler Itemwert; Max = maximaler Itemwert.

Quelle: eigene Darstellung.

steigt im Bereich der körperlichen Belastung auf 31 %: Jede* dritte Befragte*r gibt an, durch die Lebensumstände sehr körperlich belastet zu sein (siehe Abbildung 14).

3.1.6 Studiensituation

Die Studiensituation der befragten studierenden Eltern wurden mit 10 Items erhoben mit einer vierstufigen Antwortkategorie – gar nicht, wenig, etwas, sehr –. Die Fragen decken die Bereiche nach der Vereinbarkeit von Studium und Betreuung ab, Abbruchgedanken des Studiums sowie Zeit für das Studium und Prüfungen ebenso wie Unterstützung durch die Universität und die Lehrenden. Die Tabelle 2 bildet die deskriptiven Angaben (Mittelwerte und Standardabweichungen) bezüglich der genannten Items ab.

Bezüglich der Vereinbarkeit von Studium und Kinderbetreuung ($\bar{x} = 2,66$, $SD = 0,75$) geben 9,7 % der Befragten an, dies sehr gut vereinbaren zu können. Jedoch geben die meisten der befragten studierenden Eltern an, Studium und Kinderbetreuung etwas (53,5 %), wenig (29,9 %) oder gar nicht (6,9 %) vereinbaren zu können. Die Gedanken zu einem Abbruch des Studiums streuen bei den Befragten von ‚sehr‘ mit 21,0 % bis ‚gar nicht‘ mit 37,8 % ($\bar{x} = 2,24$, $SD = 1,17$). Ebenfalls wird deutlich, dass 25 % der Befragten angeben, Fristen oft nicht einhalten zu können ($\bar{x} = 2,48$, $SD = 1,15$). Jedoch wird auch hier deutlich, dass trotz dieser Angaben die meisten der Befragten angeben, sehr gut (28,7 %) oder hinreichend (44,1 %) gut organisiert und vorbereitet zu sein ($\bar{x} = 2,98$, $SD = 0,82$). Kritisch kann

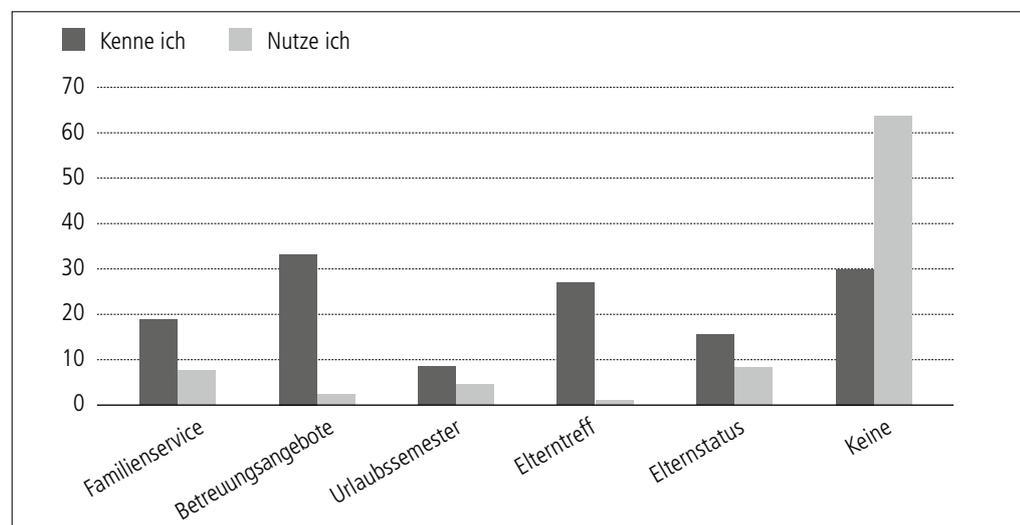
Tab. 3: Deskriptive Angaben der Studiensituation

	\bar{x}	SD	Min	Max
Mein Kind hat mich darin beeinflusst ...				
1. ... den Studienort zu wählen.	2,63	1,48	1	4
2. ... ein Studienfach zu wählen, das Themen wie Familie und Pflege behandelt.	1,88	1,23	1	4
3. ... ein Studienfach zu wählen, das gut mit meiner Situation vereinbar scheint.	2,18	1,29	1	4
4. ... ein Studienfach zu wählen, das gute Karrierechancen bietet.	2,02	1,19	1	4
5. ... mich für eine bestimmte Universität zu entscheiden.	2,33	1,38	1	4

Anmerkung: \bar{x} = Mittelwert, SD = Standardabweichung; Min = minimaler Itemwert; Max = maximaler Itemwert.

Quelle: eigene Darstellung.

Abb. 15: Angaben der Anteile über die Unterstützungsangebote, aufgeteilt nach Kenntnis und Nutzung (in %)



Quelle: eigene Darstellung.

angemerkt werden, dass diejenigen, die keine entsprechenden Skills entwickelt haben, um ihren Alltag zu koordinieren, höchstwahrscheinlich zu großen Teilen bereits aus dem Studium ausgeschieden sind.

Im Bereich der Studiensituation wurden gesondert Fragen gestellt zur Beeinflussung des Kindes in den Bereichen der Studienort-, Studiengang- sowie Universitätswahl, aber auch in den Bereichen Karrierechancen sowie Vereinbarkeit. Hierzu wurden 5 Items mit einer vierstufigen Antwortkategorie – gar nicht, wenig, etwas, sehr – gestellt. In der Tabelle 3 sind die Angaben (Mittelwerte und Standardabweichungen) hierzu zu finden. Deutlich wird, dass Kinder die Befragten in ihrer Wahl bezüglich des Studienortes beeinflussen ($\bar{x} = 2,63$, $SD = 1,48$). Hier geben 52,6 % der Befragten an, dass das Kind sie sehr in dieser Entscheidung beeinflusst hat. Ebenfalls finden sich hohe Mittelwertangaben für die Wahl der Universität ($\bar{x} = 2,33$, $SD = 1,38$). 36,3 % der Befragten geben an, sie seien durch das Kind sehr in der

Entscheidung für eine bestimmte Universität beeinflusst worden.

3.1.7 Unterstützungsangebote

Die Universität Bielefeld verfügt über feste Institutionen, die studierenden Eltern Unterstützung bieten. Die Studierenden wurden gefragt, welche der Unterstützungsangebote ihnen bekannt sind und welche dieser Angebote sie tatsächlich nutzen.

Es lässt sich eine große Diskrepanz zwischen der Kenntnis der Angebote und der tatsächlichen Nutzung erkennen. Einige der Antworten enthielten Kommentare, warum eine Inanspruchnahme für die Studierenden nicht in Frage kommt. Von den Kommentaren kann abgelesen werden, dass der Faktor Zeitmangel eine Rolle spielt: Häufig fehlt es an verfügbarer Zeit, sich neben Studium, Arbeit und Betreuung über die richtige Anlaufstelle zu informieren. Diese scheint nicht immer klar zu sein bzw. sei es vorgekommen, dass die Studierenden mehrfach hin und her laufen

Tab. 4: Deskriptive Angaben der Unterstützungsangebote

	\bar{x}	SD	Min	Max
1. Die gesetzlichen Maßnahmen sind unzureichend.	3,04	0,75	1	4
2. Die gesetzlichen Maßnahmen passen nicht zu meiner Situation.	3,30	0,61	1	4
3. Studierende sprechen ihre Elternschaft nicht an, weil sie Nachteile befürchten.	2,48	0,98	1	4
4. Es ist unproblematisch sein Kind mit in Lehrveranstaltungen zu nehmen.	2,21	0,98	1	4
5. Als Elternteil kann man vom Lehrangebot zum Thema Familie profitieren.	2,45	0,87	1	4
6. Die Maßnahmen der Hochschule für meine Situation sind ausreichend.	2,11	0,65	1	4
7. Die Hochschule sollte sich mehr bemühen, um Studierende mit Kindern zu unterstützen.	3,46	0,60	1	4
8. Es braucht noch mehr Angebote.	3,39	0,65	1	4
9. Es braucht noch mehr Beratungsstellen.	3,12	0,82	1	4
10. Es braucht noch mehr Austausch unter Betroffenen.	3,22	0,88	1	4

Anmerkung: \bar{x} = Mittelwert, SD = Standardabweichung; Min = minimaler Itemwert; Max = maximaler Itemwert.

Quelle: eigene Darstellung.

mussten. Bei Studierenden, die nicht in Bielefeld wohnen, ist die Entfernung ein Grund, woanders etwa auf Betreuungsangebote zurückzugreifen. Auch Vernetzungsgruppen können dann nicht besucht werden. Besonders eindringlich erscheint aber der Anteil der Studierenden mit Kindern, die gar keine Angebote kennen; und wenn sie es tun, keine von diesen nutzen. Hier wird eine Informationslücke deutlich: Es gibt Angebote von Nachteilsausgleichen, Familienbüro und Vernetzungsmöglichkeiten – die Informationen landen jedoch nicht ausreichend bei den Adressat*innen oder enthalten zu große Hürden und Barrieren für eine Inanspruchnahme.

Ferner wurden zehn Items zur detaillierten Analyse der Wahrnehmung und Bewertung der Unterstützungsangebote und weiteren Bedürfnissen dieser Kategorie mit einer vierstufigen Antwortkategorie – gar nicht, eher nicht, eher, voll – erhoben. In der Tabelle 4 werden die Mittelwerte und Standardabweichungen der Items dargestellt. Auffällig sind die hohen Mittelwertangaben für Angaben nach mehr Bedarf für Maßnahmen auf der gesetzlichen Ebene sowie generell mehr Bedarf nach Angeboten und Beratungsstellen. So gibt zum Beispiel ein Viertel der Befragten an, dass sie die gesetzlichen Maßnahmen als „voll unzureichend“ bewertet. Ein noch höherer Prozentsatz findet sich für das Item „Die gesetzlichen Maßnahmen passen nicht zu meiner Situation.“ Hier geben 38,2 % der Befragten eine volle Zustimmung und 53,9 % eine eher volle Zustimmung. Überraschenderweise gibt ein Viertel der Befragten an (26,9 %), dass es eher unproblematisch ist, das Kind mit in die Lehrveranstaltungen zu nehmen.

3.1.8 Wünsche bezüglich Studium und Lehre

Im vorletzten Teil des Fragebogens wurde auch spezifisch auf Fragen eingegangen, die die Wünsche nach Lehrzeiten abbilden. Hierzu wurde die Frage „Bitte geben Sie an, zu welchen Zeiten Lehrveranstaltungen hauptsächlich stattfinden sollten, wenn sie sich nach Ihren Bedürfnissen richten würden.“ Die Befragten hatten als Antwortkategorie die Option, für jede Uhrzeit für jeden Wochentag den Wunschkpunkt anzugeben. Die Prozentwerte für die Wunschlehrzeiten von den Befragten sind in Tabelle 5 abgebildet. Die meisten Befragten geben den Montag als beliebten Tag für die Lehre an. Deutlich wird, dass über 60 % der Befragten 8:00 bis 10:00 Uhr als beliebte Uhrzeiten für den Montag angeben. Auffällig ist ebenfalls, dass der Samstag zwischen 16:00 und 19:00 auf Zustimmung in den Wünschen stößt. Hier geben zum Beispiel 23,1 % der Befragten die Zeit von 17:00 bis 18:00 als Wunschzeit an.

Die Wünsche für den Bereich der Art des Studiums wurden ferner mit folgender Frage erhoben: „Wenn Sie Ihr Studium erneut beginnen würden, welche Form der Studienorganisation würden Sie wählen?“ mit den Antwortkategorien *sicher ja* bis *sicher nein*. Die Tabelle 6 gibt einen Überblick über die Prozentangaben der angegebenen Antworten. Auffällig sind die hohen Zustimmungen für die Kategorie „flexibler Wechsel zwischen Voll- und Teilzeitstudium“. 43,5 % der Befragten geben hier eine sichere Zustimmung an. Ein Drittel der Befragten gibt sichere Zustimmung für das Vollzeitstudium an. Das Zertifikationsstudium sowie ein duales Studium werden prozentual häufiger abgelehnt.

Tab. 5: Prozentangaben der Wunschlehrzeiten der befragten Studierenden Eltern

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donners- tag	Freitag	Samstag	Sonntag
08:00–09:00	63,3	28,6	2,0	2,0	2,0	2,0	2,0
09:00–10:00	61,3	30,0	1,3	2,5	1,3	2,5	1,3
10:00–11:00	48,4	28,4	15,8	2,1	3,2	2,1	-
11:00–12:00	44,0	15,4	17,6	17,6	4,4	-	1,1
12:00–13:00	40,0	14,3	14,3	15,7	12,9	2,9	-
13:00–14:00	40,3	19,4	4,8	16,1	11,3	8,1	-
14:00–15:00	41,7	16,7	8,3	10,4	8,3	12,5	2,1
15:00–16:00	28,6	23,8	7,1	14,3	7,1	16,7	2,4
16:00–17:00	21,4	21,4	14,3	7,1	10,7	17,9	7,1
17:00–18:00	34,6	7,7	3,8	7,7	11,5	23,1	11,5
18:00–19:00	37,5	8,3	4,2	12,5	8,3	16,7	12,5
19:00–20:00	40,0	10,0	15,0	20,0	10,0	5,0	-
20:00–21:00	50,0	4,5	-	18,2	13,6	4,5	9,1

Quelle: eigene Darstellung.

Tab. 6: Prozentangaben der Angaben bezüglich der Art des Studiums

	Sicher ja	Eher ja	Eher nein	Sicher nein	Weiß ich nicht
Vollzeitstudium	33,6	26,4	20,9	16,4	2,7
Teilzeitstudium	18,4	40,8	19,4	15,5	5,8
Flexibler Wechsel zwischen Voll- und Teilzeitstudium	43,5	29,6	10,2	13,0	3,7
Fernstudiengang in Vollzeit	25,2	28,2	15,5	26,2	4,9
Fernstudiengang in Teilzeit	27,5	22,5	18,6	27,5	3,9
Duales Studium	14,3	33,7	11,2	28,6	12,2
Zertifikationsstudium	3,5	9,3	18,6	41,9	26,7

Anmerkung: Ein Vollzeitstudium umfasst 30 ECTS pro Semester. Ein Zertifikationsstudium beinhaltet den Besuch einzelner Module ohne Abschluss eines Studiums. Quelle: eigene Darstellung.

Quelle: eigene Darstellung.

3.2 Qualitative Analysen

Zum Abschluss des Fragebogens hatten die Befragten die Möglichkeit, qualitative Fragen zu eigenen Wünschen, Bedarfen und Erfahrungen zu beantworten. Die Antworten der drei Fragen wurden bei der Auswertung gebündelt betrachtet, da sie sich häufig aufeinander bezogen oder alle Fragen in einer Antwort beantwortet wurden. 136 Antworten konnten so betrachtet und nach Schlagworten durchsucht werden. Anschließend wurden die Begriffe im jeweiligen Zusammenhang betrachtet. Dabei scheint *Flexibilität* eine Art übergreifender Begriff zu sein, der in 106 der Antworten vorkommt und

damit eindringlich häufig gewählt wurde, um die eigenen Belange und Bedürfnisse zu formulieren. Er steht dabei sowohl für einen Wunsch wie auch für die Beschreibung des Problems: Die Studierenden wünschen sich mehr Flexibilität seitens der Universität und der Dozierenden, während gleichzeitig viel Flexibilität von ihnen erwartet wird, die sie in ihrer Lebenssituation nicht gewährleisten können. Beispielhafte Antworten sagen zum Beispiel: „*Flexibilität bei Abgabefristen*“ (vgl. Umfrageantwort 105), „*Flexibilität bei Anwesenheitszeiten*“ (vgl. Umfrageantwort 187)², „*Flexiblere Prüfungsterminierung*“ (Umfrageantwort 15), „*Flexiblere Betreuungsangebote [...] wären bei Pflichtver-*

² Höhere Antwortnummerierungen als 136 kommen deshalb zustande, weil hier auch die Fragebögen mitzählen, die nicht vollständig – also nicht bis zu dieser Frage – ausgefüllt wurden.

anstaltungen im Nachmittagsbereich schön“ (Umfrageantwort 116).

Die Befragung fand während des Corona bedingten Online-Semesters statt. Daher hatte dieses Thema bei der Beantwortung eine große Aktualität. Ein hoher Prozentsatz der Studierenden hob die Vorteile der Onlinelehre hervor: 59-mal werden Schlagwörter wie Online, Digital, Distanz und Präsenz genannt. Die Möglichkeit, von zuhause aus an Seminaren teilnehmen zu können, wird als große Chance und als Plus für die Vereinbarkeit von Studium, Care-Zeiten und Beruf angegeben. Die Studierenden mit Elternverantwortung wünschen sich, dass Hybrid-Veranstaltungen und Onlineangebote fortgesetzt werden. Folglich scheint auch Kinderbetreuung ein Dauerthema für studierende Eltern zu sein. Der Begriff *Betreuung* wird in 28 der Antworten genannt. Vielen Studierenden, verstärkt durch Corona, fehlt die Betreuung durch Andere; vor allem außerhalb von Kita- und Schulzeiten, am Wochenende und während der Ferien. Die Bereitstellung einer Betreuungsform seitens der Universität, die spontan in Anspruch genommen werden kann, wird hier als Optimum formuliert. Familienfreundlichere Lehrangebote in Zeiten von 10 bis 14 Uhr, also dann, wenn Kinderbetreuung sichergestellt ist, werden mehr erbeten. Eine Person schreibt: *„Tutorien oder Vorlesungen die von 8 bis 10 Uhr und ab 14 Uhr stattfinden kann ich wegen Kinderbetreuung nicht besuchen. Dadurch dauert mein Studium deutlich länger“* (Umfrageantwort 94). Das Studierverhalten der Studierenden mit Kind ist durch die Herausforderung geprägt, die Kinderbetreuung mit Präsenzveranstaltungen und Selbstlernzeit in Einklang zu bringen. Studierende Mütter haben insbesondere Probleme mit Veranstaltungszeiten (66 %), Flexibilität (54 %) und der Unterstützung durch die Lehrenden (42 %) (Helfferich et al. 2007, 127). Dass die Care-Arbeit in Konflikt zu den Studienzeiten steht, deckt sich mit den quantitativen Ergebnissen. Unter den Schlagworten *Abgaben*, *Verschieben* und *Aufgaben* ließen sich die Studienbedingungen und die damit einhergehenden Wünsche und Herausforderungen der Studierenden mit Kind erfassen. Die Begriffe wurden 19-mal genannt. Als zeitlich besonders problematisch werden Hausarbeiten, Praktika, Prüfungstermine und Gruppenarbeiten empfunden. Studierende Eltern müssen bei Terminplanungen auch die Kalender ihrer Kinder und des Partners/der Partnerin so wie ggf. weiterer Personen mit einbeziehen. Dass, je nach Fachbereich, die Prüfungsphase in die Sommerferien der Kinder fällt und Prüfungstermine erst kurzfristig bekannt gegeben werden, erschwert die Zeitplanung. In

Gruppenarbeiten können sie sich häufig nicht nach den Vorschlägen der Studierenden ohne Kinder richten oder müssen dann absagen und verschieben, was oft als unangenehm empfunden wird. Die Studierenden wünschen sich eine größere Flexibilität in der Gestaltung der Studienzeiten und Prüfungsbedingungen. Eine Person schreibt zum Beispiel: *„Flexiblere Abgabezeiten und mehr online Prüfungen“* (Umfrageantwort 42). Eine andere wünscht sich die Aufhebung bzw. Flexibilisierung der Regelstudienzeit (vgl. Umfrageantwort 75).

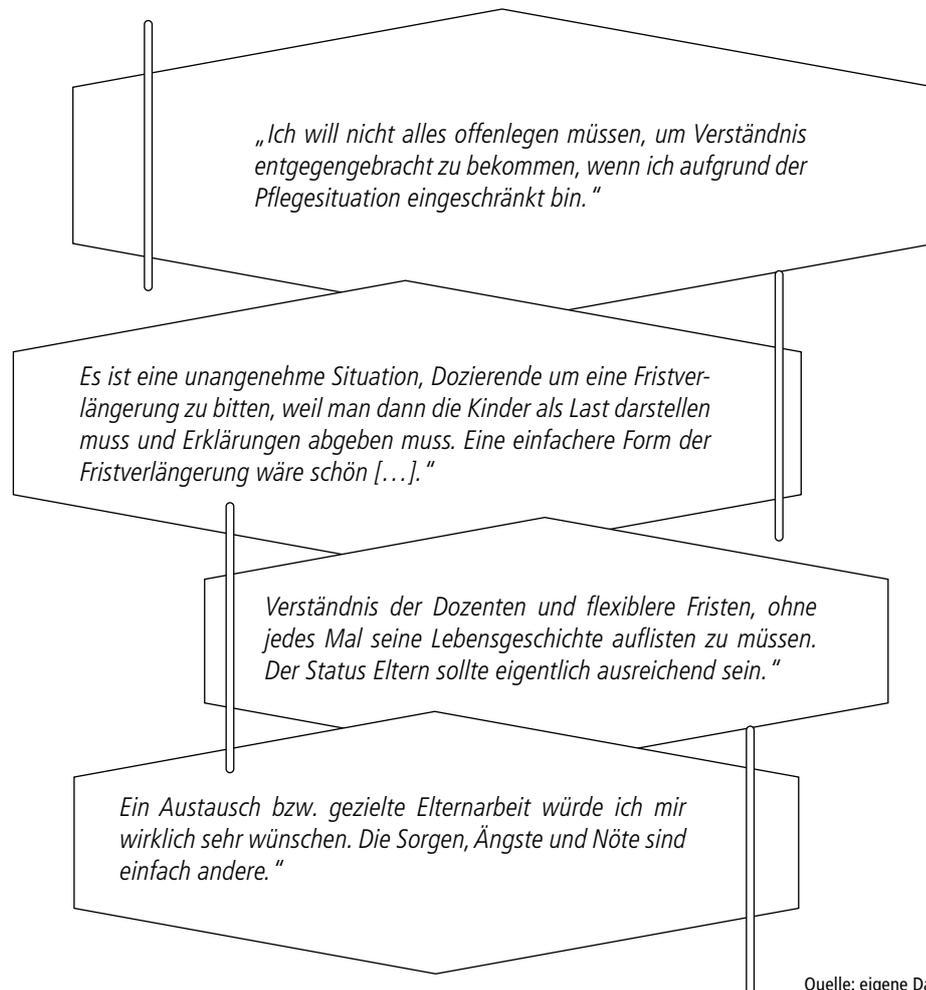
Unter dem Überbegriff *Outing* soll zuletzt noch auf einzelne individuelle Aussagen eingegangen werden. Die Umfrageantworten lassen sich nicht unter Schlagworten zusammenfassen, sind jedoch thematisch eindeutig miteinander verknüpft. Einige der Befragten gaben an, dass sie sich wünschen, ihre Situation nicht immer offenlegen zu müssen, um einen Nachteilsausgleich zu erhalten. Eine Person beschreibt beispielsweise, dass es ihr unangenehm ist, Dozierende mit dem Argument der Elternschaft um eine Fristverlängerung zu bitten, weil sie die Kinder so als eine Last darstellen und sich erklären müsse (vgl. Umfrageantwort 54). Der Status der Elternschaft, ohne dabei in das Detail der aktuellen Situation gehen zu müssen, solle bei der Bitte um Aufschub ausreichend sein (vgl. Umfrageantwort 191).

Zusammenfassend lässt sich ebenfalls für den Ergebnisteil der freien Kommentare in der Befragung festhalten, dass sich die Studierenden mehr Flexibilität in Bezug auf Anwesenheitszeiten und Prüfungsorganisation wünschen. Die Möglichkeiten der Onlinelehre werden dabei als positiv hervorgehoben. Die Betreuung der Kinder zu gewährleisten steht oft in Konflikt mit den Seminarzeiten. Problematisch ist auch die erwartete Flexibilität der Studierenden bei der Erbringung von Leistungen und der Vergabe von Prüfungsterminen. Diese fallen oft in die Ferienzeiten der Kinder und werden zumeist erst kurzfristig bekannt gegeben, was die Planbarkeit der Ferienzeiten erschwert. Letztlich besteht der Wunsch nach einer systematischen Anpassung der universitären Strukturen an die Lebensrealität der studierenden Eltern. Studierende mit Kind sind kein Einzelfall und ihre Erfahrungen decken sich. Ein Offenlegen der Lebensumstände und der jeweiligen Situation vor den Dozierenden sollte nicht nötig sein, um einen Nachteilsausgleich zu erhalten.

4 Zusammenfassung

In der Universität Bielefeld sind im Sommersemester 2022 aktuell 969 Studierende mit Kind

Abb. 16: Aussagen (Ausschnitt) von Angaben der Befragten aus der Umfrage auf die Frage „Was brauchen Sie noch für ein erfolgreiches Studium mit Kind/was ist Ihnen besonders wichtig?“



eingeschrieben, die ihren Status, Eltern zu sein, dem Studierendensekretariat mitgeteilt haben. Da es sich um eine freiwillige Angabe handelt, die vor allem dann nicht gemacht wird, wenn während des Studiums ein Kind zur Welt kommt, kann davon ausgegangen werden, dass ihr Anteil noch höher liegt. An der Universität Bielefeld studierten am Stichtag des 31.12.2021 24.396 Personen (<https://www.uni-bielefeld.de/uni/profil/daten-zahlen/>). Studierende Eltern machen also mindestens einen Anteil von knapp 4 % der Immatrikulierten aus. Bei so einer hohen Anzahl von Studierenden kann nicht mehr von einer kleinen Randgruppe gesprochen werden. Zudem braucht es inklusive Maßnahmen, welche die Diversität dieser Studierenden stärker berücksichtigen, denn es handelt sich um eine heterogene Gruppe. Wer alleinerziehend ist oder Pflegeverantwortung übernommen hat, wer mehrere Kinder hat, hat noch einmal andere Bedürfnisse. Studierende mit Kind(ern) können aufgrund „ihrer Mehrfachbelastung im Durchschnitt weniger Zeit

für das Studium aufwenden“ (BMBF 2013, 9) und müssen entsprechend länger studieren. Somit kann ein Prozess der strukturellen Randständigkeit im Studium entstehen, gefüllt mit Unsicherheiten, Ängsten, Stress sowie Verzweiflung, an dessen Ende der Studienabbruch steht, denn „fast jeder Studienabbruch wird familiär begründet, vor allem von Studentinnen“ (BMBF, 2013, 9). Es zeigt sich, dass intersektionale Ungleichheiten sich nur auflösen können, wenn die Studienbedingungen sowie Bedürfnisse auf verschiedenen Ebenen in den Hochschulen gehört und berücksichtigt werden. Der größere Anteil der Studierenden mit Kind(ern) aus unserer Stichprobe besucht weniger Seminare und Veranstaltungen als regulär vorgesehen. Die Mehrheit der Studierenden mit Kindern studiert demnach informell Teilzeit (Gleichstellungsplan der Fakultät für Erziehungswissenschaft, 2021). Auf die offenen Fragen, mit denen der Fragebogen schließt, haben die Studierenden mit Kindern mit ihren Wünschen und Bedarfen geantwortet. Da-

bei war besonders der Wunsch nach *Flexibilität* seitens der Universität zentral. Ein mehrheitlicher Bedarf scheint auch die Gewährleistung der Betreuung der Kinder durch Andere zu sein, damit die eigene Seminarteilnahme gesichert ist. Viele der Befragten gaben an, dass das laufende Onlinesemester auch eine Erleichterung für die Frage nach der Vereinbarung bedeuten kann. Zusammenfassend lässt sich für unsere Umfrage und unsere Ergebnisse festhalten, dass die Herausforderungen studierender Eltern sehr belastend sein können und die Bedürfnisse sehr divers sind. Die Umfrage sowie der vorliegende Artikel verstehen sich deshalb als ein erster Impuls und Aufschlag im Rahmen einer familienfreundlichen Gleichstellungspolitik an allen Hochschulen.

Literatur

- Buß, Imke (2019). *Flexibel studieren – Vereinbarkeit ermöglichen. Studienstrukturen für eine diverse Studierendenschaft*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-26206-8>
- Buß, Imke; Erbsland, Manfred; Rahn, Peter; Pohlenz, Philipp (Hg.) (2018). *Öffnung von Hochschulen. Impulse zur Weiterentwicklung von Studienangeboten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) (2013). *Familienfreundlichkeit an deutschen Hochschulen*. Bonn. Verfügbar unter: www.uni-due.de/imperia/md/images/diversity/bmbf_familienfreundlichkeit_an_deutschen_hochschulen.pdf
- Gleichstellungsplan der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld (2021). *Fortschreibung des Gleichstellungsplanes 2019–2021*. Bielefeld: Universität Bielefeld. Verfügbar unter www.uni-bielefeld.de/fakultaeten/erziehungswissenschaft/gleiko/2022-02-16-Gleichstellungsplan-der-Fakultat-EW-2021-final.pdf
- Helfferich, Cornelia; Hendel-Kramer, Annelise; Wehner, Nina (2007). *fast – Familiengründung im Studium. Eine Studie in Baden-Württemberg – Abschlussbericht zum Projekt*. Hg. v. LANDESSTIFTUNG Baden-Württemberg gGmbH. Verfügbar unter www.hof-university.de/fileadmin/user_upload/familienfreundliche-hochschule/Abschlussbericht.pdf
- Middendorff, Elke; Apolinarski, Beate; Poskowsky, Jonas; Kandulla, Maren; Netz, Nicolai (2013). *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2012. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das HIS- Institut für Hochschulforschung*. Berlin: BMBF Bundesministerium für Bildung und Forschung. https://www.studentenwerke.de/sites/default/files/01_20-SE-Hauptbericht.pdf
- Middendorff, Elke; Apolinarski, Beate; Becker, Karsten; Bornkessel, Philipp; Brandt, Tasso; Heißenberg, Sonja; Poskowsky, Jonas (2017). *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016. Zusammenfassung zur 21. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks – durchgeführt vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung*. Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). Verfügbar unter: www.dzhw.eu/pdf/sozialerhebung/21/Soz21_zusammenfassung_barrierefrei.pdf

Kontakt und Information

Zeynep Demir
Universität Bielefeld
Universitätsstraße 25
33615 Bielefeld
Tel.: (0521) 106 67646
zeynep.demir@uni-bielefeld.de

Alexandra Lüüs
a.lueues@uni-bielefeld.de

Prof. Dr. Katharina Gröning
katharina.groening@uni-bielefeld.de

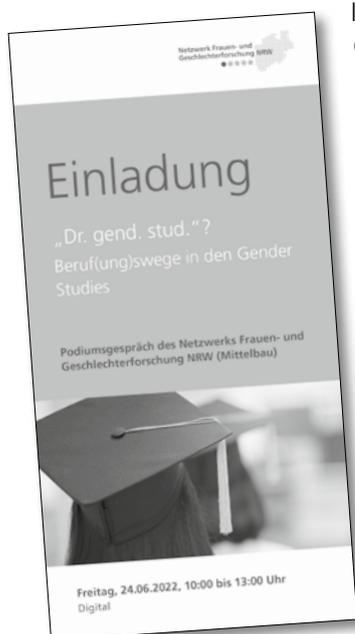
<https://doi.org/10.17185/duepublico/77285>

Tagungsberichte

Maximiliane Brand

Dr. gend. stud.? Beruf(ung)swege in den Gender Studies

Bericht zum Mittelbauworkshop des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 24.06.2022 (digital)



Im letztjährigen Mittelbauworkshop wurden am 24. Juni 2022 in einem Podiumsgespräch unter dem Titel „Beruf(ung)swege in den Gender Studies“ unterschiedliche Perspektiven auf Karrierewege in den Gender Studies beleuchtet. Dabei lag erstmals ein Fokus auf der Promotion. Aufgrund der Dynamik der pandemischen Situation fand der Workshop auch in diesem Jahr online statt. Dr.ⁱⁿ Britt Dahmen (Referatsleitung „Gender und Diversity Management“, Universität zu Köln) leitete durch das digitale Podiumsgespräch mit sechs Gäst*innen. In verschiedenen Fragerunden teilten die geladenen Gäst*innen vielfältige Eindrücke, Erfahrungen und Erkenntnisse aus ihren verschiedenen (Hochschul-) Lebensabschnitten. Ergänzt wurden diese Impulse durch Beiträge aus dem Plenum. Ein positiver Aspekt

der Online-Veranstaltung war, dass alle Teilnehmenden während des Workshops gemeinsam in einem Miro-Board arbeiten konnten. [So konnten fortlaufend wichtige Forderungen, Good-Practice-Beispiele oder auch Wünsche festgehalten werden.]

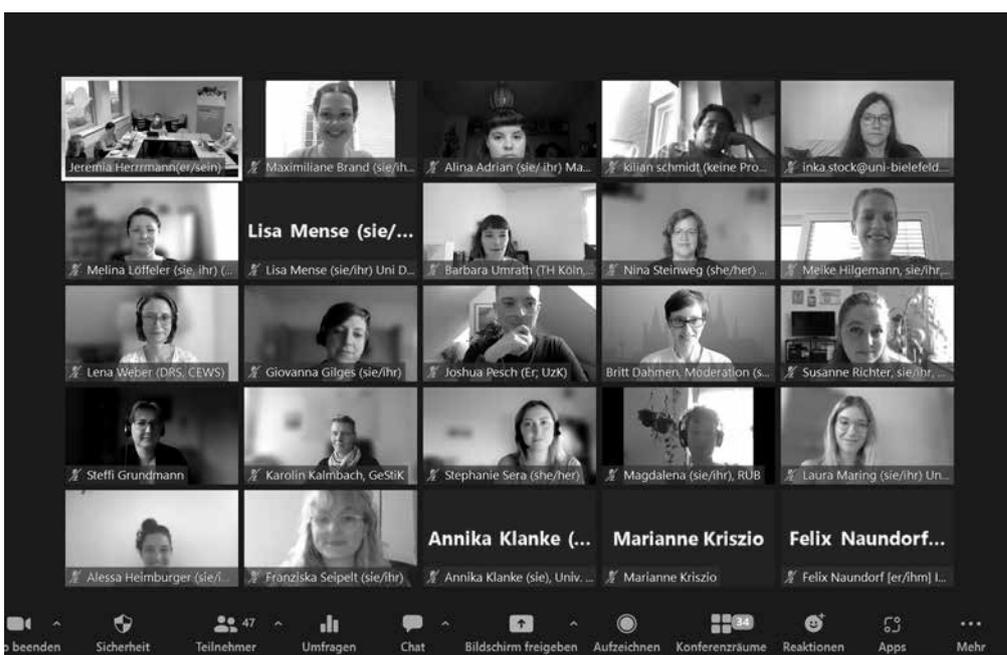
Unter den Gäst*innen und Teilnehmenden bestand großer Konsens darin, dass das gegenwärtige Wissenschaftssystem hinsichtlich des Themas Promotion weiterhin und immer wieder aus vielfältigen Perspektiven und auf vielen Ebenen kritisch beleuchtet werden muss. Dabei ist von großer Bedeutung, dass die Kommunikation zum Thema Promotion über Statusgruppen Grenzen hinweg stattfindet. Diskussionen über vorhandene bzw. fehlende Strukturen für eine erfolgreiche Promotion und Postdoc-Phase können so produktiv genutzt werden, um gemeinsam Bedarfe herauszuarbeiten. Hier ist besonders zentral, dass neben der Formulierung von Bedürfnissen auch das Benennen von Missständen Raum finden muss. Beispielhaft hier-

für sind rezente Onlinekampagnen wie bspw. #IchbinHannah und #IchbinReyhan, die auch von den Teilnehmenden des Workshops verfolgt werden. Die damit verbundene Thematisierung und Sichtbarmachung der prekären Arbeitsumstände im Wissenschaftssystem haben große Vorbehalte gegenüber einer wissenschaftlichen Laufbahn hervorgerufen und für eine intensive Auseinandersetzung mit (un-)möglichen Zugängen zur Promotion gesorgt.

Nur unter Berücksichtigung all dieser Faktoren kann ein gewinnbringender Erfahrungsaustausch stattfinden und eine ganzheitliche Unterstützung generiert werden, die im gesamten Promotionsprozess bei der Überwindung von etwaigen Barrieren helfen kann. Während der Veranstaltung wurde dies als Wunsch nach solidarischen Praxen in der Wissenschaft beschrieben.

Um einen Einblick in das wissenschaftliche Arbeitsfeld zu erhalten, wurde als Notwendigkeit ein frühzeitiger und niedrigschwelliger Zugang zu wissenschaftlichen Netzwerken für Studierende benannt. Es wurde auch deutlich, dass Unterstützungsstrukturen zum Promovieren im Allgemeinen, aber insbesondere auch in den Gender Studies und verwandten Disziplinen ausgebaut und beworben werden müssen. In diesem Zuge wurde wiederholt der Wunsch nach gesicherten Beratungsstellen, weiteren Graduiertenkollegs oder auch Stipendien im Feld der Gender Studies geäußert. Ein hoffnungsvoller Blick wurde auch auf die Evaluation durch den Wissenschaftsrat gerichtet, die eine mögliche Schaffung von neuen Fördermöglichkeiten und Strukturen für die Gender Studies mit sich bringen könnte.

Ein weiterer Punkt, der im Laufe der Veranstaltung diskutiert und stark gemacht wurde, ist, dass eine Promotion (in den Gender Studies) nicht heißt, in der Wissenschaft zu bleiben. Die Sichtbarmachung und Unterstützung von vielfältigen Promotionswegen innerhalb und außerhalb



der Wissenschaft kann helfen, um eine Promotion aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten: als Voraussetzung für eine Berufung auf eine Professur, aber eben auch als Werkzeug, um einen Beruf auszuüben, und/oder als intrinsisch motivierter wissenschaftlicher Prozess.

Abschließend wurde festgehalten, dass Räume wie das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW sehr wertvoll sind und es ermöglichen, sich im Feld der Gender und Queer Studies aktiv und statusgruppenübergreifend zu vernetzen!

Ein Dank gilt allen Beteiligten, die miteinander ihre sehr persönlichen Erfahrungen, Gedanken

und Sorgen geteilt haben und so einen wertvollen Austausch und das Herausarbeiten von konkreten Bedarfen ermöglicht haben. Dem Wunsch nach Vernetzung wurde direkt im Anschluss an die Veranstaltung nachgegangen, indem die Mailingliste „Promovieren in den Gender Studies“ ins Leben gerufen wurde. Interessierte können die Liste hier abonnieren: https://www.listserv.dfn.de/sympa/info/promovieren_in_den_genderstudies.

Am Podium nahmen teil: Alina Adrian (Bochum), Dr.ⁱⁿ Barbara Umrath (Köln), Joshua Ben Pesch (Köln), Giovanna Gilges (Bochum), Dr.ⁱⁿ Inka Stock (Bielefeld), Dr.ⁱⁿ Lena Weber (Köln).

Kontakt und Information

Maximiliane Brand
Ruhr-Universität Bochum
maximiliane.brand@rub.de

Lara Carina Schlömer

Große und feine Unterschiede. Populäre Genres in Literatur, Musik und Film von der Gründerzeit bis in die Weimarer Republik

Bericht zur Tagung vom 01.–03.06.2022 an der Evangelischen Akademie Hofgeismar



Die Tagungsgruppe im englischen Garten des Schlösschens Schönburg, das heute als evangelische Tagungsstätte Hofgeismar dient (Foto: privat).

Unter dem Titel „Große und feine Unterschiede. Populäre Genres in Literatur, Musik und Film von der Gründerzeit bis in die Weimarer Republik“ tagten vom 1. bis 3. Juni 2022 Wissenschaftler*innen aus ganz Deutschland sowie aus Ungarn und den USA an der Evangelischen Akademie Hofgeismar. Die Konferenz schließt das von der Mariann Steegmann Foundation geförderte Forschungsprojekt zum „Aufbruch in die Moderne“ ab, das in den letzten Jahren am Institut

für Diversitätsstudien durchgeführt wurde. Im Mittelpunkt des Projekts und auch dieser Tagung stand die interdisziplinäre und intersektionale Auseinandersetzung mit dem künstlerischen Übergang vom langen 19. Jahrhundert in die Klassische Moderne des 20. Jahrhunderts. Vertreter*innen der Literatur-, Musik-, Politik-, Sozial- und Geschichtswissenschaften loteten die Übergänge zwischen den Geschlechtern und sozialen Milieus, aber auch rassenideologisch oder medientechnisch motivierten Unterschieden aus. Im Feld zwischen der Intersektionalitätsanalyse und Bourdieus Theorem der feinen Unterschiede gerieten vor allem die unter diesen Aspekten überraschend interessanten Räume zwischen den Künsten und Disziplinen in den Blick. Neben einschlägigen Prosatexten und Filmen standen die Dada-Performance, der Cake Walk, der Opernfilm, der Salon oder die Marschmusik der 12-Töner auf dem Tagungsprogramm. Dabei erwies es sich als besonders produktiv, unter den Vorzeichen des Populären auch der sogenannten ‚Hochkultur‘ zu begegnen.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Sigrid Nieberle
Technische Universität
Dortmund
sigrid.nieberle@tu-dortmund.de

Sandra Beaufäys

Für das Recht auf Selbstbestimmung und für historische Sichtbarkeit von Frauen

Bericht zur Preisverleihung der Stiftung „Aufmüpfige Frauen“ am 20.10.2022 in Dortmund

Alle zwei Jahre lobt die Stiftung „Aufmüpfige Frauen“, gegründet von Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, einen Preis aus im Sinne eines Feminismus, der sich für eine gleichberechtigte Lebenswelt für Frauen und Männer einsetzt. Prämiert werden Frauen, die sich mutig und aus eigener Kraft heraus für eine bessere Gesellschaft einsetzen. Am 20. Oktober fand die Preisverleihung für 2022 im Dietrich-Keuning-Haus in Dortmund statt. Viele aktiv feministisch Gesonnene waren geladen, sie durften an festlich mit Blumensträu-

Ben geschmückten Dinnertables Platz nehmen. Die Bühne, angestrahlt in warmen Farben, war sowohl für das Saxophon-Quartett „Lilith“ als auch für verschiedene Begrüßungredner*innen und Laudator*innen frei, sie alle trugen zu einer festlichen Stimmung bei, um die Zuschauer*innen auf die Preisträgerinnen gebührend vorzubereiten.

Nach den einführenden Worten der Vorständinnen Sigrid Metz-Göckel und Maresa Feldmann, Gleichstellungsbeauftragte der Stadt, nutzte



Frauenpower auf der Bühne des Dortmunder Keuning-Hauses, die Preisträgerinnen mit Stifterin, Stiftungsvorstand und Freundinnen (v. l. n. r.): Maria Preuß, Anne Schlüter, Kristina Hänel, Sigrid Metz-Göckel, Uta C. Schmidt, Helga Seyler, Sylvia Groth, Andrea Rupp, Carola Pohlhausen, Laura-Celine Chlebos, Maresa Feldmann, Maria Beckermann, Susanne Zickler (Foto: Kathryn Baingo).

auch der Dortmunder Bürgermeister Thomas Westphal die Gelegenheit, sich als „Fan der Stiftung“ vorzustellen und zu versichern, dass Emanzipation im Grundsatz eine gute Sache sei. Anne Schlüter übernahm danach die Verlesung der geplanten Keynote von der leider erkrankten Kerstin Wolff zum Thema „Alles Ruhrgebiet, oder wagt? Geschichten von unerhörten Frauen aus dem Pott“, ein Vortrag, der auf das revolutionäre Potenzial von Frauengeschichte zielte. Die Autorin lenkte darin die Aufmerksamkeit sowohl auf die Geschichte der Frauen im Ruhrgebiet, und damit auf „die andere Seite des Potts“, als auch auf einen kurzen historischen Rückblick zu den Paragrafen 218 und 219. Damit vereinte sie die beiden Themen, zu denen die diesjährigen Preisträgerinnen jeweils gesellschaftsverändernd aktiv geworden waren: Während Uta C. Schmidt sich als Historikerin den Frauen zuwendet, um so das androzentrisch geprägte Masternarrativ der Region neu zu formieren, kämpfen die Preisträgerinnen Kristina Hänel, Helga Seyler und Sylvia Groth gemeinsam dafür, die medizinische Versorgung und das Informationsrecht von Frauen bei Schwangerschaftsabbrüchen zu verbessern. Der Vorstand der Stiftung hat sich damit entschieden, den Preis 2022 nicht nur an eine Person zu verleihen, sondern einerseits an ein Team von Aktivistinnen, die bundesweit agieren, und andererseits an eine Wissenschaftlerin der Region. Möglich gemacht wurde dies auch durch die großzügige Spende der emeritierten Rechtsprofessorin Heide Pfarr.

Das Team um Kristina Hänel – aufgrund ihres Rechtsstreits um den Paragraphen 2019a am bekanntesten – erhielt den Preis der Stiftung gemeinsam, weil es sich 2021 in der Kommission zur Erarbeitung einer Leitlinie zum Schwanger-

schaftsabbruch unter Federführung der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe für das Selbstbestimmungsrecht von Frauen eingesetzt hatte. In kontrovers verlaufenen Debatten und gegen harte Widerstände von Berufsverbänden hatten sich die Allgemeinmedizinerin, die Gynäkologin und die Medizinsoziologin dafür stark gemacht, die Versorgung von Frauen, die einen Schwangerschaftsabbruch durchführen lassen wollen, substanziell zu verbessern. Damit würden sie die Kämpfe der Frauenbewegung kompetent und engagiert fortsetzen, so Sigrid Metz-Göckel in ihrer Begründung für die Verleihung.

Uta C. Schmidt erhielt den Preis, weil sie in der öffentlichen Darstellung der Ruhrgebietsgeschichte und in den historischen Fachdebatten konsequent die Perspektive auf Frauen als Gestalterinnen von Geschichte auch dieser Wirtschaftsregion betont. In den biografie-historischen Arbeiten von Schmidt und ihrer Kollegin Susanne Abeck, die zusammen zur Kulturhauptstadt Europas RUHR 2010 die Plattform www.frauenruhrgeschichte.de ins Leben riefen, zeigt sich jedoch, dass ohne die Subsistenzarbeit von Frauen weder Bergbau noch Stahlindustrie am Markt bestehen können.

Die Laudatorinnen Maria Preuß (für Hänel, Seyler & Groth) und Andrea Rupp (für Schmidt) hoben in ihren Ansprachen die persönliche Einsatzbereitschaft der jeweiligen Preisträgerinnen für die feministischen Ziele hervor. Die so Geehrten zeigten sich gerührt und dankbar für die Wertschätzung ihres Engagements. In dem an die Verleihung angeschlossenen „Blick hinter die Kulissen“ entlockte die Moderatorin Andrea Blome den Prämierten interessante Details zu ihren jeweiligen Arbeitsfeldern.

Kontakt und Information

Dr. Sandra Beaufaj's
KoFo Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
sandra.beaufaj's@netzwerk-fgf.nrw.de

Petra Merenheimo

Gender & Sozialwirtschaft

Bericht zur Online-Fachtagung am 02.12.2022

Am Freitag, den 2. Dezember 2022, organisierten die IU Internationale Hochschule und die Bundesarbeitsgemeinschaft Sozialmanagement/ Sozialwirtschaft an Hochschulen e. V. eine gemeinsame Fachtagung zum Thema Geschlecht und Sozialwirtschaft. Die Geschlechterperspektive ist zwar in Konzepten wie Diversity Management beinhaltet, verdient aber auch als eigenständiger Einflussfaktor und Strukturkategorie gesonderte Aufmerksamkeit, nicht zuletzt wegen des großen Anteils an weiblichen Beschäftigten in der Sozialwirtschaft. Die Tagungsvorträge haben die Bedeutung des Geschlechts in der Sozialwirtschaft aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet.

Prof. Dr. Ulrike Knobloch von der Universität Vechta betonte die Kalkulationsregeln und -praktiken der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (VGR), die nach wie vor die Bedeutung der Sorgetätigkeiten herunterspielen. Da nur die monetär erfassten Transaktionen in der Statistik auftauchen, bleiben alle unentgeltlich erbrachten Sorgetätigkeiten unerkannt. Trotzdem wird immer noch davon ausgegangen, dass diese Tätigkeiten weiterhin wie aus dem Nichts erbracht werden. In diesem Zusammenhang spricht Prof. Dr. Knobloch von einem „Tischlein deck dich“-Phänomen nach dem berühmten Märchen der Brüder Grimm. Umgekehrt sorgt die Auslagerung von unbezahlten Sorgetätigkeiten auf den Markt für einen Pseudowachstum-Effekt in der VGR. Prof. Dr. Knobloch plädiert dafür, dass die Sorgetätigkeiten und -systeme explizit und aus der Geschlechterperspektive auf der Makroebene analysiert werden sollen. Christoph Sanders vom Konzeptwerk Neue Ökonomie e. V. zeigte mit konkreten Beispielen, wie die ungleich verteilten Sorgetätigkeiten auf der individuellen Ebene sichtbar gemacht werden können. Das Ziel ist, makroökonomischen Größen wie dem Wirtschaftswachstum kritisch zu begegnen und geschlechterbasierte Ungleichheiten verständlich

zu machen. Das Konzeptwerk hat eine Vielzahl von Methoden entwickelt, die in der Lehre und in den Einrichtungen eingesetzt werden können. Die Methoden sind auf der Webseite des Vereins auffindbar.

Prof. Dr. Susanne Dreas von der Hochschule Neubrandenburg betonte, dass die Sozialwirtschaft durch die horizontale Segregation gekennzeichnet ist: Circa 80 % der Beschäftigten in der Branche sind weiblich. Andererseits sorgt die vertikale Segregation dafür, dass 80 % der Führungskräfte männlich sind. Die Berufs- und Karriereplanung weiblicher und queerer Beschäftigten brauchen besondere Aufmerksamkeit. Prof. Dr. Dreas erkennt insbesondere an der lebensphasenorientierten Personalplanung eine nützliche Personalstrategie für die Sozialwirtschaft. Dr. Marita Alami aus dem Arbeitskreis Kölner Frauenvereinigungen demonstrierte, dass durch überparteiliche und überkonfessionelle Kooperationen spürbare Änderungen in der Politik auf der kommunalen Ebene möglich sind. Der Arbeitskreis hat dazu beigetragen, dass Gender Budgeting in die wirkungsorientierte kommunale Haushaltsplanung in Köln eingeführt wird. Im kommunalen Haushalt sollen Kennzahlen aus der Geschlechterperspektive analysiert und gebildet werden. Bei der Implementierung des Gender Budgetings wünscht sich Dr. Alami eine aktive Mitwirkung der sozialen Organisationen. Prof. Dr. Bärbel Schomers von der IU Internationale Hochschule plädiert für eine aktive Rolle der Sozialen Arbeit und Sozialarbeiter:innen gegen die Ökonomisierung des Sozialen. Menschengemachte Regeln in der Sozialwirtschaft sind verhandelbar und sollen stärker die Aspekte der professionellen Sozialen Arbeit berücksichtigen. Prof. Dr. Schomers sieht die Berufsverbände und Gewerkschaften in der Pflicht, ihre Verhandlungsmacht auszuüben, um die Arbeitsbedingungen in der Sozialen Arbeit nachhaltig zu verbessern.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Petra Merenheimo
IU Internationale Hochschule
petra.merenheimo@iu.org

Buchbesprechungen

Gerda Breuer rezensiert

MMS (Hrsg.), (2020): *Natural Enemies of Books. A Messy History of Women in Printing and Typography*

192 Seiten, £12.50, ISBN 978-0-9954730-3-4, Occasional Papers

In den letzten Jahren ist viel von der Revision der Disziplin Designgeschichte die Rede, davon, die traditionellen Erzählungen infrage zu stellen. Die am häufigsten zitierte diskursive Referenz im Grafikdesign, die die vermeintlichen Gewissheiten kritisch hinterfragt und Gegenentwürfe formuliert, ist Martha Scotfords „Toward an Expanded View of Women in Graphic Design: Messy history vs neat history“ von 1994. „Messy“ ist inzwischen zum Zauberwort einer jüngeren Generation von schreibenden Grafikdesigner*innen geworden und taucht in jeder Publikation auf, die sich kritisch mit der Historiographie von Grafikdesign auseinandersetzt.

Ausgangspunkt von Scotfords Untersuchung war eine Statistik von Philip B. Meggs mehrfach aufgelegtem Standardwerk „History of Graphic Design“ (1983), das so bekannt ist, dass es in den letzten Editionen schon nur noch unter dem Titel „Meggs' History of Graphic Design“ firmiert. Seinem Buch wurde eine äußerst geringe Erwähnung von Grafikdesignerinnen in der Geschichte nachgewiesen. Es geht Scotford aber nicht nur um die quantitative Unterrepräsentanz an Frauen in der Designgeschichte, sondern die Kategorie Gender zählt zu den wichtigsten Kritikpunkten der Ungleichheitskategorien von „class, race and gender“, die seit geraumer Zeit den kritischen Rahmen für Untersuchungen abstecken. Scotford hatte diesen Mangel bereits drei Jahre zuvor in ihrer Kritik am Kanon sowohl des „guten“ Designs als auch der männerdominierten Designhistoriographie in ihrem Beitrag mit dem Titel „Is there a Canon of Graphic Design History?“ in Zusammenhang mit der Unterrepräsentanz von Frauen gebracht. Mit beiden Texten setzen sich seither etliche Fachvertreter*innen auseinander und untersuchen ihre Aussagen auf die jeweilige Gegenwart hin.

In der Tat brauchen Leser*innen auch heute nicht weit in die Geschichte zurückzugehen, um die Ignoranz gegenüber den Werken von Frauen in den Überblickswerken vorzufinden. Die Ausschließung von Frauen ist bis heute hartnäckig in den Publikationen, wenn man allein Jens Müller/

Julius Wiedemanns neuestes Monumentalwerk „Geschichte des Graphikdesigns“, das der Verlag Taschen in zwei Bänden herausgegeben hat, betrachtet. Die Autoren steigern sich bei den jeweils 2500 Beispielen von Grafikdesign pro Band in der Absenz von Frauen. Grafikdesignerinnen werden nur zu einem verschwindend geringen Teil erwähnt, und wenn überhaupt, dann nur mit den sattsam bekannten wenigen Beispielen.

Eine Welle an Buchveröffentlichungen und Ausstellungen, z. B. online ab Juni 2022 in der Kunstbibliothek Berlin und demnächst, ab Januar 2023, im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, im Vitra Design Museum, Weil am Rhein, 2021/22, dem Bröhan Museum Berlin 2022 und dem Ulmer Museum 2019, die ein anderes Bild von Gender und Design vermitteln, kann indes nicht wirklich übersehen werden. Großartig angelegte monographische Ausstellungen wie die über Charlotte Perriand, die fast nur bekannt war als Assistentin des berühmten Architekten Le Corbusier; dann die kleine, aber sehr feine Ausstellung über Anni Albers, die bislang meist nur als Ehefrau des Bauhausmeisters Josef Albers Erwähnung fand, in der Tate Modern in London und im Düsseldorfer K20, auch die vielen Veröffentlichungen und Ausstellungen über Frauen am Bauhaus anlässlich des 100. Gründungsjubiläums der Schule 2019 – sie und viele andere, besonders auch in England und den USA, verweisen auf die Fülle an neueren Aktivitäten, Licht in das Dunkel von Frauenexistenzen in der Designgeschichte zu bringen.

Eine bemerkenswerte, wenn auch kleinere Publikation (mit begleitender Ausstellung in Stockholm) beleuchtet den Zusammenhang von Frauen im Buchgewerbe auf besondere Weise. Sie geht dabei auf eine kleine Tradition zurück, die in letzter Zeit an Attraktivität gewonnen hat: Unterstellt man Frauen, dass sie, vor allem in Industrieunternehmen wie den großen Druckereien, die „unseen hands“ im Hintergrund sind, wollen Designhistorikerinnen und Grafikdesignerinnen nun auf deren Existenz aufmerksam machen.

Am 18. August 2022 wurde in der Galerie A-Z in Berlin das Buch der drei schwedischen Grafikdesignerinnen Maryam Fanni, Matilda Flodmark and Sara Kaaman (MMS) mit dem Titel „Natural Enemies of Books: A messy History of Women in Printing and Typography“ vorgestellt. Das Buch war 2020 im Occasional Verlag, London, publiziert worden und ist seither sehr nachgefragt in einschlägigen Kreisen von jungen Frauen im Design und im Buchgewerbe. Sogar eine Ausgabe in Portugiesisch ist für den lateinamerikanischen Raum in Vorbereitung.

Bezeichnenderweise war es nun Teil der ersten Veranstaltung der „Counter Sessions“, einem neuen Format von Veranstaltungen, an denen gegenkulturelle Ansätze im Grafikdesign diskutiert werden. Unter dem Titel „Ever since the days of Mrs. Gutenberg ...“ verstand sich die Veranstaltung als lockerer Austausch „an der Bar“, geht doch der von Anja Lutz und Jens Bauermeister geführte Ort auf die legendäre Flipper Bar zurück, die inzwischen eine Geschichte von 22 Jahren hat. Sie soll nicht zuletzt an die „wilden Jahre“ der Wiedervereinigung in Berlin erinnern.

„Natural Enemies of Books“ greift eine Publikation auf, die heute geradezu ikonischen Charakter unter denjenigen Frauen hat, die mit dem Buchgewerbe zu tun haben – von Grafikdesignerinnen über Schriftstellerinnen, Druckerinnen und Verlegerinnen und all den mehr oder weniger anonymen Frauen, die mit dem Gewerbe verbunden sind: „Bookmaking on the Distaff Side“. Es wurde 1937 von einer kollaborativen Gruppe von amerikanischen Verlegerinnen mit dem Namen „The Distaff Side“ herausgegeben. Angeführt wurde die Gruppe von Edna Beilenson, der Verlegerin von Pauper Press in New York. „The Distaff Side“ war eine lose Verbindung von Frauen, die in unterschiedlichen Positionen mit dem Buchgewerbe zu tun hatten und die dagegen protestierten, dass Frauen in den einschlägigen Interessenvertretungen nicht zugelassen waren.

„Bookmaking on the Distaff Side“ ist ausschließlich von Frauen gestaltet und gedruckt worden. In dem Buch vereinen sich Beiträge von Schriftstellerinnen, u. a. Gertrude Stein, Grafikdesignerinnen, Buchbinderinnen, Typografinnen, Illustratorinnen und Verlegerinnen aus verschiedenen kleinen Druckereien oder Einzelpersonlichkeiten. Es versammelt Essays, Satiren, persönliche Erfahrungsberichte, Gedichte, programmatische Texte und typografische Experimente. Zugleich ist es zusammengesetzt aus unterschiedlichen Papierarten, Schriftarten und individuellen Layouts. Da die Verlage in der Tradition des „Private Press Movements“, einer Bewegung von privaten, kunsthandwerk-

lich orientierten Alternativdruckereien seit Ende des 19. Jahrhunderts, standen, sind die Beiträge äußerst sorgsam, manchmal per Hand, gefertigt. Der Name der Grafikdesignerinnen und anderer Mitarbeiterinnen ist jeweils erwähnt. Es wurde zusammengestellt, gebunden und veröffentlicht von Jumbo Press.

Bekannt wurde Anne Lyon Hights Beitrag „Are Women the Natural Enemies of Books?“ in diesem Buch. Haight (1891–1977) war eine amerikanische Autorin und Sammlerin von seltenen Büchern. Mit dem Titel bezieht sie sich auf William Blakes „The Enemies of Books“ von 1880, der alle Feinde von Büchern, vom Feuer über Ignoranz, Bücherwürmer, Buchbinder, Sammler bis hin zu Kindern auflistet. Frauen sind zwar in der Aufzählung nicht erwähnt, aber, wie die Autorin meinte, gab es genug Beispiele in der Geschichte, die Frauen als Feinde von Büchern beschrieben. Von den Diskriminierungen von Frauen im Buchgewerbe ist denn auch in der neuen Publikation, die sich auf diesen Aufsatz bezieht, viel die Rede.

Das Frauenkollektiv MMS, dessen Schwerpunkt neben dem Feminismus die Arbeiterbewegung in Schweden ist, untersucht nun, ob sich die Arbeits- und Lebensbedingungen im Buchgewerbe seit 1937 geändert haben. Das kleine Buch will, wie sein Vorbild, ein demokratisches Versprechen einlösen, indem es viele diverse Stimmen zu Gehör bringt, die mit dem Buchgewerbe, vor allem mit dem Bereich der Produktion, oder Alternativen zu tun haben. Da ist Jess Baines von See Red Woman Workshop, der als Frauenkollektiv geführt wurde und der in den 1970er- und 1980er-Jahren in London im Rahmen der Stadtteilarbeit und der zweiten Frauenbewegung Protestplakate im Siebdruckverfahren druckte. Da sind Kathleen Walkup und Ida Börjel, die über einige Individuen, die in die einstige Gemeinschaftsarbeit involviert waren, schreiben, wobei auch Berühmtheiten wie Beatrice Warde und Gertrude Stein erwähnt werden. Die Ökonomin Ulla Pikanter beschäftigt sich mit den historischen Arbeitsbedingungen, unter denen Frauen im Buchgewerbe zwischen 1800 und 1900 existierten. Hinzu kommen Stimmen aus verschiedenen Disziplinen und Institutionen: Schriftsteller*innen, Journalist*innen, Ökonom*innen, auch Vertreterinnen der Gewerkschaft, die einen Beitrag beisteuern und die Situation von Frauen im Buchgewerbe über mehrere Dekaden beleuchten.

Inger Hummelsjö, Verlegerin einer unabhängigen sozialistischen Zeitschrift in Schweden und Doktorandin, die über die Arbeiterkultur von Typograph*innen schreibt, berichtet beispielsweise in einem Interview über die einstmals angesehene, gebildete Berufsgruppe in der Zeit vor der Ände-

zung der Medienlandschaft durch die elektronischen Druckverfahren. Sie schildert die Arbeit als von einem dominanten Männlichkeitshabitus geprägt. Frauen, die in diesem Bereich arbeiteten, wurden so gut wie nicht anerkannt.

Ingegärd Waaranperä, selbst einstmals Typographin in einem der Workshops, die alternative Magazine in den 1970er- und 1980er-Jahren im Eigenverlag herausgaben, bevor sie Verlegerin und Journalistin wurde, berichtet über die Arbeitsbedingungen in verschiedenen Druckereien. Gail Cartmail, Vertreterin der englischen Gewerkschaft „Unite“ und selbst in den 1970er- und 1980er-Jahren Arbeiterin in Druckereien und Verlagen, beschreibt die Zustände der ungleichen Bezahlung der Geschlechter in den Druckereien. Fast alle Autor*innen berichten über Arbeitskulturen und lassen die typischen Bereiche des Grafikdesigns, die sich nur auf wenige „gute“ Ergebnisse konzentrieren, außen vor.

Nur wenige Ausnahmen in der Designgeschichte haben einen solchen Zugang zu ihrer Disziplin

an konkreten Beispielen umgesetzt. Beispielsweise motivierte die englische Designhistorikerin Cheryl Buckley, ihre Arbeit über die Keramikindustrie mit dem Titel *Potters and Paintresses* (1990) und der Ignoranz, mit der man der Arbeit der Malerinnen begegnete, zu dem vielbeachteten Beitrag „Made in Patriarchy: Toward a Feminist Analysis of Women and Design“, veröffentlicht 1986. Fiona Ross vom Department of Typography and Graphic Communication an der University of Reading, England, hat gerade eben ihre Forschung über Frauen in den Monotype-Zeichenbüros veröffentlicht.

Über allem steht in dieser Forschung die Frage, die sich auch die MMS-Gruppe gestellt hat: Hat sich die Situation grundlegend geändert? Eins ist zumindest sicher: Von den Stereotypen der Designhistoriographie im Grafikdesign, die sich vorwiegend auf einzelne Entwerfer*innen, das Buchobjekt und auf das „gute“ Design konzentrieren, rückt der Band bewusst ab.

Kontakt und Information

Prof (i. R.) Dr. phil. Gerda Breuer
info@gerdabreuer.de

Uta C. Schmidt rezensiert

Elisabeth Heinrich (Hrsg.), (2022). Beharrlichkeit, Geduld – und ein langer Atem. 50 Jahre Frauen – Frauenförderung – Gleichstellung an der Universität Siegen

230 Seiten, 24,00 €, ISBN 978-3-96182-122-8, universi, Siegen

Der Titel gibt genau das wieder, um was es in der höchst informativen, facettenreichen und umfangreich bebilderten Publikation geht: um Beharrlichkeit, Geduld und um einen langen Atem. Der Untertitel deutet zudem die historische Entwicklung des Feldes von der Frauenförderung zur Gleichstellung an und zeigt eindrücklich, „dass Wollen und Können sich in der Dimension ‚Zeit‘ realisieren müssen“ (S. 22). Es ist Elisabeth Heinrich, Gleichstellungsbeauftragte der Universität Siegen, nicht hoch genug anzurechnen, dass sie anlässlich des 50-jährigen Hochschuljubiläums der Universitätsgeschichtsschreibung historische Dimensionen von Frauenförderung und Gleichstellung hinzufügt – dies zusätzlich zu ihrer verantwortungsvollen, zeit- und kräftezehrenden Arbeit als Gleichstellungsbeauftragte. Der hier vorgelegten Geschichte kommt eine Bedeutung für das institutionelle Gedächtnis der Universität zu und sie ist selber Form und Ausdruck von Gleichstellungspolitik. Denn das Jubiläum als kulturelle Ausdrucksform trägt zutiefst patriarchale Züge. Es ist kulturgeschichtlich

geradezu definiert durch den Ausschluss von Frauen. So gibt uns das Grimmsche Wörterbuch mit auf den Weg: „jubelfest; mittellat. jubilæum, im geistlichen Sinn, auch von der feier einer fünfzigjährigen priester- oder ordensweihe; heute im allgemeinen gebrauch, von einer hundert-, fünfzig-, fünfundzwanzigjährigen gedenkfeier: das jubiläum der universität; das jubiläum eines beamten, eines predigers“.¹ Nun wird das Jubiläum der Universität also auch auf dem Feld der Gleichstellung begangen.

Die Publikation anlässlich des Siegener Jubiläums gliedert sich in vier Teile, die jeweils chronologisch angelegt sind, was der Orientierung in Raum und Zeit dienlich ist. Da die Beiträge recht unterschiedlich verfasst sind, von Interviews über Nachdrucke wichtiger Artikel bis hin zu Kurzporträts und historischen Analysen, entsteht durch die chronologische Struktur keine lineare Erfolgsgeschichte. Auch die Positionen aus verschiedenen Statusgruppen, von den Rektoren bis zu den Studierenden, über Personalvertretungen bis hin zu Angehörigen des wissenschaftlichen

¹ Vgl. „JUBILÄUM, n.“, Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 10, Sp. 2343, Z. 36, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=J01052>, abgerufen am 05.12.2022.

Personals und zu Beschäftigten in Technik und Verwaltung, fügen sich zu einer multiperspektivischen Darstellung.

Teil I umfasst die Anfangszeit der ehemaligen Universität Gesamthochschule Siegen und arbeitet heraus, welche Rolle Frauen in dieser frühen Universitätsgeschichte spielen. Er stellt die 1972 erfolgte Gründung in den Kontext wissenschafts- und bildungspolitischer Reformpläne der nordrhein-westfälischen Landesregierung. Zugleich werden auch die gesellschaftlichen Diskurse und mentalen Verfasstheiten aufgespannt, mit denen sich die beginnende Frauenförderung auseinandersetzen musste – anders formuliert: auf die sie mit ihren Forderungen prallte. Die Zitate von Sekretärinnen und Sachbearbeiterinnen, dem Sonderinfo 20 Jahre Frauen an der Universität Gesamthochschule Siegen entnommen und hier noch einmal zur Erinnerung abgedruckt, zeigen die Rollenklischees und vor allem die hierarchischen Verhältnisse, in denen sie in den 70er- und 80er-Jahren zu arbeiten hatten: „Es gibt wirklich viele Professoren, die benutzen einen, wie sie ein Stück Papier benutzen, wie sie einen Bleistift brauchen“ (S. 35). Anfang der 1980er-Jahre begann das Thema „Frauen“ an der GH Siegen zunehmend an Bedeutung zu gewinnen, entsprechend der gesellschaftlichen Präsenz der Frauenbewegungen. 1981 gründete das Frauenreferat der Gesamthochschule gemeinsam mit anderen Gruppierungen das Kultur- und Kommunikationszentrum für Frauen in der Stadt, Studentinnen gaben die Zeitschrift *Melusine* heraus, die der Sichtbarmachung und Vernetzung bestehender Frauengruppen diente. Die vom AStA herausgegebene Zeitschrift *Basta!* brachte ebenfalls immer wieder Artikel zu gleichstellungspolitischen Fragen und spiegelte damit, dass das Thema ‚Frauen‘ und ihre Forderungen an die Hochschule als Ausbildungs- und Arbeitsplatz zunehmend ins Bewusstsein rückte.

Teil II gilt den Anfängen institutionalisierter Frauenförderung. Sie nahm zu einer Zeit Fahrt auf, als der Frauenanteil an Professuren in Siegen bei 2,5 Prozent und am wissenschaftlichen Personal unterhalb der Professur bei 10,3 Prozent lag (S. 55). Eine hochschulpolitische Frauenbewegung formierte sich in Nordrhein-Westfalen als Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen in NRW, die Politik, Gewerkschaften und Öffentlichkeit mit der geringen Partizipation von Frauen an höher qualifizierten Abschlüssen und an den Spitzenpositionen in der Wissenschaft konfrontierte. Die 1985 ins III. Kabinett Rau berufene Wissenschaftsministerin Anke Brunn schrieb in ihr Hochschulrahmengesetz, dass die Hochschulen verpflichtend an der Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile hinwirken

sollen. 1986 erließ sie die „Grundsätze über die Frauenförderung an den Hochschulen“, die auf eine systematische Berücksichtigung von Frauen in Berufungs- und Personalauswahlverfahren und die Einrichtung einer Frauenbeauftragten an den Universitäten zielten. Das im Oktober 1985 in Kraft getretene Wissenschaftliche Hochschulgesetz machte Frauenförderung zu einer Aufgabe der Hochschulen und die Einrichtung einer Frauenbeauftragten verbindlich. Seit dem Frühjahr 1989 gab es an der Universität Gesamthochschule Siegen einen gewählten Frauenrat und eine von diesem Rat gewählte Frauenbeauftragte, die vom Rektor bestellt wurde. Der Nachdruck eines Interviews mit der ersten Frauenbeauftragten, Doris Funk, aus der Siegener Hochschulzeitung 1989 gibt einen Einblick in die durch und durch männlich strukturierte Hochschulkultur und die Strategien der Kollegen, ihre Pfründe zu verteidigen. Schnell zeichnete sich ab, dass trotz des großen Engagements der Frauenbeauftragten und der in den Frauenrat gewählten Mitglieder nicht mit schnellen Erfolgen zu rechnen war. Die Bereitschaft zu einer Auseinandersetzung „mit der strukturellen Benachteiligung von Frauen in der Wissenschaft, mit der Undurchlässigkeit bestehender Männernetzwerke und den Mechanismen homosozialer Reproduktionen“ (S. 82) war in der männlich strukturierten Hochschulkultur eher gering.

Teil III widmet sich der Gleichstellungspolitik seit den 1990er-Jahren und ihrer Ausgestaltung im Kontext einer neuen Hochschulgovernance, die sich bei weitgehendem Rückzug des Staates an der Politik des ‚New Public Managements‘ und an ökonomischen Anreizsystemen orientierte und im 2007 in Kraft getretenen sogenannten ‚Hochschulfreiheitsgesetz‘ seinen Ausdruck fand. Zudem richteten sich Frauenförderung und Gleichstellung der Geschlechter zunehmend am Ansatz des Gender Mainstreaming aus, das seit dem Amsterdamer Vertrag von 1997 zum Leitprinzip der Europäischen Union wurde und so auch in die Gesetzgebung Nordrhein-Westfalens Eingang fand. Für die Gleichstellungspolitik ergaben sich daraus neue Herausforderungen. Doch blieben zugleich alte Aufgaben weiterhin dringlich zu bearbeiten, wie zum Beispiel der Ausbau zur familiengerechten Hochschule. Die Gleichstellungsarbeit nahm zunehmend die Belange von Personen mit nicht-binärer Geschlechtsidentität, trans*Personen und LHBTQ* in den Blick, um die Chancengleichheit aller Geschlechter zu ermöglichen. Die 2020 vom Senat verabschiedete „Richtlinie für einen respektvollen Umgang an der Universität Siegen“ versteht sich in einem umfassenden Sinne als Antidiskriminierungsrichtlinie und schließt Diskriminierung aufgrund der

ethnischen Herkunft oder rassistischer Zuschreibungen, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, einer chronischen Krankheit oder des Alters ebenso ein wie die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts oder der sexuellen Identität. Zudem nimmt die Gleichstellungsarbeit zunehmend intersektional die Dimension Geschlecht in ihrer Verschränktheit mit anderen Ungleichheitsdimensionen in den Blick.

Teil IV schließlich stellt Wissenschaftler:innen und Siegener Frauen- und Geschlechterforschung seit den Anfangsjahren vor und porträtiert die ab 1993 in Siegen geschaffenen Genderprofessuren, die die disziplinäre Grundlage für das 2007 gegründete Zentrum für Gender Studies an der Universität Siegen – Gestu_S bilden. Fachprägende Wissenschaftler:innen, die später an andere Universitäten berufen wurden, begannen ihre Hochschulkarriere in Siegen. Hier erfahren

wir, warum Siegen bereits in den 1970er-Jahren als Hotspot der Männerforschung galt, dass hier ein renommierter Schwerpunkt „Philosophische Geschlechtertheorie“ aufgebaut wurde, dass lange, bevor Geschlechterforschung unter dem Label Gender Studies formierte, in Siegen bereits schwerpunktmäßig zu Literatur und Homosexualität geforscht wurde. Und der Aufsatz von Uta Fenske und Bärbel Kuhn „Von der Frauengeschichte zu den Gender Studies“ liest sich als eine komprimierte, sachkundige Einführung in die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte des Feldes.

Am Ende der erkenntnisreichen Publikation haben wir die Universität Siegen unter vielgestaltigen gleichstellungspolitischen Fragen kennengelernt und wissen nun, dass Siegen nicht am Rande von Nordrhein-Westfalen liegt, sondern mittendrin im hochschulpolitischen Geschlechterthema.

Kontakt und Information

Dr. Uta C. Schmidt
KoFo Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
utac.schmidt@netzwerk-fgf.
nrw.de

Neuerscheinungen

Zeitschriften:

Carla Wember, Jana Rückert-John (Hrsg.), (2022): Ernährungspraxis im Wandel

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2022, 14. Jahrgang – Vol. 14, Heft 3/22, 161 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Praktiken der Ernährung sind auf unterschiedliche Weise mit Geschlechterverhältnissen verschränkt. Der Heftschwerpunkt wirft die Frage nach der Ko-Konstitution und damit auch Persistenz von Geschlechter- und Ernährungsordnungen auf. Die Beiträge beschäftigen sich aus verschiedenen disziplinären Perspektiven damit, wie Wandlungsprozesse von Ernährungspraktiken mit Geschlecht in Wechselwirkung stehen, und folgen dabei den Lebensmitteln von der Produktion bis hin zur medialen Verhandlung. Im Offenen Teil der Zeitschrift wird eine Verhältnisbestimmung zwischen wissenschaftlichem und feministischem Geschlechterwissen vorgenommen, der Stand und die Potenziale der sozialwissenschaftlichen Menstruationsforschung werden aufgearbeitet, die Liberalisierung des Abtreibungsrechts in Frankreich und Westdeutschland wird vergleichend untersucht und ein biografiegeschichtlicher Aufsatz widmet sich der US-amerikanischen Aktivistin gegen Kinderarbeit Florence Kelley. Vier Rezensionen zu aktuellen Publikationen der Geschlechterforschung bilden wie immer den Abschluss des Heftes.

Kontakt und Information

Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

onlinejournal kultur & geschlecht, Nr. 29 (Juli 2022)

Die vier Artikel der vorliegenden 29. Ausgabe des onlinejournals *kultur & geschlecht* verfolgen sehr unterschiedliche Anliegen, die sich im weitesten Sinne auf dem Spektrum zwischen Aktivismus und Populärkultur positionieren lassen. Aktivistische Bewegungen on- und offline bilden einen Schwerpunkt, der mit einer Betrachtung antirassistischer Arbeit in sozialen Medien und einer Untersuchung der Mobilisierung der Ikonografie der US-Serie *The Handmaid's Tale* in Pro-Choice-Protesten abgedeckt ist. Am anderen Ende des inhaltlichen Spektrums dieser Ausgabe widmen sich zwei weitere Artikel der ästhetischen

Analyse audiovisueller Medien, nämlich der letztjährig erschienenen Marvel Studios-Serienproduktion *WandaVision* sowie dem japanischen Animationsfilm *The Adolescence of Utena* aus dem Jahr 1999, die hinsichtlich ihrer Überkreuzung von Genre- und Genderkonventionen respektive ihrer Konstruktion von queeren Räumen und Zeitlichkeiten befragt werden.

Das onlinejournal *kultur & geschlecht* ist ein transdisziplinäres Forum für Nachwuchswissenschaftler*innen der Ruhr-Universität Bochum, die zu Geschlechterfragen und ihren Kontexten forschen. Es wird am Lehrstuhl für Medienöffentlichkeit und Medienakteure mit besonderer Berücksichtigung von Gender des Instituts für Medienwissenschaft von Astrid Deuber-Mankowsky und Jasmin Degeling herausgegeben, gefördert von der Fakultät für Philologie und dem Rektorat der RUB.

Kontakt und Information

Dr. des. Jasmin Degeling
jasmin.degeling@ruhr-uni-bochum.de

LAG Mädchen*arbeit in NRW e. V. (Hrsg.), (2022): Armut, Klasse, Klassismus

Betrifft Mädchen, Heft 4, 10,00 Euro, ISSN 1438-5295, Beltz Juventa, Weinheim

In dieser BEM geht es um klassismuskritische Perspektiven auf und für die Mädchen*arbeit. Die Lebensrealitäten von Mädchen* sind von sozialen Ungleichheits- und Machtverhältnissen intersektional durchzogen und so erleben sie unterschiedliche Formen der Benachteiligung. Die Coronapandemie verstärkt diese Ungleichheiten in unvorhersehbarer Weise und dabei sind Mädchen* aus einkommensschwachen Familien, der Arbeiter*innen- oder Armutsklasse besonders betroffen. Mit dem Thema dieses Heftes soll ein Beitrag dazu geleistet werden, die Auswirkungen von Armut, Klasse und Klassismus auf verschiedenen Ebenen zur Sprache zu bringen. Denn darin liegt eine Schwierigkeit – über Klasse zu sprechen, besonders in der pädagogischen Praxis. Die Beachtung der Kategorie ‚Klasse‘ zeigt sich jedoch als gewichtiger und persistenter Faktor sozialer Ungleichheit für das Verstehen der Lebenszusammenhänge von Mädchen* und er scheint im Zuge der Betonung der Intersektionalität von Kategorien in gewisser Weise in den Hintergrund gerückt zu sein.

Daher geht es in dieser BEM zum einen darum, den Blick darauf zu legen, welche Auswirkungen klassistische Machtverhältnisse auf die Lebensrealitäten von Mädchen* haben, die etwa in einkommensarmen Familien aufwachsen, die ihre Kinder alleine betreuen müssen und arbeiten oder eine Ausbildung machen – es geht um Mädchen* und junge Frauen*, die auf der Straße leben oder die in der Jugendhilfe aufwachsen und die Hilfen dieser verlassen (müssen). Zum anderen werden Fragen für die Praxis gestellt: Wie können pädagogische Fachkräfte den Auswirkungen von Klassismus begegnen und wie könnte eine klassismuskritische Mädchenarbeit aussehen?

Mit Beiträgen von: Anja Stahl, Bettina Ritter, Francis Seeck, Maria Peixoto, Marie Kottwitz und Tanja Abou.

Kontakt und Information

LAGM*A NRW
lag@maedchenarbeit-nrw.de

Geschlecht – Gewalt – Global

Femina Politica 2022, 31. Jahrgang – Vol. 31, Heft 2/22, 180 Seiten, ISSN 1433-6359, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Die Ausgabe der Femina Politica widmet sich multiperspektivisch diesem spezifischen Zusammenhang von Gewalt und Geschlecht in einer globalen Dimension. Insbesondere in Zeiten von Krisen, Konflikten und Kriegen sind soziale und politische Rechte im Allgemeinen und Frauen- und Geschlechterrechte im Besonderen verstärkt Angriffen ausgesetzt. Die Beiträge im Schwerpunkt widmen sich den Themen Femizid, Gewalt gegen Schwarze Frauen in der Politik, dem zumindest teilweise geschlechtersensiblen Wandel von Rechtssystemen, Reparationen nach sexualisierten Kriegsverbrechen und neuen autoritären Bestrebungen mit Blick auf Anti-LGBTQI*-Politiken. Mit Beiträgen von: Julia Roth, Heidemarie Winkel, Alexandra Scheele, Ana Maria Miranda Mora, Karina Theurer, Livia de Souza Lima u. a.

Kontakt und Information

Dr. Alexandra Scheele
alexandra.scheele@uni-bielefeld.de

Bücher

Beate Kortendiek, Lisa Mense, Sandra Beaufaÿs, Jenny Bünnig, Ulla Hendrix, Jeremia Herrmann, Heike Mauer, Jennifer Niegel (2022): Gender-Report 2022. Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Hochschulentwicklungen – Gleichstellungspraktiken – Ungleichheiten im Mittelbau

Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 39, 400 Seiten, ISBN 978-3-936199-38-3, Essen

Der fünfte Gender-Report über die Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen ist erschienen. Den Schwerpunkt bildet eine aktuelle Studie zu Geschlechterungleichheiten im Mittelbau. Der Report enthält außerdem die Fortschreibung geschlechterbezogener Daten für die 37 Hochschulen in Trägerschaft des Landes. Darüber hinaus werden Gleichstellungspraktiken an den Hochschulen in NRW dokumentiert.

In Teil I wird die Geschlechter(un)gleichheit an den Hochschulen in NRW anhand hochschulstatistischer Daten gemessen und verglichen. Wie sind Frauen und Männer auf die Qualifizierungsstufen und Statusgruppen verteilt (vertikale Segregation) – und welche Entgeltungleichheiten zeigen sich bei Professorinnen und im MTV-Bereich? Welche Geschlechterungleichheiten werden sichtbar, wenn die Fächergruppen betrachtet werden (horizontale Segregation)? Die besondere Aufmerksamkeit gilt den 37 Hochschulen in Trägerschaft des Landes NRW.

In Teil II wird die Umsetzung der gesetzlichen Gleichstellungsvorgaben durch die Hochschulen analysiert und auf damit verbundene Herausforderungen eingegangen. Maßgeblich hierfür sind das Hochschulgesetz, das Kunsthochschulgesetz sowie das Landesgleichstellungsgesetz. Neben der Fortschreibung der Umsetzung von Gleichstellungsplänen, der geschlechterparitätischen Gremienbesetzung sowie der Gleichstellungsquoten werden u. a. Formen der Gleichstellungsgovernance, Maßnahmen zur Anerkennung von Geschlechtervielfalt sowie die Auswirkungen der Coronapandemie auf die Gleichstellungs- und Gremienarbeit untersucht.

In Teil III des Gender-Reports wird die Situation des akademischen Mittelbaus an Hochschulen in Nordrhein-Westfalen aus einer multidimensionalen Geschlechterperspektive untersucht. Dabei geht es um den Mittelbau nicht nur unter der Perspektive des akademischen „Nachwuchses“, sondern auch um den Blick auf aktuelle Beschäftigungsverhältnisse (auch unter Bedingungen der Coronapandemie). Arbeitszufriedenheit und Berufsperspektiven verschiedener Gruppen werden ebenso analysiert wie Erfahrungen von Benachteiligung, Unterstützung und Förderung an Hochschulen.

Der Gender-Report 2022 steht zum Download bereit und kann auch als Druckversion kostenlos bestellt werden unter: <https://www.netzwerk-fgf.nrw.de/koordinations-forschungsstelle/publikationen/studien-des-netzwerks/>

Gender-Report 2022 – Kurzfassung

Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 40, 44 Seiten, ISBN 978-3-936199-39-0, Essen

Die Kurzfassung richtet sich an Leser_innen, die sich einen kompakten Überblick über die zentralen Ergebnisse aller drei Teilstudien verschaffen wollen. Sie enthält außerdem die Handlungsempfehlungen, die aus der Schwerpunktstudie zum akademischen Mittelbau entwickelt wurden. Die Kurzfassung folgt in ihrer Gliederung der Langfassung des Gender-Reports, sodass sie auch zum schnellen Nachschlagen genutzt werden kann.

Sie steht zum Download bereit und kann auch als Druckversion kostenlos bestellt werden unter: <https://www.netzwerk-fgf.nrw.de/koordinations-forschungsstelle/publikationen/studien-des-netzwerks/>

Kontakt und Information

Dr. Beate Kortendiek
beate.kortendiek@netzwerk-fgf.nrw.de

Isabel Klein: Prekäre Intimität. Eine Ethnografie der Körperarbeit in Nagel- und Kosmetikstudios

Reihe Geschlecht und Gesellschaft, 248 Seiten, 49,99 €, ISBN: 978-3-658-39102-7, Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden

Intimität und intime Arbeit führen zu einer spezifischen Form der Prekarisierung, deren Konzeptualisierung auch über das untersuchte Feld hinausreicht und wichtige Impulse für die Erforschung des Wandels der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse liefert. Mit Blick auf das Forschungsdesiderat sogenannter einfacher feminisierter Dienstleistungen zeigt die Autorin, dass Arbeit, die sich mit dem Lebendigen befasst, weit mehr als Care-Arbeiten umfasst; Begriffe wie „einfache“ Dienstleistungen reproduzieren diesen Ausschluss und verkennen die Komplexität der verrichteten Arbeit an anderen Körpern.

Kontakt und Information

Dr. Isabel Klein
isabel.klein@soziologie.uni-muenchen.de

Birgit Erbe (2022): Gleichstellungspolitik im Kontext neuer Governance an Universitäten

313 Seiten, 54,99 €, ISBN 978-3-658-36916-3, Springer VS, Wiesbaden

Mit der Hochschulreform seit Ende der 1990er-Jahre sollte das ‚Steuerungsproblem‘ des Hochschulbereichs mit neuen, vom New Public Management geprägten Formen der Governance gelöst werden. Da das Steuerungsproblem auch auf die Hochschulgleichstellungspolitik zutrifft, sind die beiden zentralen Fragen der Untersuchung: Wo liegen die Chancen und Grenzen der veränderten Governance-Strukturen für Gleichstellungspolitik? Was bedeuten sie für die Praxis der Gleichstellungsakteur_innen an den Universitäten und für die Politik? Anhand von vier kontrastierenden Organisationsfallstudien wird nachvollzogen, wie es den untersuchten Universitäten trotz schwieriger Rahmenbedingungen gelingt, längerfristige gleichstellungspolitische Veränderungen innerhalb ihrer Organisationen zu realisieren und welche Faktoren dafür ausschlaggebend sind.

Kontakt und Information

Dr. Birgit Erbe
erbe@frauenakademie.de

Elisabeth Heinrich (Hrsg.), (2022). Beharrlichkeit, Geduld – und ein langer Atem. 50 Jahre Frauen – Frauenförderung – Gleichstellung an der Universität Siegen

230 Seiten, 24,00 €, ISBN 978-3-96182-122-8, universi, Siegen

Die Publikation zur Gleichstellung anlässlich des Siegener Universitätsjubiläums gliedert sich in vier Teile, die jeweils chronologisch angelegt sind, was der Orientierung in Raum und Zeit dienlich ist. Da die Beiträge unterschiedlich verfasst sind, von Interviews über Nachdrucke wichtiger Artikel bis hin zu Kurzporträts und historischen Analysen, entsteht durch die chronologische Struktur keine lineare Erfolgsgeschichte. Die Positionen aus verschiedenen Statusgruppen, von den Rektoren bis zu den Studierenden, über Personalvertretungen bis hin zu Angehörigen des wissenschaftlichen Personals und zu Beschäftigten in Technik und Verwaltung fügen sich zu einer interessanten, multiperspektivischen Darstellung.

Kontakt und Information

Dr. Elisabeth Heinrich
gleichstellungsbeauftragte@uni-siegen.de

Aufsätze/Berichte

Digo Chakraverty, Annika Baumeister, Angela Aldin, Ümran Sema Seven, Ina Monsef, Nicole Skoetz, Christiane Woopen, Elke Kalbe (2022): Gender differences of health literacy in persons with a migration background: a systematic review and meta-analysis

In: BMJ Open 2022;12:e056090, doi: 10.1136/bmjopen-2021-056090

Kontakt und Information

Digo Chakraverty, MSc. Psych.
digo.chakraverty@uk-koeln.de

Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 51/2022

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen

www.netzwerk-fgf.nrw.de